HAARHAUS

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Hist. pol. VI, 312

3129

Ub.

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 h. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachteu Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

SBR069026610821

CARTE von EUROPA

M. F.

Peter Parley's Erzählungen

über

Europa, Asien, Afrika und Amerika.

Zweite Auflage.

Mit 115 Abbildungen und 4 Kärtchen.

Carlsruhe.

Chr. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung.

[1845]

972/640

Vorwort.

Es gibt eine zahllose Menge von Jugendschriften, worunter sich viel Gutes und Brauchbares, aber doch weit mehr Geringes und Werthloses befindet. Meistens ist der Fehler dabei der, daß sie, wenn auch übrigens der Inhalt zweckmäßig erscheint, entweder in einem zu kindischen, tändelnden Style gehalten, oder aber in einer Weise geschrieben sind, welche die Fassungskraft der Jugend übersteigt. Diese beiden Klippen zu vermeiden, ist keine leichte Aufgabe; dennoch bleibt sie als hauptsächliche Bedingung, unter welcher es möglich wird, die Aufmerksamkeit des jungen Lesers zu fesseln und dessen Herz und Geist zu veredeln.

Gegenwärtiges Büchlein, das, wenige Aenderungen und Zusätze abgerechnet, ein treues Abbild eines englischen Werkes

ist, hält sich vielleicht unter tausenden am besten in der richtigen Mitte; es hat sich deshalb sowohl in Amerika, seinem ursprünglichen Vaterlande, als auch in England, einen guten Namen erworben, und erfreut sich in beiden Ländern einer außerordentlichen Verbreitung.

Der Hauptzweck des Büchleins ist, der Jugend die ersten Begriffe aus der Geschichte, Geographie und Völkerkunde zu geben; dazu ist aber die erzählende Form und der gemüthliche Ton, in welchem gleichsam das Verhältniß eines Großvaters zu seinen Enkeln zu erkennen, in hohem Grade geeignet, und unterhält fortwährend ein reges Interesse. Die naturgeschichtlichen und moralischen Belehrungen, die häufig eingestreut sind, erhöhen den Werth des Ganzen. Auch wird es den Eltern, die es gut mit ihren Kindern meinen, erwünscht sein, zu vernehmen, daß darin durchaus ein ächt religiöser, christlicher Sinn waltet.

Von Seiten des Verlegers wurde Alles aufgeboten, um die äußere Ausstattung des Inhaltes würdig herstellen zu lassen, und somit dürfte das Büchlein doppelt empfehlenswerth sein als ein passendes und schönes Weihnachtsgeschenk.

Der Herausgeber.

Peter Parley's Erzählungen

über

Europa.

1. Kapitel.

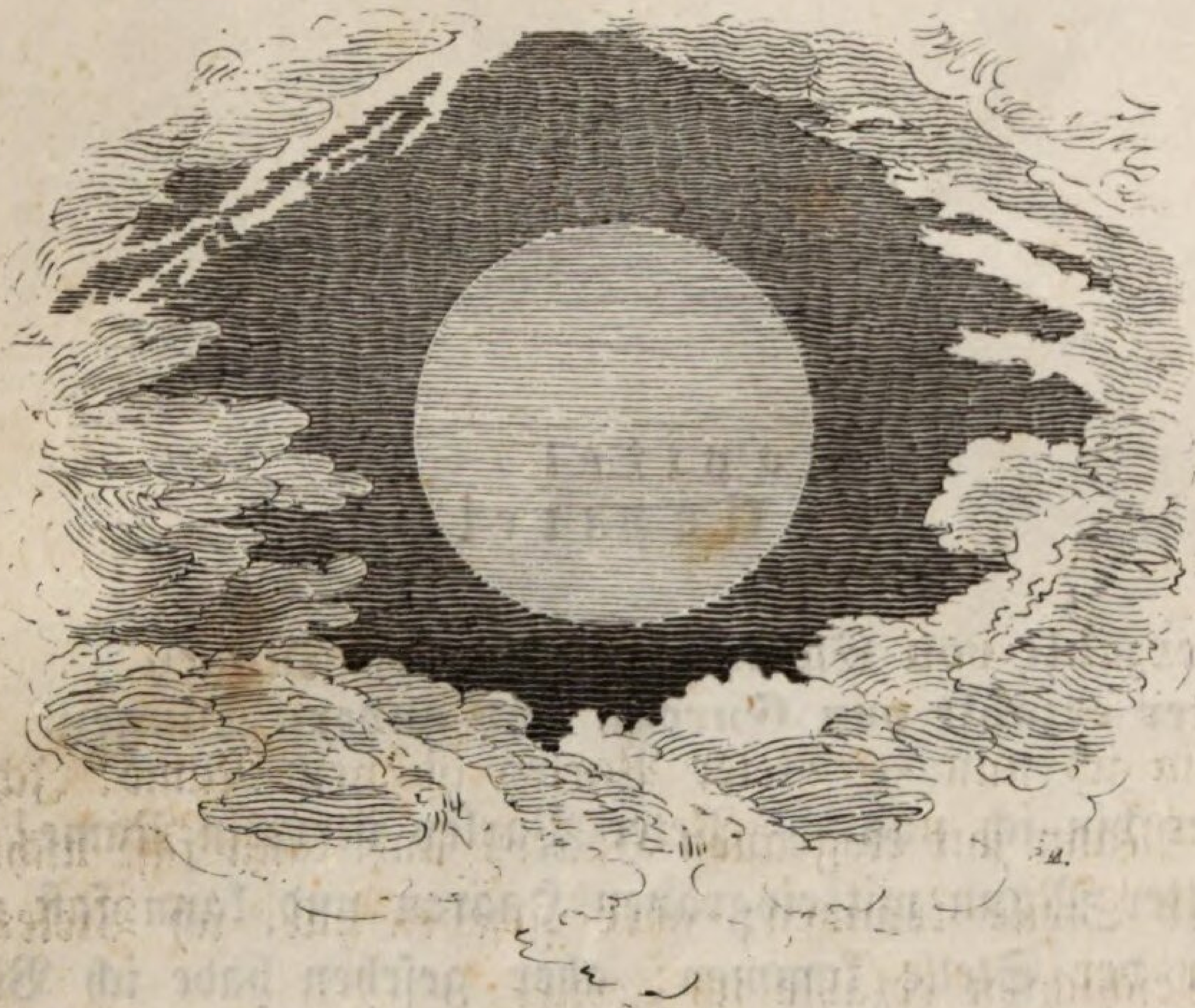
Peter erzählt von Europa und andern Dingen.

Hier bin ich nun — Peter Parley ist mein Name! Ich bin ein alter Mann mit eisgrauen Haaren und kann fast nicht mehr von der Stelle kommen; aber gesehen habe ich Vieles und meine Geschichten erzähle ich gerne.

Besonders freut es mich, wenn Kinder zuhören, und die merken's wohl, kommen deßhalb manchmal zu mir; und wenn sie so um mich herumstehen, da erzähl' ich ihnen denn allerlei, was ich in der Welt gesehen und gehört habe.

Ohne Zweifel ist euch Europa schon bekannt. Vorn seht ihr eine Karte davon und hier ist eine Abbildung der Erde. Sie ist rund, nicht wahr? und schwebt wie eine Kugel in der Luft.

Sie erscheint euch da, als sehet ihr sie aus weiter Ferne. Wäret ihr im Monde, so würde euch die Erde ungefähr so vorkommen, wie sie hier abgebildet ist.

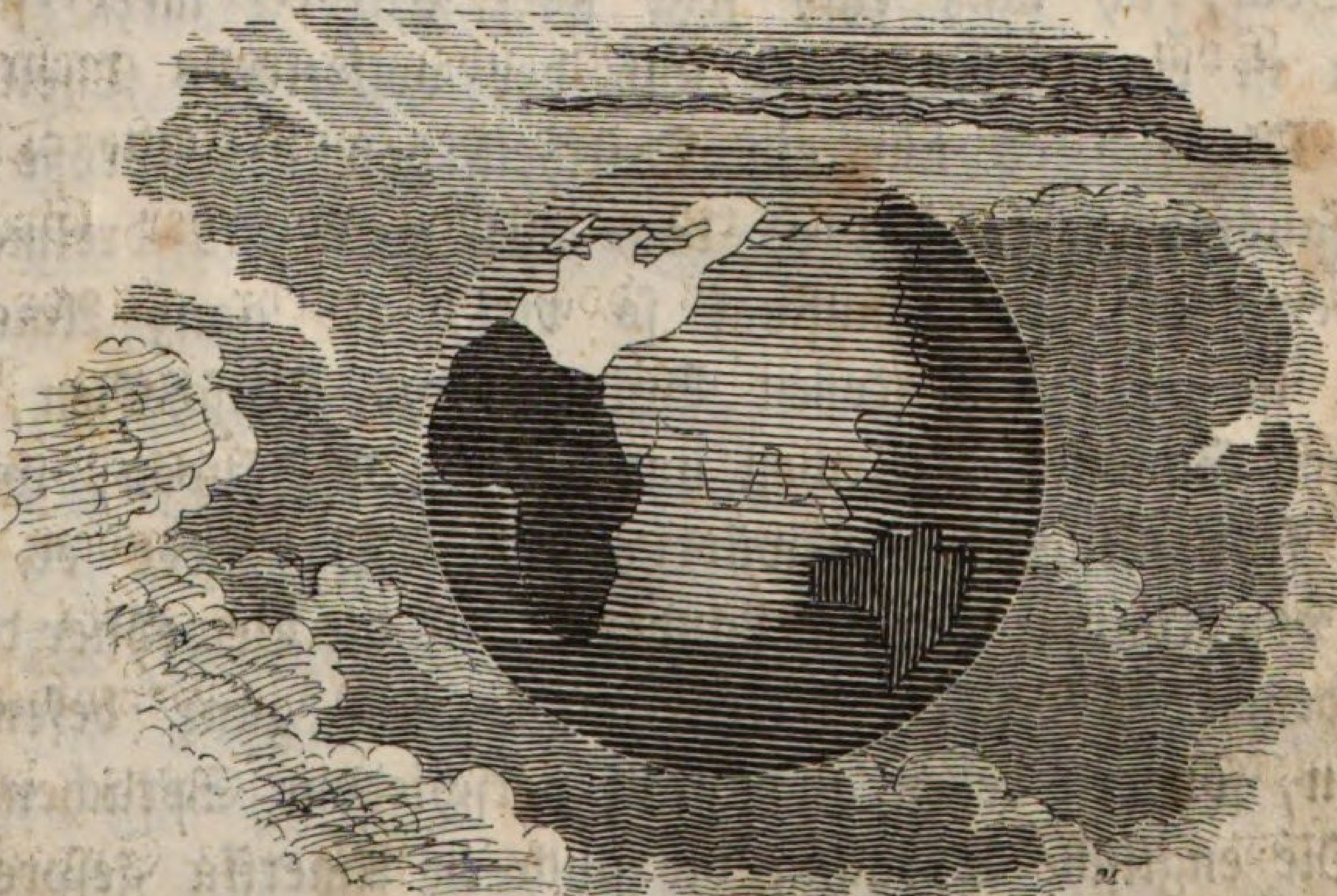


Kämet ihr der Erde aber näher und könntet sie deutlicher betrachten, so würdet ihr finden, daß ein großer Theil ihrer Oberfläche aus Wasser besteht und daß darin unermeßliche Stücke Landes sind.

Auf einer Seite stellt sich eurem Auge das große westliche Festland von Nord- und Südamerika dar, und auf der andern der große östliche Kontinent, der Europa, Asien und Afrika bildet.

Hier ist die Erde von einer Seite zu sehen. Der hellere Theil auf der Kugel bedeutet Land und heißt Amerika; der dunkle bedeutet Wasser.

Und hier seht ihr die Erde von einer andern Seite.



Der schwarze Theil links ist Afrika. Ich habe ihn schwarz gemacht, weil dort auch die Menschen schwarz und sehr unwissend sind.

Der weiße Theil soll Europa darstellen, und er ist hier deßhalb weiß, weil auch die Bewohner weiß und aufgeklärt sind. Die große Stelle in dem Bilde, mit Querlinien durchzogen, bezeichnet Asien, und wo Linien aufwärts und abwärts gehen, da ist Neuholland, oder Australien.

Ihr müßt nicht vergessen, daß oben an der Karte Nord, rechts Ost, unten Süd und links West ist. Und merkt wohl, diese Regel gilt für alle Landkarten.

Die Stellen, von denen ich euch nun gesagt habe, sind Land, und alles Uebrige der Oberfläche der Erde ist Wasser, ausgenommen die Inseln, die man in dem Meere zerstreut findet.

Doch, ich muß euch jetzt über Europa mehr sagen. Europa ist ein großes Land und der volkreichste Theil der Erde. Obgleich es nur ein Drittheil von der Größe von Afrika ausmacht, so hat es doch viel mehr als dreimal so viel Bewohner, und fünfmal so viel, als ganz Amerika. Europa ist voll von großen Städten und Ortschaften, mit prächtigen Schlössern, Kirchen und andern Gebäuden, wovon manche sehr alt und merkwürdig sind. Da giebt es eine Menge von Königreichen und Ländern. Und die Bewohner dieser verschiedenen Gegenden haben nicht nur ganz besondere Trachten, sondern reden auch ganz verschiedene Sprachen.

Die englische Sprache, die auch in Amerika gesprochen wird, ist die Sprache für England, welches einen Theil

des Königreichs Großbritannien ausmacht. Der nördliche Theil von Großbritannien heißt Schottland und die Bewohner sind die Schotten. Auch diese sprechen englisch; und eben so die meisten Irländer. Letztere bewohnen eine Insel, welche Irland heißt und von dem König von England regiert wird.

Nebst den Engländern oder Briten gehören folgende zu den wichtigsten Nationen Europa's:

Die Franzosen: ihr Land heißt Frankreich.

Die Deutschen: ihr Land besteht aus gar vielen Theilen, nach denen auch die Bewohner benannt werden. Es gibt Oestreicher, Preußen, Baiern, Sachsen, Hanoveraner, Badner, Würtemberger, Hessen, Schweizer rc.

Die Holländer: ihre Heimath ist Holland.

Die Dänen, Schweden und Norweger, oder die Bewohner von Dänemark, Schweden und Norwegen. Die Sprache dieser Völker ist nicht bedeutend verschieden.

Die Russen, oder die Bewohner von Rußland.

Die Polen und andere Volksstämme, welche die slavische Sprache reden.

Die Ungarn, oder Bewohner von Ungarn.

Die Türken: ihr Land heißt die Türkei.

Die Griechen: sie bewohnen Griechenland.

Die Italiener oder die Bewohner Italiens.

Die Spanier und Portugiesen, die Bewohner von Spanien und Portugal.

Auch gibt es noch einige andere Nationen, von denen ihr gelegentlich hören sollt.

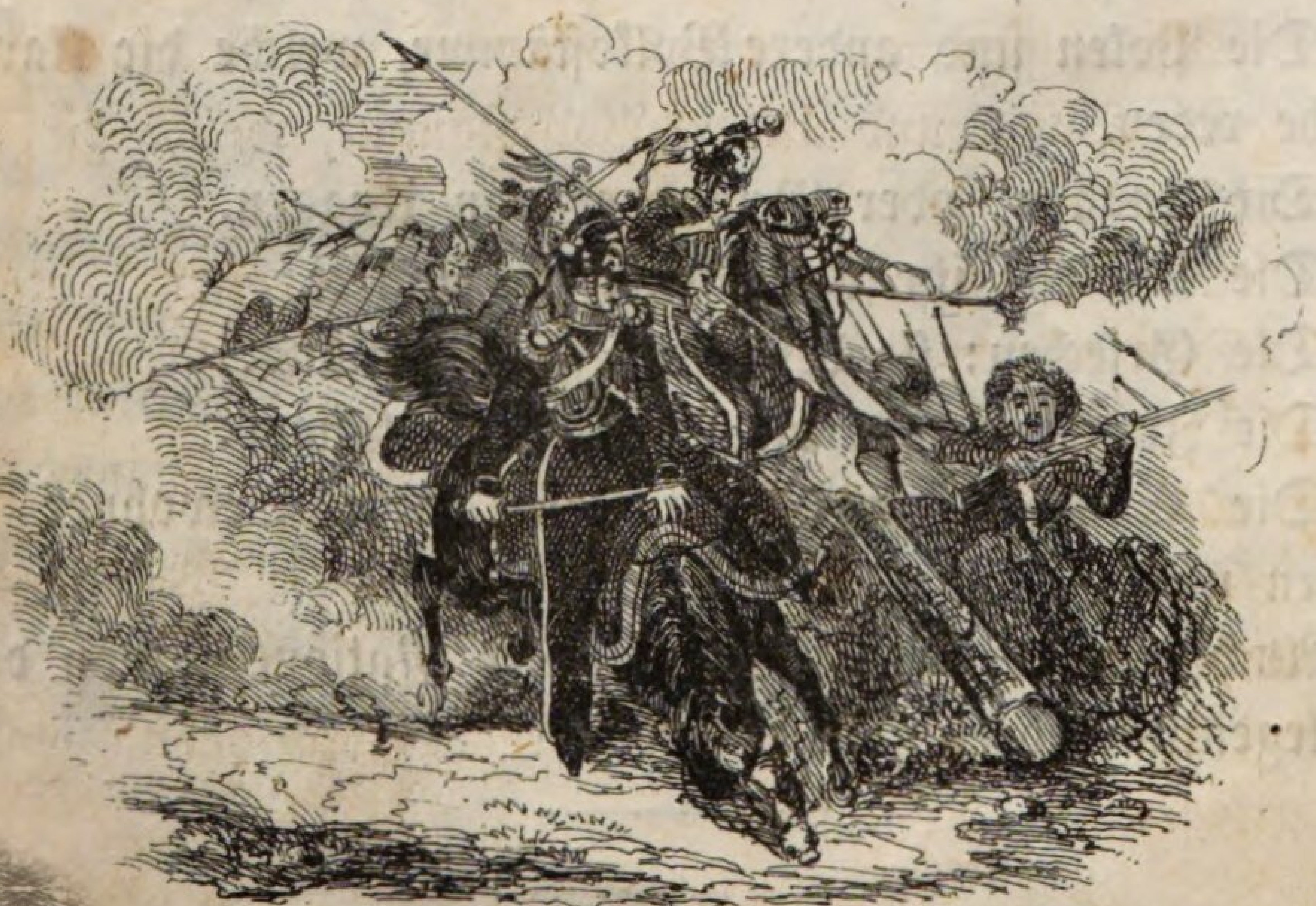
2. Kapitel.

Peter schildert die Europäer.

Die nördlichen Gegenden von Europa sind sehr kalt. In Norwegen, Schweden, Dänemark und dem nördlichen Theil von Rußland ist das Klima im Winter äusserst rauh, und die Leute kleiden sich daher in Pelz.

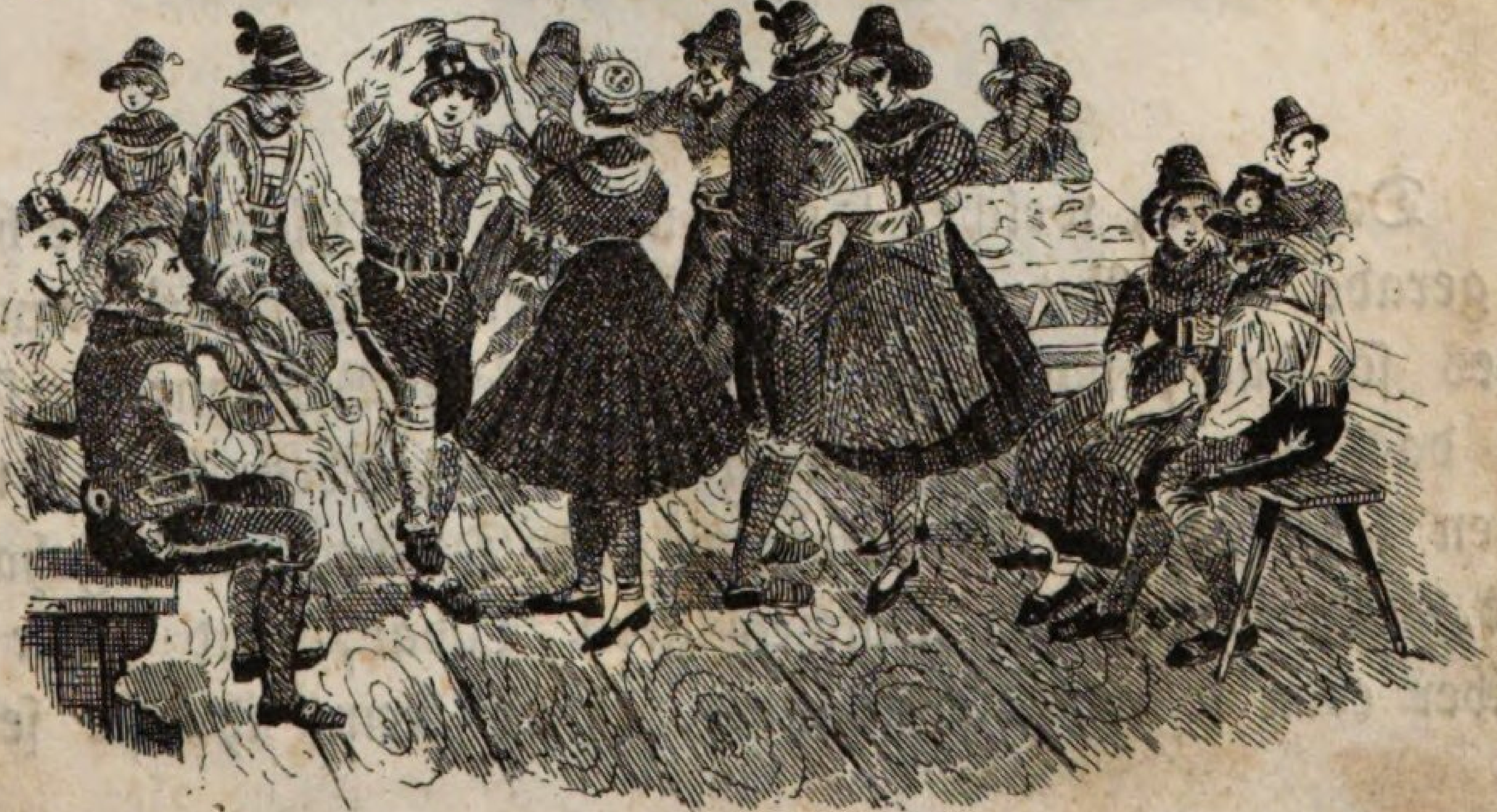
Die Schweden sind arm, aber genügsam und redlich.

Rußland hat einen so großen Umfang, daß, während an einem Ende des Landes eine Kälte wie in Canada herrscht, an dem andern Ende die Sommerhitze fast unerträglich ist. Die gemeinen Russen sind unwissend, sehr arm und oft nicht viel besser daran als Sklaven; jedoch gilt dies nicht von den Großen und Vornehmen. Aber gute Soldaten sind sie durchaus. Hier ist ein russischer Soldat zu Pferd.



An Rußland stößt zunächst Preußen. Allein die Preußen sind von den Russen sehr verschieden und sprechen deutsch. Auch sie sind ein kriegserfahrenes Volk. Hier sind einige preußische Soldaten.

Einer der schönsten Theile von Deutschland und ganz Ungarn gehört dem Kaiser von Oestreich. Die Oestreicher sind größtentheils fleißige und glückliche Leute. Hier ist eine Gruppe Landleute aus östreichisch Tyrol.



Eine lange Kette ausserordentlich hoher Gebirge, die man die Alpen nennt, trennt Deutschland und das übrige nördliche Europa von den südlichen Ländern. In den hohen Bergen wohnen die Schweizer; ihr Land heißt die Schweiz oder Schweizerland.

Die Schweizer sind starke Leute und haben eine große Anhänglichkeit an ihre Heimath. Hier ist ein Schweizer und eine Schweizerin.

Das Land, welches Holland und die Niederlande heißt, ist gerade das Entgegengesetzte von der Schweiz; denn da ist es so flach, daß weit und breit kein Berglein zu sehen und das Meeresufer ist niedriger als das Meer selbst, weßwegen letzteres mittelst Dämmen und Deichen zurückgehalten wird. Die Holländer rauchen gern Tabak, und zwar die Weiber eben so wie die Männer. Hier könnt ihr sie sehen.

Italien ist ein schönes Land mit herrlichem Klima. Ehemals hießen die Bewohner Italiens Römer, von der großen Stadt Rom. Jetzt heißen sie aber Italiener. Sie sind sehr leidenschaftlich, haben eine lebhafte Einbildungskraft, lieben Musik, Malerei und Dichtkunst. Hier ist ein Italiener in der frühern Tracht, der singt und die Zither dazu spielt.

Die Spanier und Portugiesen machen fast ein Volk aus, obwohl ihre Sitten und Sprache etwas abweichen. Ihre Kleidung hatte in den frühern Zeiten etwas ganz Eigenes. Hier sind einige Spanier mit ihren kurzen Mänteln, die sie gewöhnlich trugen.

Alle diese Völkerschaften bekennen sich zur christlichen Religion, das heißt, sie glauben, was in der Bibel oder heiligen Schrift geoffenbart ist. Die Menschen aber, die in der Türkei leben und Türken oder Ottomanen heißen, sind keine Christen, sondern Anhänger des falschen Propheten Mahomed. Man nennt sie daher Mahomedaner. Sie unterscheiden sich auffallend durch Kleidung, Sitten und Gebräuche von den übrigen Nationen Europa's und haben mehr mit den Bewohnern von Asien gemein. Sie sind im Geiste beschränkt und hassen alle Christen. Hier seht ihr, wie die Türken Tabak rauchen.

Die G r i e ch e n, die südlich von der Türkei wohnen, waren einst eine berühmte Nation. Jetzt sind sie aber kein zahlreiches Volk mehr. Sie wurden von den Türken grausam mißhandelt und unterjocht; doch bekennen sie sich noch zur christlichen Kirche und sind stolz auf ihre Vorfahren. Hier sind einige Griechen.

Von dieser Nation werde ich euch gleich mehr erzählen.

3. Kapitel.

Peter begiebt sich auf eine Reise.

Vor vielen Jahren wurde ich ein Matrose und kam nach Europa. In dem Schiffe Herold fuhr ich von Boston nach England. Der Kapitän des Schiffes hieß Philipps. Wir segelten mehrere Tage lang in östlicher Richtung fort in den Gewässern, die man den atlantischen Ocean nennt. Zuletzt erhob sich ein Sturm, und bei einem Sturm zur See zu sein, ist kein großer Spaß, das versichere ich euch.

Da kommt das Wasser in Wallung, die Wellen erheben sich, rollen über einander hin, und das Fahrzeug wird mit Heftigkeit herumgeworfen. Alles geräth in Noth und Verwirrung. Der Kapitän schreit mit lauter Stimme den Matrosen zu; der Wind braust durch das Tauwerk; die Segel flattern umher; das Schiffsgebälk kracht und das Meer tobt!

So war es damals. Mir war's nicht wohl zu Muth; und was meine Angst noch vermehrte, das waren die großen schwimmenden Eismassen, die sich plötzlich zeigten. Da mußten wir befürchten, daß unser Schiff darauf getrieben und gewaltsam zertrümmert würde.

Unterdessen brach die Nacht herein und wir konnten kaum hoffen, den folgenden Morgen zu sehen; doch der Morgen kam, und wir waren gerettet. Der Sturm hatte sich gelegt, und die Eisberge (so heißen jene Massen) erblickten wir nur noch in weiter Ferne.

Wie groß war aber unser Erstaunen, als wir nicht weit von uns das Wrack eines Schiffes gewahrten! Sogleich segelten wir auf dasselbe zu und fanden, daß ein Mann darauf war.

Der Mann rief uns zu, streckte seine Arme in die Höhe und bat um Hilfe. Allein die Wellen giengen noch hoch, und das Wrack wurde beinahe vom Wasser bedeckt. Wir hatten Mitleiden mit dem armen Menschen und gaben uns alle Mühe, ihn zu retten; endlich gelang es uns, ihn an Bord zu bringen.

Er war ein Italiener und hieß Leo. Ich hatte viel beigetragen, ihn der Gefahr zu entreißen, und er sagte auch, mir verdanke er sein Leben. Uebrigens war er ein ganz eigener Mensch. Bevor meine Geschichten zu Ende sind, werde ich noch manchmal Gelegenheit haben, seiner zu erwähnen.

Er war der Kapitän des Schiffes, welches im Sturme zu Grunde gegangen. Ausser ihm hatte die ganze Mannschaft ihr Grab in den Wellen gefunden.

Nun setzten wir unsere Reise fort; allein nach und nach hörte der Wind völlig auf und bei der eingetretenen Windstille ruhte das Schiff auf dem Gewässer. Die Sonne schien; die Wellen, die vorher so schrecklich getobt hatten, waren nun verschwunden, und der blaue Ocean lag bis in die weiteste Ferne ausgebreitet glatt wie ein Spiegel vor unsern Augen.

Tausend kleine Fischchen plätscherten auf der Oberfläche, und viele Wallfische spritzten in einiger Entfernung Wasser in die Höhe. Ach! dachte ich, wie schön und friedlich ist das Meer in der Ruhe, aber wie fürchterlich im Sturme! —

Endlich fing wieder ein günstiger Wind an zu wehen und es gieng voran. Dreißig Tage nachdem wir Boston verlassen und ungefähr dreitausend englische (soviel als sechshundert deutsche) Meilen zurückgelegt hatten, näherten wir uns der Küste von England. Wenn ihr auf die Karte von Europa seht, so werdet ihr einen schmalen Strich Wassers zwischen Frankreich und England erblicken, welcher der britische Kanal oder die Meerenge von Calais genannt wird.

Durch diesen Kanal fuhren wir in die Mündung der Themse. Die Themse ist der größte Fluß in England. Bei unserm Einlaufen in diesen Fluß waren wir erstaunt über die Menge der Fahrzeuge, die sich darauf hin und her treiben.

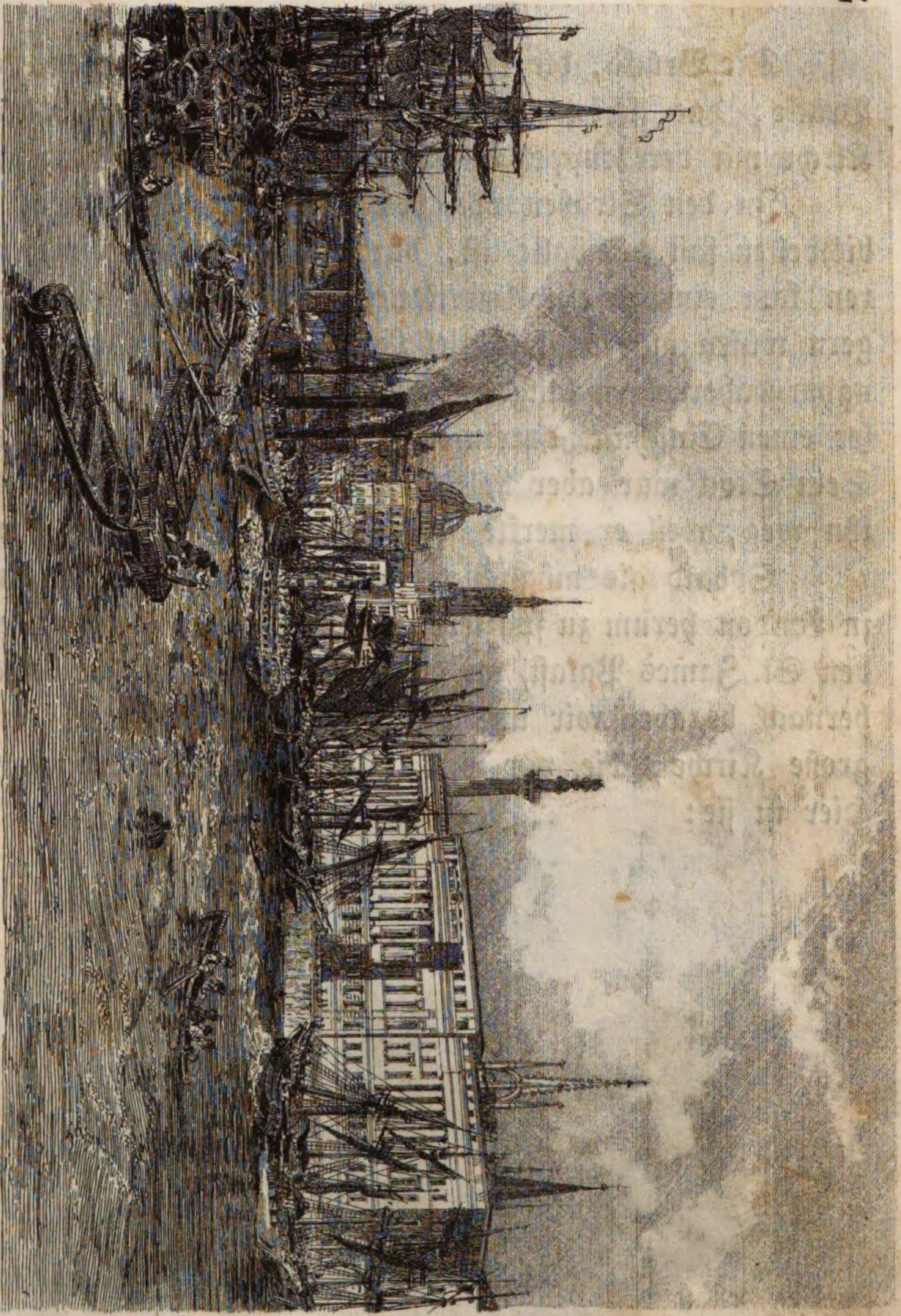
Wir kamen in London an, der größten Stadt in England und einer der größten Städte der Welt. Wo unser Schiff anhielt, da lagen so viele andere Schiffe vor Anker, daß die Masten aussahen wie ein großer Wald.

4. Kapitel.

Peter erzählt von London.

In London gibt es mehr Häuser und mehr Leute, als in Wien, Berlin, Paris und Petersburg zusammengenommen, und dies sind doch vier der bedeutendsten Städte in Europa.

Hier ist eine schöne Ansicht von London.

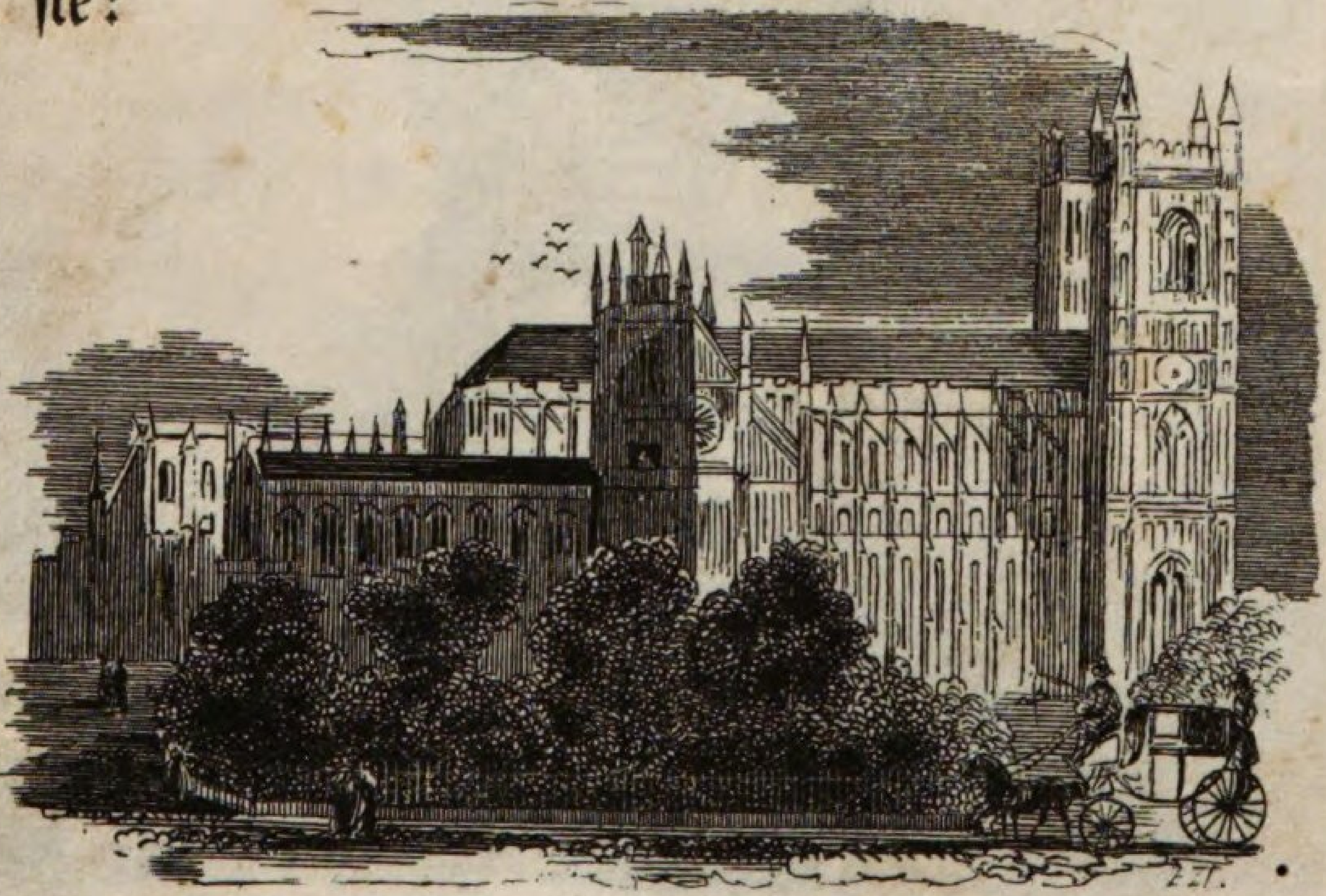


Ansicht von London.

Die Brücke, die ihr vor euch seht, ist die neue London-Brücke; das schöne Haus rechts das Zollgebäude und die Kirche mit der Kuppel ist die große St. Pauls-Cathedrale.

In den Straßen von London sind so viel Leute, daß es bisweilen fast unmöglich ist, durchzukommen. Vor vielen Jahren kam einmal ein Amerikaner nach London. Dieser hätte gern wissen mögen, wie viel Einwohner in London wären; er nahm daher einen langen Stock und wollte mit dem Federmesser einen Einschnitt darein machen, so oft er Jemand begegne. Sein Stock war aber bald voll von Einschnitten und er warf ihn weg, weil er merkte, daß seine Mühe vergebens war.

Sobald als möglich machte ich mich auf, um mit Leo in London herum zu spazieren. Vor allen Dingen gingen wir, den St. James Palast, wo die Könige residiren, zu betrachten; hernach begaben wir uns in die Westminster-Abtei, eine sehr große Kirche, die vor viel hundert Jahren erbaut wurde. Hier ist sie:



In dieser Kirche sind vielen der berühmtesten Männer, die je in England lebten, herrliche Denkmale errichtet; auch werden da die Könige und Königinnen von England mit großer Pracht und Feierlichkeit gekrönt.

Alsdann gingen wir in den Tower. Dieses ist eine kleine Festung und diente ehemals als Gefängniß, in dem vor alten Zeiten viele Menschen grausam gemordet wurden. Im Tower sahen wir auch das Zeughaus, worin viele tausend Flinten, Säbel und andere Waffen für die englische Armee aufbewahrt werden. Auch zeigte man uns mehrere Kronen und Zepter mit kostbaren Perlen und Edelsteinen besetzt, welche ehemals von den Königen und Königinnen Englands gebraucht wurden. Hier ist eine Abbildung des Towers.

Nun will ich euch eine Geschichte erzählen, die sich einst in dem Tower zutrug. Vor vielen Jahren lebte in England ein

junger König, Namens Eduard; er war kaum zwölf Jahre alt. Der hatte einen bösen Onkel, welcher Richard hieß und den Uebernamen der Bucklige erhielt.

Da nun Richard der Bucklige selbst König sein wollte, so ließ er den jungen König Eduard sammt dessen jüngerm Bruder in den Tower sperren, und dort wurden beide ermordet. Darauf trat Richard der Bucklige als König auf und ward Richard III. genannt.

Hierauf gingen wir in einen Park. Unter Park versteht man große, ebene Stücke Landes, die mit schön gruppirten Waldbäumen bepflanzt sind. Da sieht man immer viele Leute, die spazieren gehen, reiten und fahren; und es ist gar unterhaltend, auf den verschiedenen Wegen so mancherlei Menschen zu beobachten.

Abends besuchten wir das Theater. Die Königin Victoria war gerade darin, und ich konnte sie da ganz bequem sehen. Sie trug ein prachtvoll gesticktes Kleid, und auf dem Kopf ein Diadem von funkelnden Diamanten. Sie verneigte sich mehreremal gegen das Volk, und dieses klatschte mit den Händen und freute sich, seine Königin zu begrüßen. Am Ende des Stückes erhoben sich Alle — gewiß mehrere Tausende — und sangen einstimmig „God save the Queen“ (Gott erhalte unsere Königin)! Ihre Stimmen übertönten das volle Orchester, das zu gleicher Zeit vortrefflich spielte.

Nicht lange war ich im Theater gesessen, als ich zufällig nach meiner Brieftasche griff, worin sich etwas Papiergeld befand, — sie war verschwunden. Jetzt griff ich nach der Uhr, —

auch die war weg. Ich war bestohlen worden, aber wie oder durch wen, das konnte ich nicht sagen.

Es geschah mit solcher Gewandtheit, daß ich den Thäter durchaus nicht entdecken konnte. Ich schwieg daher zu meinem Verlust, nahm mir aber vor, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Auch ihr könnt es euch merken; wenn ihr je nach London kommt, so gebt Acht auf Brieftasche und Uhr! —

Mitternacht war nun vorüber, und Leo und ich wir wollten nun zu unserer Wohnung zurückkehren. Als wir aber durch ein enges dunkles Gäßchen kamen, hörten wir ein Seufzen, als ob Jemand ein Unglück zugestoßen wäre. Es schien, als käme das Jammern aus einem kleinen Häuschen; da blieben wir stehen und horchten. Endlich klopften wir an einer Thüre, aber keine Antwort erfolgte.

Ich stieß an die Thüre, und sie ging auf. Ein schwaches Lämpchen beleuchtete ein Kämmerlein, und auf einem elenden Lager fanden wir eine sterbende Frau. An ihrer Seite waren zwei Kinder, eines etwa sechs Jahre, das andere sieben Jahre alt. Das jüngere schlief, das ältere aber wachte und küßte weinend die kalte Wange seiner Mutter.

Ich lief hinaus und schrie laut um Hilfe, allein niemand antwortete. Ich klopfte an den nächsten Häusern, allein niemand zeigte sich. Bei meinem Zurückkommen war die Frau schon todt. Wir blieben dort bis Morgens, und trieben endlich gute Leute auf, die sich der armen Kinder annahmen, und die Mutter anständig begraben ließen.

Mir scheint, die arme Frau war Hungers gestorben. Ach,

dachte ich, ist es möglich, daß jemand verhungern kann in einer so reichen Stadt, wie London ist! Und doch muß ich euch versichern, daß man dort oft große Noth und dringendes Elend antrifft.

---

5. Kapitel.

Peter geht nach Windsor, um das Königliche Schloß zu sehen.

Habt ihr nie von Windsor gehört?

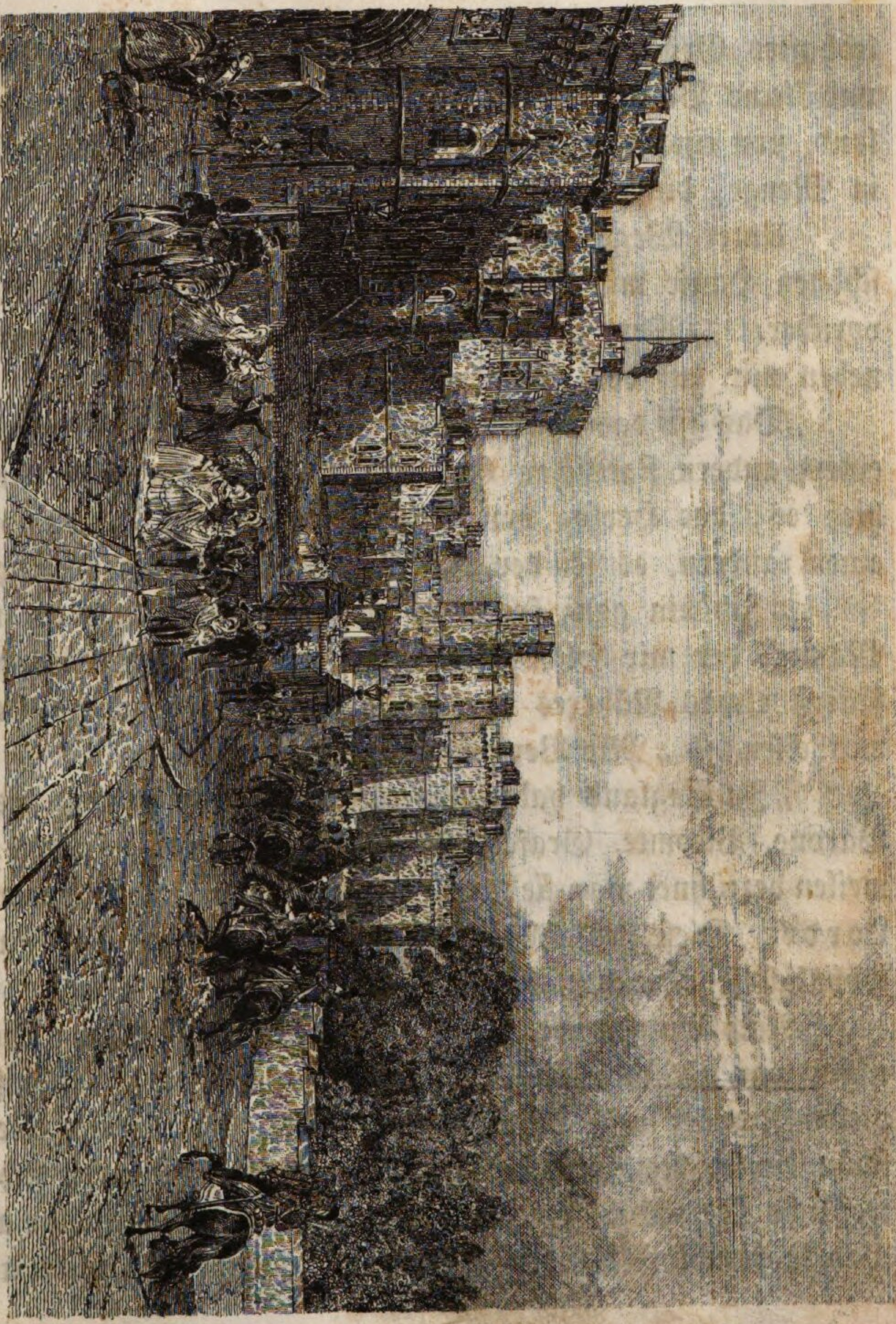
Es ist ungefähr acht Stunden von London, und die Königin von England bringt dort den größten Theil des Jahres zu. Das Schloß ist ein großartiger Bau, mit hohen Mauern und mancherlei Nebengebäuden. Hier neben ist eine Ansicht dieses prachtvollen Königssitzes, Windsor Castle, wie es die Engländer nennen.

Die königliche Flagge von England weht auf dem runden Thurme. Dieser steht auf einer Anhöhe, von der die Aussicht unvergleichlich ist.

Ich hatte schon oft von Windsor gehört, und wünschte sehr, es zu sehen; sobald als möglich bestieg ich daher einen Postwagen und fuhr hin. In England sind die Postwagen ganz anders eingerichtet, als bei uns.

Die meisten Reisenden sitzen oberhalb auf dem Wagen. Und da die Straßen sehr eben und gut unterhalten sind, da auch die Witterung in England nie sehr kalt noch sehr heiß ist, so gewährt diese Art zu reisen ein besonderes Vergnügen.

England ist ein schönes Land. Die Felder haben ein



Windsor Castle.

lebhaftes Grün und sind mittelst lebendiger Hecken (Gesträuch und kleine Bäume), nicht allein durch Furchen wie in Deutschland, von einander getrennt. Auch gibt es da prächtige Häuser in Menge, die reichen Leuten gehören.

Unter Wegs nach Windsor kamen wir an einem sehr schönen Hause mit Garten, Blumen und blühenden Bäumen vorüber. „Wem gehört das?" fragte ich den Mann, der neben mir auf dem Wagen saß.

„Das ist das Landgut des Lord Percy," versetzte er. Bei einem andern stattlichen Gebäude fragte ich wieder, und da hieß es, der Herzog von Sussex bewohne es, und noch bei einem andern, es sei der Landsitz des Grafen Harrowby.

„Ich bin ganz fremd in diesem Lande" sagte ich zu dem Manne, der mir solche Antworten gab; „wollen Sie mir gefälligst etwas Näheres über diese Lords, Grafen und Herzoge mittheilen?" „Mit Vergnügen", erwiederte er.

„In England haben wir eine Klasse von Leuten, die man Barone, Vicomte, Grafen, Marquis und Herzoge nennt; bisweilen bezeichnet man sie auch mit der allgemeinen Benennung Lords. Diese Leute wohnen in schönen Häusern und sind gewöhnlich sehr reich."

Nach einigen Stunden kam ich in Windsor an. Die Königin war gerade nicht dort, und ich erhielt die Erlaubniß, die vielen Zimmer und Säle zu betrachten. Sie waren alle sehr schön eingerichtet, und in manchen derselben befanden sich vortreffliche Gemälde. Ich sah auch das in einem Gewölbe aufbewahrte prachtvolle Gold- und Silbergeschirr und viele andere

Gegenstände von gediegenem Gold, mit Edelsteinen besetzt, die einen unermeßlichen Werth haben. Etwas Schöneres kann man sich kaum vorstellen.

6. Kapitel.

Peter erzählt von den Königen von England.

In dem Schlosse zu Windsor ist eine schöne Kirche, welche die St. Georg's Kapelle heißt.

Ich betrachtete sie auch und fand, daß mehrere Könige von England darin begraben waren. Seht ihr, Könige müssen eben sowohl sterben, wie andere Leute. In dieser Kapelle ruhet auch die Prinzessin Charlotte, die jetzt Königin geworden wäre, wenn sie fortgelebt hätte. Man hoffte allgemein, sie würde eine ausgezeichnet große Königin werden. Ich will euch etwas von ihr erzählen, was euch gewiß gefallen wird. Einst sollte ein armer Mann gehängt werden. Die Seinigen dachten, wenn sie nur zu dieser jungen Prinzessin kommen könnten, um für ihn zu bitten, dann würde ihm vielleicht das Leben geschenkt werden. Sie kamen zu ihr, brachten ihre Bitte vor, und die Prinzessin versprach, ihr Möglichstes zu thun. Sie machte darauf vor dem König, ihrem Vater, einen Fußfall und sagte, sie würde nicht mehr aufstehen, bis er Gnade für den armen Mann ausgesprochen hätte. Der König, der selbst ein gutes Herz hatte, erfüllte ihre Bitte, und der Mann ward

frei. Die Prinzessin war kaum dreizehn Jahre alt, als dieses geschah. Bei ihrem Tode trug Jedermann Trauer, und im ganzen Königreich war allgemeine Bestürzung.

Die Könige wohnen in großen Häusern, die man Schlösser oder Paläste nennt. Sie fahren in prächtigen Wagen, die mit sechs, bisweilen mit acht Pferden bespannt sind. Das Volk gehorcht ihnen; die Bewohner ihres Königreichs heißen ihre Unterthanen. England hat schon viele Könige gehabt. Manche derselben sind gut gewesen, manche dagegen aber böse.

Mit der Zeit werdet ihr gewiß die Geschichte der Könige lesen. Sie wird euch interessant vorkommen; zugleich werdet ihr aber auch erfahren, daß sich viele derselben höchst verwerflicher Thaten schuldig gemacht haben.

Hört nun die Geschichte einer Königin von England, die vor vielen Jahren lebte. Ich meine die Gemahlin König Heinrich VI., ihr Name war Margaretha. Ihr Gemahl war ein schwacher König; seine Feinde erhoben sich gegen ihn und warfen ihn in's Gefängniß. Darauf verfolgten sie dessen Gemahlin Margaretha; sie entzog sich ihnen aber durch die Flucht in die Wälder, und hatte auch ihren kleinen Sohn mitgenommen. Nachdem sie lange Zeit umhergeirrt, trat plötzlich ein Räuber vor sie.

Ihr wißt, Räuber sind böse Menschen, die in den Wäldern und an andern Orten umherziehen, die Leute anfallen und ihnen das Geld nehmen. Dieser Räuber nun war auf Margaretha losgegangen und hatte ihr das Geld abgefordert. Allein Margaretha sprach: „Ich habe kein Geld, ich bin deine Königin, und dieser Knabe ist der Sohn deines Königs.“

Der Räuber war betroffen, fiel auf die Knie und bat um Verzeihung; darauf führte er sie aus dem Walde und zeigte ihr einen sichern Aufenthalt.

7. Kapitel.

Peter erzählt noch mehr von England.

Als ich nach London zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß unser Schiff, der Herold, im Begriff sei, nach Holland abzusegeln. Gern wäre ich noch länger in England geblieben und hätte mich mehr umgesehen, aber dies gieng nun einmal nicht.

Außer London gibt es in England noch viele andere bedeutende Städte und Flecken. Gern hätte ich auch Birmingham

gesehen, wo große Fabriken sind, in denen besonders Lampen, Messer und dergleichen Waaren verfertigt werden; eben so Manchester, wo man gedruckte Baumwollenzeuge und Ginghams fabrizirt, und noch manche andere berühmte Orte.

Nach Irland wäre ich auch gern gegangen, um die Irländer kennen zu lernen. Irland ist eine Insel und liegt ganz nahe bei England, wozu es auch gehört. Auf der Nordseite von England liegt Schottland — ein schönes Land, dessen Bewohner in vielfacher Beziehung merkwürdig sind.

Die Bergschotten sprechen gaelisch, und dies ist eine Sprache, die von dem Englischen ganz abweicht. Hier in den Bergen haben die Männer auch eine besondere Tracht. Auf dem Flachlande wird aber englisch gesprochen, und auch die Kleidung ist dort dieselbe wie in England.

Hier seht ihr ein schottisches Mädchen, und einen bergschottischen Dudelsackpfeifer.

Auf der Karte findet ihr alle diese Länder, von denen ich gesprochen habe. Unterdessen hatte sich unser Schiff segelfertig gemacht und nachdem ich von Leo, der nach Italien zurückkehrte, Abschied genommen, begab ich mich in unser Schiff, um nach Holland zu segeln.

Ihr habt nun genug von England gehört. Es ist ein schönes Land, übersäet mit Städten und Dörfern und sehr zahlreich bevölkert. Mehr als sechs und zwanzig Millionen Einwohner zählt Großbritannien und Irland. Das ist beinahe zweimal so viel als das Königreich Preußen Bewohner hat.

In England gibt es ausserordentlich reiche Leute, zugleich aber auch viel tausend Arme.

Die Geschichte von Großbritannien ist sehr interessant und ich erzähle euch gerne davon. Vor vielen hundert Jahren wohnten da rohe, barbarische Menschen; allein seit ungefähr tausend Jahren fing man an, Bildung anzunehmen, und jetzt gehören die Engländer zu den erleuchtetsten Nationen des Erdbodens. England hatte mitunter vortreffliche Könige und viele wahrhaft ausgezeichnete Männer, und dessen Macht und Reichthum ist unermeßlich.

8. Kapitel.

Peter kömmt nach Holland.

Nun wurden die Segel ausgespannt und wir fuhren strom-

abwärts auf der Themse. Ich hab' euch schon früher erzählt, daß auf dem herrlichen Flusse so viele Schiffe hin und her fahren. Die Nacht brach an, als wir die Mündung der Themse erreicht hatten. Der Wind blies lebhaft und zu der Dunkelheit der Nacht gesellte sich ein dichter Nebel. Unser Schiff schoß wie ein Pfeil dahin, als wir plötzlich durch ein heftiges Geräusch und einen furchtbaren Stoß aufgeschreckt wurden; ich dachte, wir seien auf einen Felsen gefahren.

Allein es zeigte sich bald, daß wir an ein anderes Schiff mit solcher Gewalt gestoßen, daß es untergehen mußte. Kaum hatten wir noch Zeit, die Mannschaft des sinkenden Schiffes an Bord zu bringen.

Diese Leute, die wir gerettet hatten, waren: der Kapitän, seine Frau, zwei Kinder und zwei Matrosen. Der Kapitän hieß Hatterick.

Er war ein Holländer und kam von Amsterdam, der größten Stadt in Holland. Er konnte englisch sprechen, und erzählte mir später, daß seine Familie seit mehreren Jahren auf seinem kleinen Schiffe gelebt, und mit ihm die Seereisen gemacht hätte.

Solche Unfälle kommen zur See nicht selten vor. In ungefähr sechs Tagen kamen wir in Amsterdam an.

9. Kapitel

Peter erzählt von Holland.

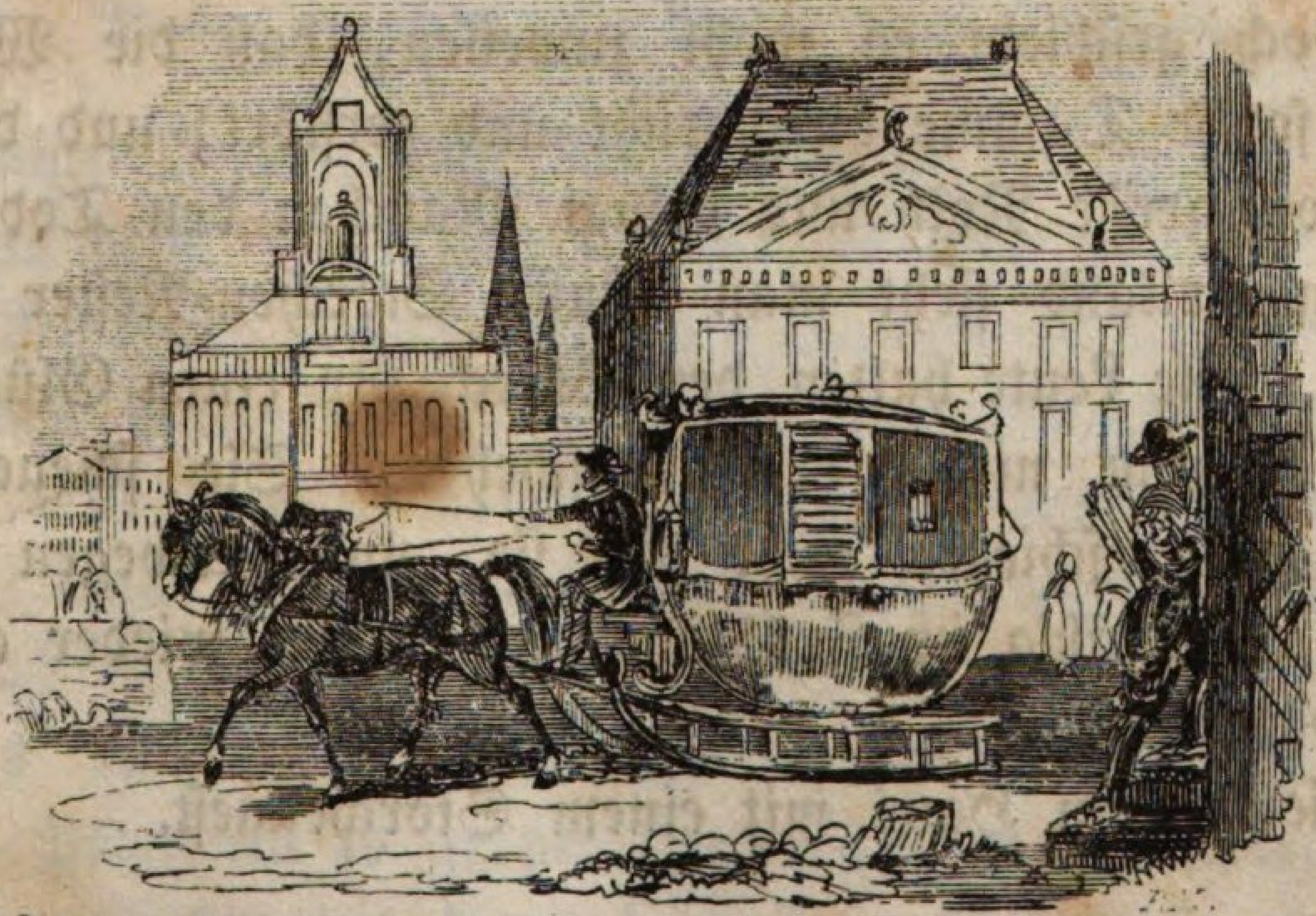
Amsterdam ist also, wie schon gesagt, die größte Stadt in Holland.

Auch habt ihr schon gehört, daß die Holländer eine andere Sprache als wir sprechen. Haus heißt bei ihnen Huis; das Pferd heißt Paard, und Buch nennen sie Boek.

Weil ich nicht holländisch konnte, so war mir ihr Sprechen nur leeres Geplapper.

Kapitän Hatterick hatte die Güte, mich ein wenig in Amsterdam herumzuführen. Es fiel mir gleich eine Art Kutsche auf, die man häufig in den Straßen sieht.

Hier ist eine Abbildung dieser Amsterdamer Kutschen.



Es ist nämlich ein großer Kutschen-Kasten, der auf einem kleinen Schlitten befestigt ist und von einem Pferde gezogen wird.

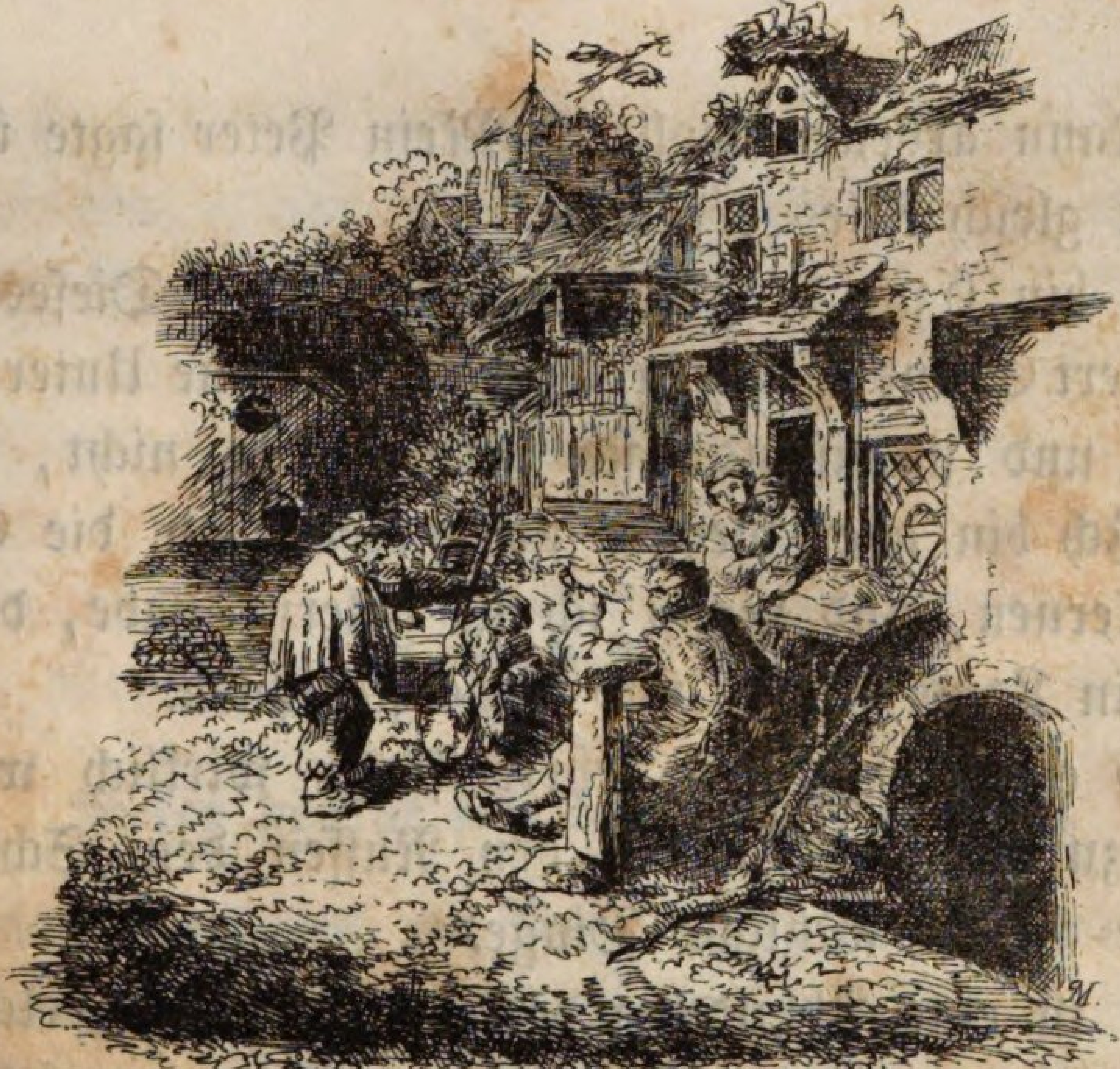
Während ich so mit Kapitän Hatterick in den Straßen von Amsterdam umherging, erzählte er mir Manches über Holland. Er sagte, es seien auch sonst noch große Städte in Holland, z. B. Rotterdam, Harlem, Leyden, und noch viele andere. Der König wohnt meistens im Haag, welches gleichzeitig eine bedeutende Stadt ist.

Im Allgemeinen ist Holland ein sehr flaches Land, und in allen Richtungen mit Kanälen durchschnitten. In diesen Kanälen sieht man stets viele kleine Schiffe mit Reisenden. Ehemals war ein großer Theil des Landes vom Meere bedeckt; da führten die Holländer einen starken Deich oder Damm längs dem Ufer hin auf, und so schützen sie ihr Land vor Ueberschwemmungen der See.

Doch geschieht es wohl zuweilen, daß die Wuth der Wellen solche Dämme durchbricht und zerstört; und dies verursacht oft große Noth und bringt Manchen den Tod.

In Holland sieht man häufig Storchen-Nester auf den Häusern. Die Leute halten den Storch für einen Glücksvogel, und lassen ihm nichts Leids geschehen. Sie scheuchen di Störche nicht, schießen nicht auf sie, und deswegen kommen sie auch regelmäßig im Frühjahr und nisten wieder auf denselben Häusern.

Hier ist ein Haus mit einem Storchennest.



10. Kapitel.

Peter erzählt von Peter dem Großen.

Einige Meilen von Amsterdam ist ein Flecken, welcher Saardam heißt. Da wurden ehemals viele große Schiffe gebaut. Nun vor etwas mehr als hundert Jahren befand sich unter den dortigen Schiffszimmerleuten ein gewisser Meister Peter. Und was glaubt ihr wohl, wer war dieser Meister Peter? Das will ich euch sagen. Er war der Czar von Rußland! —

Als die übrigen Arbeiter herausgebracht hatten, daß Meister Peter ein so großer Herr wäre, so erstaunten sie sehr darüber, und konnten kaum begreifen, daß er so als ein ge-

meiner Mann arbeiten wollte. Mein Peter sagte ihnen aber: „Ihr sollt gleich Alles erfahren."

„Ich bin Czar des russischen Reiches. Dieses Reich liegt viele hundert Stunden gegen Norden. Meine Unterthanen sind noch roh und unwissend; sie verstehen es nicht, Schiffe zu bauen. Ich bin aber hierher gekommen, um die Schiffsbaukunst zu lernen, und wann ich sie gelernt habe, dann kehre ich in mein Land zurück und zeige sie ihnen."

Nach einigen Jahren kehrte Peter wirklich wieder nach Rußland zurück, und lehrte den Russen den Schiffbau und noch viele andere nützliche Dinge.

Hier ist eine Abbildung des Hauses, in welchem Peter wohnte, während er in Saardam als Zimmergesell arbeitete.

Peter baute eine prächtige Stadt in Rußland, die

St. Petersburg heißt; auch stiftete er so viel Gutes, daß er überall berühmt wurde und nun allgemein bekannt ist unter dem Namen **Peter der Große**.

---

11. Kapitel.

Peter begibt sich nach Kopenhagen.

Nachdem wir uns ein Paar Tage in Amsterdam aufgehalten hatten, nahmen wir Abschied von dieser großen Stadt und segelten gegen Dänemark. Wenn ihr einen Blick auf die Karte von Europa werfet, so könnt ihr sehen, welchen Weg wir nahmen. Nach einigen Tagen langten wir in Kopenhagen, der Hauptstadt von Dänemark, an.

Die Dänen haben ihre eigene Sprache. Ich konnte sie eben so wenig verstehen, als die holländische.

Einst spazirte ich des Abends in den Straßen der Stadt umher, da bemerkte ich auf einmal ein Zusammenlaufen von Leuten. Ich machte mich in die Nähe und sah, daß sie einen Menschen fortschleppten, der mit ihnen englisch sprach.

Er bat um Gottes Willen, sie möchten ihn doch gehen lassen, allein sie verstanden kein Wort von Allem, was er sagte. Wie sehr war ich aber erstaunt, als ich den Menschen für meinen Freund Jenkins erkannte! In meinen Erzählungen über Amerika sollt ihr mehr von ihm erfahren.

Kaum hatte ich Jenkins erkannt, so stürzte ich mich in die Menschenmasse hinein, um ihn zu befreien. Denjenigen, der ihn hielt, schlug ich geradezu nieder; die übrigen stieß ich auf die Seite, indem ich Jenkins ausreißen hieß. Wir liefen beide davon; allein alsbald wurden wir wieder eingeholt.

Zwei oder drei Männer bemächtigten sich meines Freundes, und vier oder fünf packten mich. Umsonst war Alles, was wir ihnen zuschrien, denn sie verstanden keine Silbe englisch. Nun führte man uns in's Gefängniß.

Jetzt erst erfuhr ich von Jenkins, daß einem Herrn auf der Straße die Uhr gestohlen worden, und daß man ihn fälschlich für den Dieb halte.

Ich schickte darauf zu Kapitän Philipps, um diesem unsere Lage zu schildern. Er besuchte uns am darauf folgenden Morgen. Sogleich begab er sich zu den Vorgesetzten der Stadt und nach einigen Tagen gab man uns frei.

In Kopenhagen hielt ich mich nicht lange auf, doch lernte ich so ziemlich die Sitten und Gebräuche der Dänen kennen. Sie tanzen besonders gerne.

Spät Abends kam ich in Kopenhagen einmal durch eine Straße und sah da einen Menschen auf dem Pflaster liegen. Ich trat hinzu, und fand, daß er betrunken war. Es war kalt und Gefahr des Erfrierens war vorhanden; daher rief ich um Hülfe und brachte ihn endlich in ein Haus.

Er hatte eine Frau und drei Kinder. In der Nacht starb er aber und ließ seine Familie in dem äusserster Elend zurück. Das war eine schreckliche Scene, und ich nahm mir

damals vor, bei jeder Gelegenheit gegen die Unmäßigkeit im Trinken zu warnen?

Dänemark ist ein ganz flaches Land, wo es häufig dichte Nebel gibt. Die Einwohnerzahl beläuft sich ungefähr auf zwei Millionen.

12. Kapitel.

Peter verläßt Kopenhagen und erzählt von Schweden.

Nachdem wir ungefähr einen Monat in Kopenhagen verweilt, machten wir uns segelfertig nach St. Petersburg in Rußland. Auf der Karte von Europa könnt ihr sehen, wie der Weg durch das baltische Meer hinführt. Ich überredete Jenkins, sich auf unser Schiff zu begeben, und somit reiste er mit uns nach St. Petersburg.

Jenkins hatte Amerika schon vor mir verlassen. Er hatte unterdessen Stockholm, die Hauptstadt von Schweden, besucht, und auf unserer Seereise nach Rußland theilte er mir Vieles von seinen gemachten Beobachtungen mit.

Stockholm ist eine sehr große Stadt, Jenkins hatte dort mehrere Wochen zugebracht. Er erzählte mir von einem sonderbaren Gebrauch in Stockholm, daß nämlich, während der Nachtzeit, aufgestellte Wächter in den Straßen umhergehen,

und ausrufen: „Gott beschütze unsere Stadt vor Feuer und vor Flammen!"

Schweden ist bedeckt mit Felsen, Bergen und Wald. Die Schweden sind sanft, freundlich und gewissenhaft. Die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr dritthalb Millionen.

Am ersten Mai zünden sie große Feuer im Freien an und drücken so ihre Freude wegen des überstandenen Winters aus, weil diese Jahreszeit in Schweden in der Regel sehr streng ist.

Am Johannistag überlassen sie sich ganz dem Vergnügen. Schon am Vorabend errichten sie an einem freien Platze eine hohe Stange und um diese herum tanzen die jungen Leute die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen.

Und wann sie einige Stunden geruht haben, so begeben

sie sich in die Kirche und nach dem Gebet neuerdings zum Spiel und Unterhaltung.

Nun will ich euch auch eine Geschichte von einem sehr merkwürdigen schwedischen Könige erzählen, der vor vielen Jahren lebte. Er hieß Karl XII. Kaum fünfzehn Jahr alt wurde er schon König.

Aber die Regenten von Dänemark, Polen und Rußland, seine Nachbarn, dachten, Karl sei noch jung und es werde daher ein Leichtes sein, ihm sein Königreich zu entreißen.

Doch während sie sich zum Angriff vorbereiteten, hob Karl plötzlich eine kleine Schaar wackerer Soldaten aus und marschirte auf Dänemark los.

Hier kamen ihm die Dänen kampfrüstig entgegen, und sogleich fand ein blutiges Gefecht zwischen den Schweden und Dänen statt; allein die Schweden waren es, die den Sieg davon trugen, und Karl nahm dem Dänen-König das Versprechen ab, künftighin nicht wieder feindselig gegen ihn zu handeln.

Darauf zog Karl in Polen ein, stürzte den dortigen König vom Throne und setzte einen andern an dessen Stelle. Dieser günstige Erfolg machte den jungen Schweden-König so beherzt, daß er es selbst wagte, den Russen die Stirne zu weisen. Bei einer Stadt, genannt Pultowa, traf Karl mit dem Heere des russischen Monarchen zusammen, und dort wurde ein Treffen geliefert. Darin ward aber Karls Heer geschlagen und fast völlig aufgerieben. Er selbst rettete sich mit einigen Wenigen durch die Flucht, auf der ihn die Feinde hart bedrängten.

Nach einem langen und höchst mühseligen Zuge kam er endlich in das Gebiet der Türken, und flehte dort den Sultan um Hülfe an. Um vor den Feinden besser geschützt zu sein, stellte sich Karl krank und hütete zehn Monate lang das Bett.

Zuletzt beschloß er aber, sich heimlich in seine Heimath zu begeben. Er war ganz von Feinden umringt und von Schweden sehr weit entfernt, wie ihr auf der Karte sehen könnt; doch gelang es ihm, in Begleitung zweier Freunde, nach vielen überstandenen Gefahren, Schweden zu erreichen.

Karl konnte nun aber nicht mehr ablassen vom kriegerischen Treiben; und diesmal hatte er es auf Norwegen abgesehen, das er überzog mit zwanzigtausend Mann. Allein als er da einst in der Nähe des Feindes vorüber ritt, wurde mit einer Kanone nach ihm geschossen; die Kugel traf und der Held stürzte todt zu Boden.

Wenn ihr etwas älter seid, so müßt ihr die ausführliche Geschichte Karls XII. lesen. Sie ist äußerst interessant und lehrreich.

13. Kapitel.

Peter erzählt von Norwegen.

Norwegen liegt in dem nördlichen Theile von Europa, zunächst bei Schweden und hat ein sehr rauhes Clima. Die

Sprache der Norweger ist fast dieselbe wie diejenige der Dänen. Die Bewohner von Norwegen sind ein kräftiger Schlag Leute von offenem, biederem Charakter.

An der Küste von Norwegen ist ein furchtbarer Wasserwirbel in der See, welcher Maelstroom heißt. Hier ist eine Abbildung davon.

In diesem Wirbel fließt das Wasser mit außerordentlicher Schnelligkeit im Kreise herum. Das Geräusch, das es verursacht, ist wie Donner, und kommen Schiffe zu nahe hin, so werden sie gewaltsam hineingerissen und in Stücke zerschmettert.

Auch Wallfische gerathen zuweilen in diesen Wirbel, und gehen dabei zu Grunde. Sobald sie von dem Strome er-

griffen werden, merken sie ihre Gefahr, und bemühen sich zu entkommen; dies ist aber unmöglich, und während der Strudel sie dahinreißt, hört man sie ein erbärmliches Gestöhn ausstoßen.

Jenkins war nicht selbst in Norwegen; allein in Schweden erfuhr er Vieles darüber, was er mir dann mittheilte. Er sagt, es halten sich in jenem Lande häufig Bären auf, doch höre man selten von deren Angriffen auf die Bewohner.

Einst war ein Norweger im Begriff, in einem Boote über einen Fluß zu setzen. Während er aber an dem einen Ende des Bootes Platz nahm, machte sich ganz bequem in den andern Theil desselben ein Bär herein, und setzte sich nieder. Der Fährmann stieß ab und ruderte durch den Fluß. Auf dem jenseitigen Ufer angelangt, machte der Bär einen Satz auf das Land, und lief dem Walde zu, und zwar ohne erst dem Mann mit einem Wörtchen für die Ueberfahrt zu danken.

Bei den Norwegern gibt es manche sonderbare Gebräuche. So geht z. B. bei einer Beerdigung ein Musikant vor dem Sarge her und spielt auf der Geige. An einigen Orten auf dem Lande spricht man den Leichnam an, und fragt ihn, warum er gestorben sey? ob seine Frau und Nachbarsleute ihn gut behandelt hätten? Und noch viele andere kindische Fragen.

In Norwegen zählt man ungefähr eine Million Einwohner. Der König von Schweden ist zugleich Herr über Norwegen. Die Hauptstadt ist Bergen. Zur Winterszeit

da gewöhnlich eine durchdringende Kälte und die Leute verhüllen sich ganz in Pelz; im Sommer ist es hingegen sehr warm.

14. Kapitel.

Peter erzählt von Lappland.

Lappland macht den nördlichsten Theil von Europa aus. Da gibt es keine Städte. Die Gegend ist öde und unfruchtbar, und die Bewohner bringen den Winter in Hütten zu, und im Sommer wandern sie mit ihren Gezelten aus Thierhäuten von einem Ort zum andern. Sie kleiden sich in Pelz vom Kopf bis auf die Füße, wie ihr hier seht.

Neun Monate lang dauert ihr Winter, und da sind die Nächte sehr lang; was diese wieder erträglicher macht, das sind die häufigen überaus schönen Nordlichter am Himmel.

In Lappland ist es außerordentlich kalt. Vor ungefähr hundert Jahren zog eine schwedische Armee, siebentausend Mann stark, über einen Berg in Lappland, und unterwegs erfroren fast alle Soldaten. Man fand sie in allen Stellungen, sitzend, liegend, knieend; aber alle waren starr und todt! —

Die Lappländer haben für die schwarzen Katzen eine besondere Verehrung. Fast jede Familie hat eine solche; man spricht mit ihr, frägt sie um Rath, als wäre sie wirklich ein verständiges Wesen; und geht es zum Fischen oder Jagen, so wird stets die schwarze Katze mitgenommen.

Ihr wißt wohl, daß die Lappländer auf Schlitten fahren, die mit Rennthieren bespannt sind. Das Rennthier ist sehr schnell im Laufe und kann einen Mann zwölf bis sechzehn Stunden weit ziehen, ohne auszuruhen.

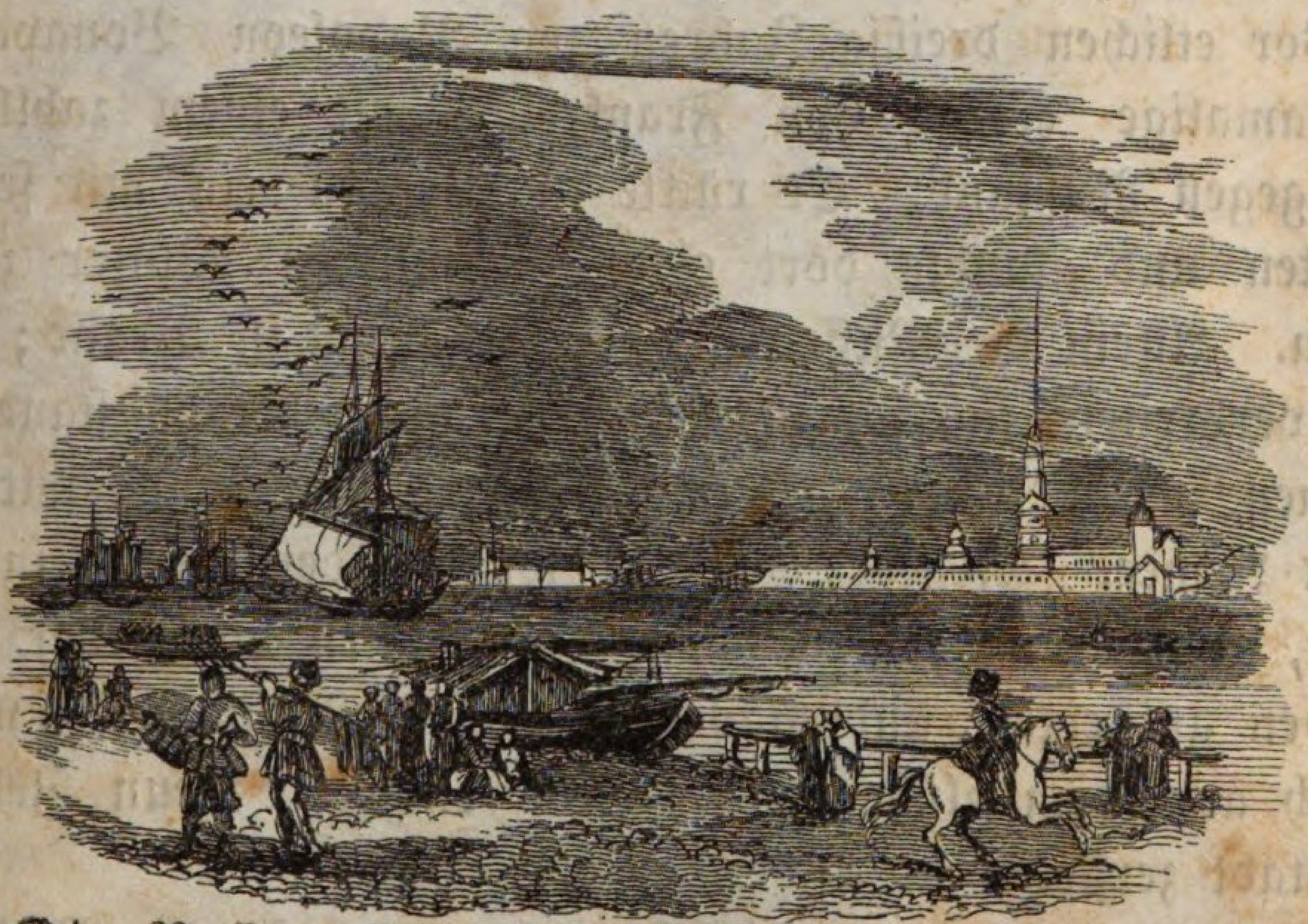
15. Kapitel.

Peter erzählt von St. Petersburg.

Einige Wochen nachdem wir von Kopenhagen abgesegelt waren, kamen wir in St. Petersburg an.

St. Petersburg ist eine der größten Städte in Rus-land. Sie ist größer, als New-York in Nordamerika i

die Residenz des Kaisers von Rußland. Peter der Große hat sie vor etwas mehr als ein hundert Jahren erbaut, wie ich euch schon oben gesagt. Hier ist eine Ansicht davon:



Die Russen sind rohe Menschen, aber immer munter und guter Dinge. Sie sind größtentheils Leibeigene und von reichen Leuten abhängig, von denen sie oft sehr übel behandelt werden.

Rußland ist eines der größten Länder in der Welt. Es zählt über sechszig Millionen Einwohner. Allein davon ist ein bedeutender Theil arm und vernachlässigt, und Viele, namentlich im asiatischen Rußland, sind kaum etwas besser, als die amerikanischen Wilden.

In St. Petersburg blieb ich gegen zwei Monate, und konnte daher Alles, was Rußland betrifft, genau erfahren. Einst traf ich einen Kaufmann aus England an, der in Mos-

kau gewesen, und der erzählte mir Manches von jener Stadt. Moskau ist die größte Stadt in Rußland und zwar die Geburtsstätte Peters des Großen.

Vor etlichen dreißig Jahren zog Napoleon Bonaparte, der damalige Kaiser von Frankreich, mit einem zahllosen Heere gegen Rußland. Er rückte in Moskau ein mit seinen Soldaten und glaubte dort einen vergnügten Winter zuzubringen. Allein die Russen steckten die Stadt in Brand; das Feuer verbreitete sich schnell; fast die ganze Stadt stand in Flammen. Napoleon ward zum Rückzug gezwungen mit der ganzen Armee. Mehrere Wochen wüthete der Brand in der großen, alten Stadt; man sah ganze Säulen von Feuer über derselben aufsteigen, und mächtige schwarze Rauchwolken wälzten sich aus dem glühenden Schutte empor. Neun Zehntel der Stadt zerfielen in Asche.

Napoleon aber und sein Heer hatten auf dem Rückzuge die Strenge eines russischen Winters zu erleiden. Tausende seiner armen Krieger gingen vor Kälte zu Grunde und wurden im Schnee begraben. Das Schrecklichste aber auf diesem Rückzuge war der Uebergang über den Fluß Berezina. Von den Russen hart verfolgt, wollte die große Armee sich über zw[illegible] schwache hölzerne Brücken drängen. Die Verwirrung war ent[illegible]setzlich, denn die Russen schossen mit Kanonen und Bomben unter diese Menschenmasse. Wer den Nachdrängenden im Weg war, wurde über die Brücke herabgeworfen; Pferde, die nicht fortkommen konnten, niedergestochen. Die Unglücklichen, welch[illegible] stürzten, wurden zerquetscht, und die, welche sich am [illegible]

Uebergang über die Berezina.

der Brücke anklammerten, wurden unfähig gemacht, sich länger über dem Wasser halten zu können, denn die Finger und Hände wurden ihnen zertreten und sie sanken zurück in den kalten mit Eisschollen bedeckten Fluß. Auf unserem Bilde könnt ihr deutlich sehen, wie schrecklich es da zugegangen sein muß. Nur wenige erlebten es, daß sie wieder in die Heimath zurück kommen und ihr erlittenen Strapazen erzählen konnten!

Ich muß euch doch auch erzählen, wie man in Rußland im Winter reist, denn das ist ganz eigen. Die Russen haben nämlich große Schlitten, die mit Pelzwerk gedeckt sind; daran spannen sie oft vier bis sechs Pferde. Auf längeren Reisen essen und schlafen sie in diesen Schlitten und kommen so bequem und schnell voran, wenn auch die Witterung außerordentlich kalt ist. Hier ist ein solcher Schlitten, und ein Russe in seiner Winterkleidung:

Während meines Aufenthalts in St. Petersbnrg hört

ich eine interessante Geschichte von einem Mädchen, Namens Prascovia. Die Geschichte ist schön und ich muß sie euch erzählen.

16. Kapitel.

Geschichte der Prascovia.

Zu St. Petersburg lebte einst ein Mann, Namens Lopouloff. Dieser nun hatte, ich weiß nicht auf welche Art, den Czar beleidigt. Deswegen ließ ihn der Letztere seine Ungnade fühlen und verbannte ihn sammt Weib und Kind (einer kleinen Tochter) weit hin nach Sibirien.

Sibirien ist eine traurige, öde Gegend und viele hundert Stunden von St. Petersburg entfernt. In diesem Lande lebten sie nun sehr unglücklich. In den dichten Wäldern waren nichts als wilde Thiere. Zudem hatten sie da durchaus keine Freunde und, ihr wißt wohl, ohne Freunde ist das Leben immer traurig.

Prascovia wuchs heran zu dem Alter von fünfzehn Jahren; sie war ein gutes Mädchen und liebte ihre Eltern über Alles. Eines Tages bemerkte sie, daß der Vater gar so niedergeschlagen aussah und daß die Mutter weinte. Da sagte Prascovia: „Liebe Eltern, was betrübt euch denn so sehr? Sagt es mir doch, vielleicht kann ich euern Kummer mildern?

„Ach, mein gutes Kind“ antwortete die Mutter, „wir

lebten früher in St. Petersburg; dort hatten wir Vermögen, Freunde, und waren so glücklich. Aber der Czar ist böse auf uns, und deswegeu müssen wir hier in diesem öden Lande sein; da sind wir nun arm, einsam und verlassen."

„Liebe Mutter," sprach Prascovia, „laß mich zu dem Czar gehen: Ich will ihm sagen, daß der Vater unschuldig ist, will ihm sagen, daß du unglücklich bist; ich will ihn bitten, daß er euch wieder nach St. Petersburg zurückkehren lasse. Der Czar ist ja gut, und er wird meine aufrichtige Bitte nicht abschlagen."

Natürlich waren Prascovia's Eltern anfangs nicht geneigt, sie zu dem Czar ziehen zu lassen. Allein sie ließ von ihrem Vorhaben nicht mehr ab, und endlich willigten sie ein, obwohl sie äußerst besorgt waren, es möchte ihr unterwegs ein Unglück zustoßen.

Nun machte sich das gute Mädchen schnell reisefertig. Der Weg war ausserordentlich weit und sie hatte Niemand zur Begleitung; auch war sie ohne Geld. Allein sie fiel auf ihre Knie und flehte zu Gott, er möchte sie auf ihrer langen Reise beschützen. Dann nahm sie von den geliebten Eltern Abschied und trat zu Fuß den Weg an.

Alles, was der guten Prascovia unterwegs begegnet, kann ich euch unmöglich erzählen; aber doch Etwas sollt ihr von ihren Reise-Abenteuern hören.

Eines Tages kam sie durch einen Wald, da fing es hef zu regnen an und der Wind stürmte fürchterlich. Durch ein gewaltigen Windstoß ward ein großer Baum unter lauten

Gekrache entwurzelt und stürzte gerade über ihren Weg hin. Dies brachte das Mädchen in solchen Schrecken, daß sie vor Angst in den dichtesten Wald hinein lief. Unterdessen brach die Nacht ein, und sie konnte keinen Ausweg finden. Lange irrte sie in der Dunkelheit umher; der Hunger quälte sie und der Frost und die Nässe waren ihr fast unerträglich; allein was half es, sie mußte die ganze Nacht im Walde zubringen.

Am folgenden Morgen kam endlich ein Mann mit einem Karren; er hatte Mitleid mit ihr und führte sie in das nächste Dorf. Da war sie anfangs in der größten Noth, endlich aber erbarmte sich ihrer eine gutmüthige Frau, beherbergte sie und gab ihr zu essen. Nach einigen Tagen dankte Prascovia der Frau für ihre Güte, nahm Abschied von ihr und trat die Weiterreise an.

Einmal wurde sie bei einem kleinen Dorfe von mehreren Hunden angefallen; einer packte sie an ihrem Kleide, der andere wollte ihr gar in's Gesicht springen; da schrie sie nach Hülfe, worauf ein Mann herbeieilte, der die Hunde wegjagte und Prascovia rettete.

Während ihrer Reise wurde es Winter, und ihr wißt, in Rußland ist der Winter viel strenger, als in unserm Lande. Der Schnee war tief und es wehte ein eiskalter Wind. Prascovia hatte nur leichte Kleider, und so litt sie unterwegs heftig von der Kälte.

Glücklicherweise kamen einige Männer auf Schlitten, die denselben Weg machten; diese erlaubten ihr, sich auf einen

Schlitten zu setzen. Allein die Kälte setzte ihr so sehr zu, daß sie es nicht hätte aushalten können, hätte ihr nicht einer der Männer seinen Schafpelz geliehen. So aber fror sie nicht, und kam schnell vorwärts.

Zuletzt wurde die arme Prascovia noch krank; da konnte sie die Reise nicht fortsetzen, wurde jedoch von guten Leuten aufgenommen, die ihr hülfreich beistanden. Endlich erholte sie sich wieder von ihrer Krankheit und setzte ihre Reise weiter fort.

Ueber ein ganzes Jahr war verflossen und große Leiden hatte Prascovia ausgestanden, als sie endlich in St. Petersburg ankam. Da ging sie nun in den Palast des Czars und fragte nach der Czarin. Diese nahm sie gnädig auf und führte sie zu dem Czar.

Nun durfte Prascovia Alles vorbringen, was sie auf dem Herzen hatte. Er hörte mit Aufmerksamkeit und Verwunderung zu und versprach, ihren Vater in Freiheit zu setzen. Auch gab er ihr etwas Geld und entließ sie dann.

Darauf sandte der Czar einen Boten an Prascovia's Vater nach Sibirien mit der Nachricht, er könne wieder in die Hauptstadt zurückkehren. Lopouloff und seine Frau erhielten die Nachricht mit unbeschreiblicher Freude. Augenblicklich machten sie sich auf den Weg und langten glücklich in Petersburg an. Die Freude des Wiedersehens ihrer guten Tochter läßt sich nicht beschreiben, und von nun an waren sie wieder eine glückliche Familie.

17. Kapitel.

Peter verläßt St. Petersburg und reist nach Preußen.

In St. Petersburg verkaufte Kapitän Philipps das Schiff, in dem wir angekommen waren. Viele andere Schiffe waren zugleich da, die nach Amerika fuhren, und es machte mir große Lust, damit in die Heimath zu reisen; doch lag mir auch viel daran, noch andere Länder in Europa kennen zu lernen.

Jenkins hatte dieselbe Absicht wie ich, und wir beschlossen daher, in Gesellschaft uns weiter in Europa umzusehen. Nun bestiegen wir ein Schiff und segelten längs dem baltischen Meere hin, bis wir nach Danzig, einer preußischen Stadt, kamen.

Danzig ist eine große, reiche Stadt. Doch hielten wir uns dort nur ein paar Tage auf, und begaben uns dann nach Berlin, welches die Hauptstadt von Preußen ist. Wir reisten da abwechselnd bald zu Fuß und bald in Postwagen, die hier zu Lande Eilwagen oder Schnellposten genannt werden.

Bisweilen hatten wir Mühe, uns verständlich zu machen, denn in Preußen sollte ein Fremder deutsch sprechen können. Doch ging es zur Noth, indem Jenkins ein wenig französisch sprach; und fast überall fanden wir wenigstens einige Personen, die diese Sprache verstanden.

In Preußen sind viele große Wälder. Als nun vor vielen Jahren einige Jäger durch einen solchen Wald streiften, so gewahrten sie plötzlich ein sonderbares Geschöpf, das fast wie ein Mensch aussah. Sie gingen ihm nach, allein es entfloh auf's schnellste; zuletzt kroch es in eine Höhle in einem Berge.

In der Höhle konnten sie es fangen, und was meint ihr wohl, daß es gewesen? — Es war ein wilder Mensch, der im Walde lebte. Er hatte keine Kleider und konnte nicht sprechen, sondern nur heulen wie ein Thier und murmeln. Er aß Wurzeln, Blätter und Beeren.

Sie nahmen ihn mit sich und versuchten später, ihn reden zu lehren, allein damit wollte es nicht gehen. Er war sehr zornig, und sobald man etwas that, was ihm nicht gefiel, schlug er gleich darein.

In Berlin angekommen, freuten wir uns, die große Stadt zu sehen. Sie ist sehr schön und umgeben mit einer hohen steinernen Mauer.

Preußen hat beinahe so viel Einwohner, als die vereinigten Staaten von Nordamerika. Ich habe euch schon früher gesagt, daß die Preußen vortreffliche Soldaten sind; aber das allein ist es nicht, was sie auszeichnet, denn sie sind auch in vielen andern Dingen sehr erfahren, überhaupt eine sehr gebildete und aufgeklärte Nation. Dasselbe gilt von den übrigen deutschen Völkern, wie z. B. Sachsen, Baiern, Hannoveranern, Würtembergern, Badenern, Hessen u. s. w., von denen ich euch ein ander Mal ausführlicher erzählen werde.

Der König von Preußen hält sich theils in Berlin, theils in Potsdam auf. Hier ist das prachtvolle Schloß abgebildet, welches er in Berlin bewohnt.

Ich kann euch auch Manches erzählen von einem merkwürdigen König, der in Preußen vor etwa hundert Jahren lebte und Friedrich hieß. Mehrere Nationen um ihn her bekriegten ihn, und da gab es hitzige Treffen, in denen er seine Truppen kommandirte.

Zuweilen ward seine Armee geschlagen, aber häufiger

besiegte er den Feind. In der Regel sind es nicht die Könige selbst, die ihre Heere zum Kampfe führen, aber Friedrich stellte sich an die Spitze seiner Armee und theilte mit den armen Soldaten die Gefahren und Strapazen des Krieges. Er ward Friedrich der Große genannt, und diesen Namen verdiente er ebenso wegen seiner Wohlthätigkeit, als wegen seiner berühmtesten Siege. Eines Tages zog Friedrich der Große zu wiederholten Malen die Glocke, und kein Diener erschien. Er öffnete die Thüre und fand seinen Pagen in dem Vorzimmer auf einem Armsessel schlafend. Als er auf ihn zuging um ihn zu wecken, sah er, daß ein Papier aus seiner Tasche hervorguckte. Neugierig, was das enthielte, zog es der König heraus, ohne den Pagen zu wecken, und las es. Es war ein Brief von dessen Mutter, worin sie ihm dankte für das Geld, das er ihr von seinem Lohne zur Unterstützung zukommen ließ. Der Brief endete mit den Worten: „Gott wird dich gewiß segnen für dein gutes Betragen." Nachdem der König gelesen hatte, ging er leise in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle Dukaten und schob sie sammt dem Briefe in des Pagen Tasche. Dann kehrte er wieder zurück und zog die Glocke so stark, daß der Page erwachte und hineinkam. „Du hast wohl geschlafen," sagte der König. Da wollte sich der Junge entschuldigen, und in seiner Bestürzung steckte er zufällig die Hand in die Tasche; wie er aber das Geld merkte, zog er es sogleich heraus, wurde ganz blaß, blickte auf den König und brach in Thränen aus, ohne ein Wort zu sagen.

„Was ist's?“ sagte der König, „was hast du?“ „Ach! Euer Majestät“ stammelte nun der Page, indem er auf die Kniee niederfiel, „man will mich in's Unglück stürzen; ich weiß nicht, wie dies Geld in meine Tasche kam.“ „Freund,“ versetzte Friedrich, „Gott schenkt uns seinen Segen oft im Traume. Schick' dies Geld deiner Mutter, grüße sie von mir und sag' ihr, ich werde für sie und für dich sorgen.“

Ihr könnt euch vorstellen, wie freudig der Page überrascht war, als er sah, daß ihm der König nicht nur seinen Fehler verzieh, sondern ihn auch noch großmüthig belohnte für die Liebe, die er zu seiner abwesenden Mutter hatte.

König Friedrich war auch ein Mann von großer Gelehrsamkeit; er verfaßte mehrere schätzbare Bücher.

18. Kapitel.

Peter reist nach Wien.

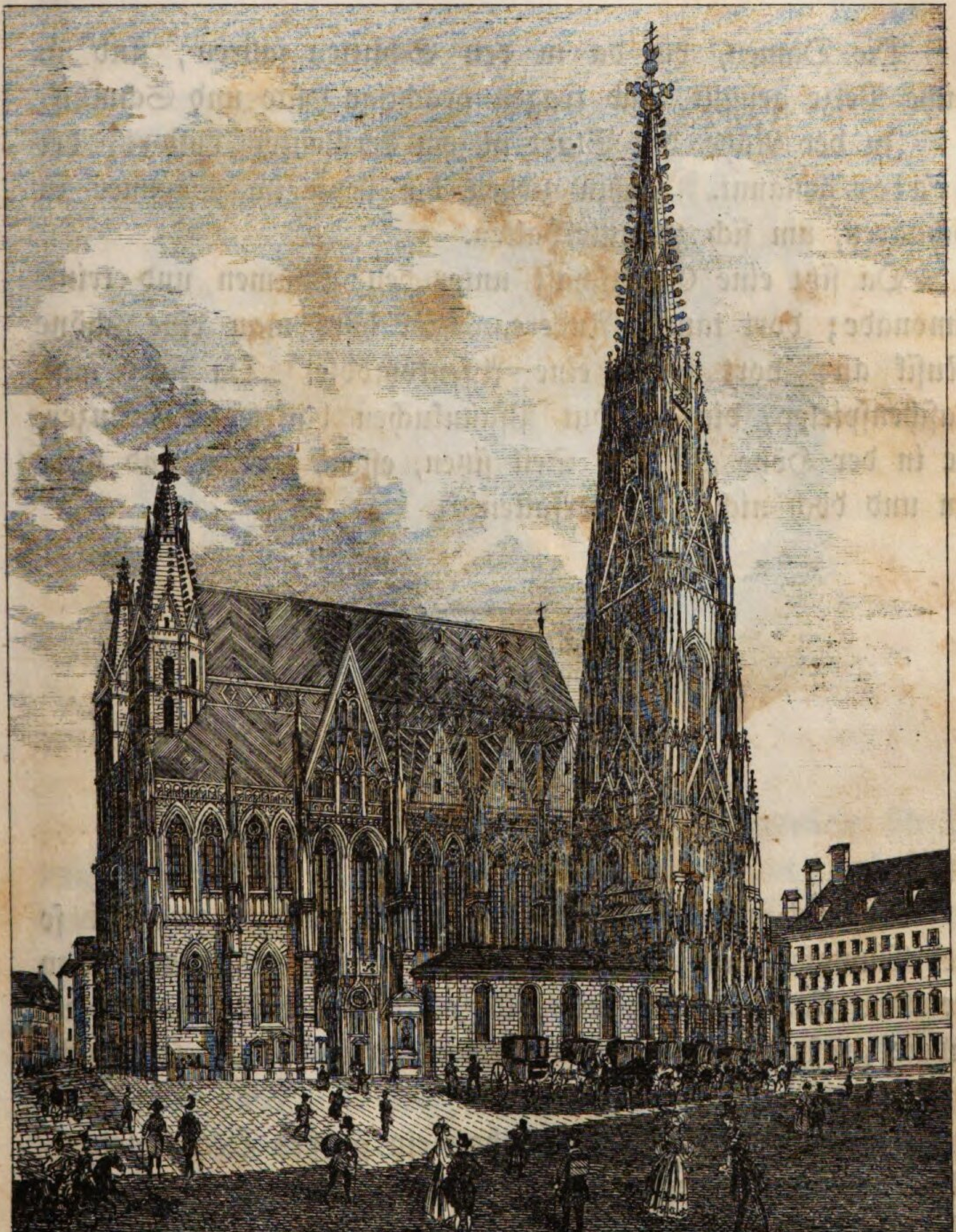
Nachdem wir uns in Berlin acht Tage lang aufgehalten hatten, begaben wir uns wieder auf die Reise und machten zu Fuß den Weg von Berlin bis Wien, eine große Strecke Weges, die uns zum Theil durch dichte Wälder führte, in denen es uns bisweilen ganz unheimlich wurde; doch lief Alles gut ab, und Jenkins und ich erblickten mit Freude Wien, Oestreichs berühmte Kaiserstadt.

Wien liegt an der Donau, einem der größten Flüsse Europa's, und ist eine schöne merkwürdige Stadt. Sie ist bei weitem größer, als irgend eine der vereinigten Staaten von Amerika.

Das merkwürdigste Gebäude in Wien ist die großartige Stephanskirche mit einem 428 Fuß hohen Thurm, einem der höchsten in Europa. Ihr seht hier eine hübsche Abbildung derselben.

Die Bewohner von Wien sind lebensfroh und heiter; selten findet man in einer Stadt mehr Unterhaltung und Zerstreuung als da.

Zur Winterszeit, wenn die Donau überfroren ist, werden die Damen in niedlichen kleinen Schlitten auf dem Eise geführt. Manche dieser Schlitten haben die Gestalt von Löwen und Tigern, andere sehen aus wie Schwäne, oder auch wie große Seemuscheln.



Die Stephanskirche in Wien.

Die Damen, die da in den Schlitten fahren, sind in reiche Pelze gehüllt, und tragen prächtige Hüte und Schmuck.

In der Nähe der Stadt ist ein berühmter Lustort, der Prater genannt. Dahin ziehen die Leute im Sommer in Schaaren, um sich zu unterhalten.

Da sitzt eine Gesellschaft unter den Bäumen und trinkt Limonade; dort tanzen Andere. Hier hört man eine schöne Musik an; dort spielt eine Affenkomödie. Da sieht man Taschenspieler, die im Hut Pfannkuchen backen; Seiltänzer, die in der Höhe auf dem Seil sitzen, essen, trinken und tanzen und doch nicht herunterfallen.

19. Kapitel.

Peter erzählt von Oestreich.

Oestreich ist ein großes Land und enthält zweimal so viel Einwohner als die sämmtlichen vereinigten Staaten von Nordamerika. In Oestreich gibt es ausser Wien noch viele andere große Städte, allein davon kann ich euch jetzt nicht erzählen.

Der Kaiser von Oestreich hat ein großes Heer vortrefflicher, tapferer Soldaten. Hier seht ihr sie, wie sie eben eine feindliche Schanze stürmen.

Die Oestreicher haben eine sehr gute väterliche Regierung; darum sind sie auch meistens sehr brave, zufriedene Leute und äusserst gewerbsam. Besonders sieht man oft schöne Spielsachen, die in diesem Lande verfertigt werden. Jenkins und ich, wir sahen einmal einen Kasten, in welchem ein kleines Dorf vorgestellt war. Die Männer und Weiber waren nur zwei Zoll hoch; einige spazierten umher; andere ritten auf kleinen Pferdchen; wieder andere arbeiteten. Auch kamen darin Tänzer und Tänzerinnen vor; und auf einmal marschirte eine Compagnie kleiner Soldaten auf, und der win-

zige Trommler schlug auf seine Trommel los, als ob er sie in Stücke schlagen wollte.

Ihr habt gewiß schon von der Schachmaschine gehört? Nun diese Curiosität wurde in Oestreich erfunden. Es ist nämlich eine Figur wie ein Mensch und nach türkischer Weise gekleidet.

Der Türke sitzt an einem Tische und hat das Schachbrett vor sich; und er spielt so gut Schach, daß es ihm fast Niemand abgewinnen kann. Diese wunderbare Maschine ist in alle großen Städte Europa's und Amerika's gebracht worden, und überall hat sie Staunen erregt.

Von Zigeunern werdet ihr auch schon gehört haben? Sie sehen fast aus wie in Amerika die Indianer. Man findet sie an verschiedenen Orten in Europa; sie haben keinen festen Wohnsitz, sondern ziehen bald da, bald dort hin. In England gibt es wenige, aber in Spanien und noch mehr in Oestreich trifft man deren oft an. Sie leben nicht in Dörfern wie andere Leute, sondern gehen von einem Ort zum andern, und schleppen ihre ganze Familie mit sich. Sie wahrsagen einem Jeden, der es wünscht, aber dabei muß man Acht haben, daß man nicht bestohlen wird.

In Oestreich sahen wir, Jenkins und ich, viel solches Zigeunervolk. Einmal verirrten wir uns spät Abends in einem großen Walde. Endlich bemerkten wir in einiger Entfernung ein Feuer; wir gingen darauf zu, und fanden eine ganze Bande von Zigeunern, um das Feuer herum sitzend.

Wir sagten ihnen, wir hätten den rechten Weg verloren,

baten sie um Etwas zu essen, und um die Erlaubniß, bei ihnen übernachten zu dürfen. Sie gewährten unsere Bitten. Zum Nachtessen gaben Sie uns Schinken, Schwarzbrod und etwas Wein, der in Oestreich wohlfeil ist. Dann legten wir uns in ein Zelt.

In der Nacht aber merkte ich auf einmal, daß Jemand in unserm Zelt war. Ich sah mich um und wurde einen Zigeuner gewahr, der gerade meinem Freund Jenkins den Geldbeutel aus der Tasche zog. Ich wollte auf den Dieb losspringen, aber augenblicklich war er verschwunden.

Nun weckte ich Jenkins; er suchte in der Tasche nach und fand, daß der Beutel weg war; — vierzig Thaler hatte er enthalten. Mit Ungeduld warteten wir, bis es Tag ward; dann sagten wir den Zigeunern von dem Diebstahl, allein sie lachten uns nur aus, und erwiederten, wenn wir unser Geld behalten wollten, so müßten wir uns auch an bessere Gesellschaft halten.

20. Kapitel.

Peter erzählt von der Türkei.

Die Türkei ist ein großes Land, das zunächst an Oestreich grenzt. Dahin gingen wir aber nicht; denn die Türken sind noch sehr roh, ja oft grausam, und es ist gefährlich, in ihrem Lande zu reisen.

Die Türken haben nicht die Bibel, wie wir; sondern sie

haben ein Buch, das man den Koran nennt, und welches ein Mann Namens Mahomed geschrieben hat.

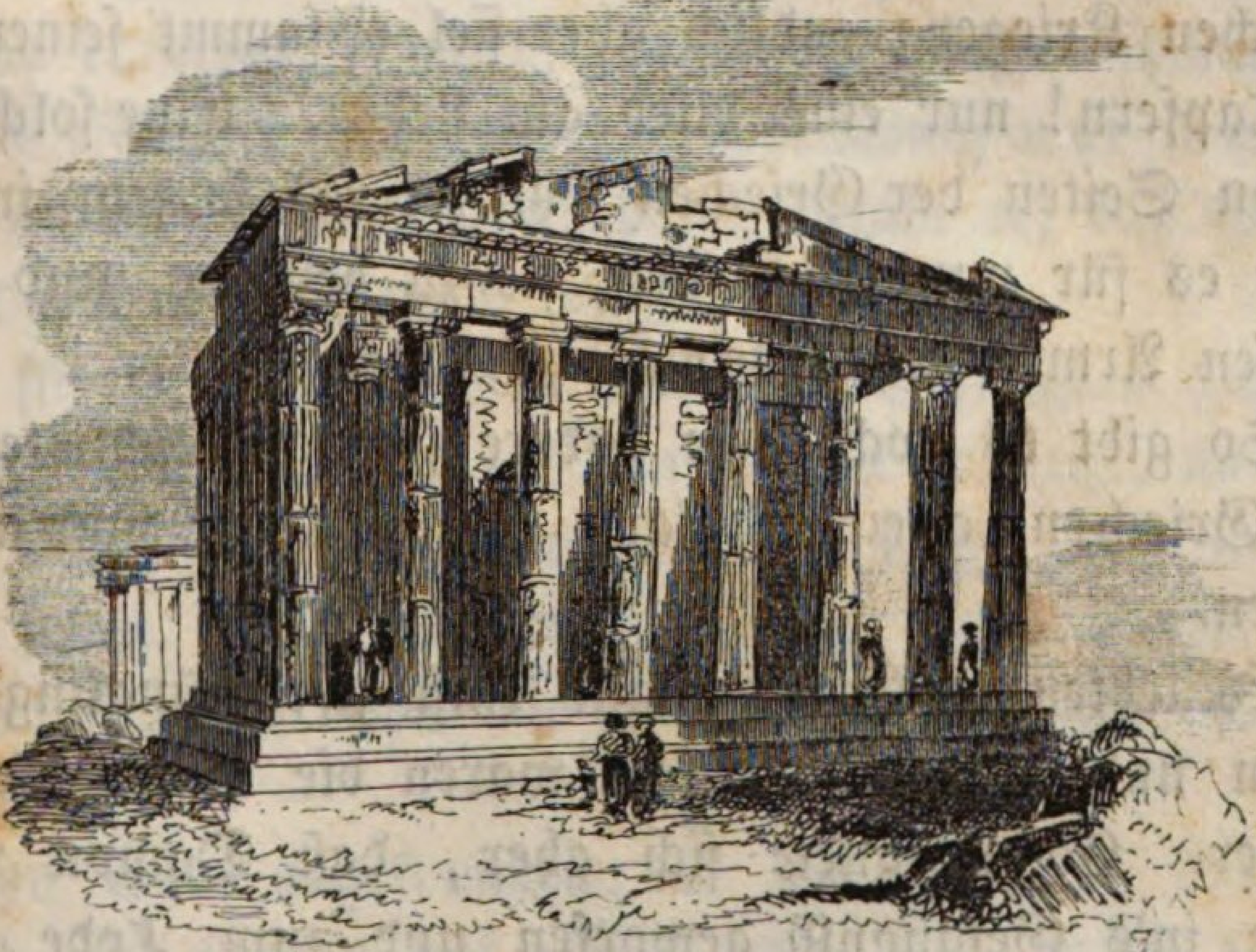
Die größte Stadt in der Türkei ist Konstantinopel, und sie ist zugleich eine der größten Städte in der Welt. Der türkische Keiser wird auch der Sultan genannt. Er hat eine Menge Frauen. In der Türkei lassen die Männer den Bart lang wachsen. Sie rauchen gern Tabak und haben Pfeifen, die bisweilen sechs Fuß lang sind, wie ihr schon früher gesehen habt.

Die Türken sitzen nicht auf Stühlen wie wir, sondern auf niedern Polstern. Beim Essen bedienen sie sich nicht der Messer und Gabeln, sondern Einer schneidet für Alle, und dann nehmen sie die Speisen mit ihren Fingern. Statt der Hüte tragen die Türken den Turban, oder auch eine hohe rothe Mütze, die man Feß nennt. Auch die Sprache der Türken unterscheidet sich von allen andern europäischen Sprachen.

Südlich von der Türkei liegt das Land, welches Griechenland heißt. Die Bewohner sind Christen. Die Türken hassen aber die Christen und deswegen waren sie von jeher sehr grausam gegen die armen Griechen, die seit langer Zeit unter ihrer Botmäßigkeit standen.

Griechenland ist ein höchst interessantes Land, und zwar nicht nur weil es sehr schön ist, sondern hauptsächlich weil dort vor Jahrhunderten ein berühmtes Volk lebte. Kämet ihr nach Griechenland, so könntet ihr die Trümmer von Städten und Gebäuden sehen, die schon vor drei tausend Jahren gebauet wurden.

Bei Athen, einer ehemals berühmten Stadt in Griechenland, steht heut zu Tag noch ein Bau, der aus jener grauen Zeit herstammt. Obwohl jetzt zum Theil zerfallen, so gewährt er doch einen erhabenen Anblick. Dieser Bau heißt das Parthenon, oder der Tempel der Minerva. Hier ist die Abbildung davon.



Die Geschichte der alten Griechen, die damals lebten, und die solch' prächtige Gebäude aufführten, ist von hohem Interesse. Sie waren ein thätiges, wackeres Volk und vollbrachten viele große Thaten.

Einst lebte ein berühmter persischer König, der mit einem unermeßlichen Heere kam, die alten Griechen zu unterjochen. Xerxes war sein Name.

Dieser Xerres nun rückte heran mit mehr als einer Million Soldaten. Zur selben Zeit lebte aber in Griechenland ein tapferer Anführer Namens Leonidas. Leonidas hatte kaum dreihundert Mann bei sich; mit diesen besetzte er einen Engpaß, der Thermopylä hieß. Hier war es, wo die persische Armee ihn angriff. Die Griechen fochten aber wie Löwen.

Leonidas und seine Soldaten tödteten eine Menge der feindlichen Krieger; endlich aber fiel er sammt seinen dreihundert Tapfern! nur einer blieb am Leben. Eine solche Tapferkeit von Seiten der Griechen setzte Xerres so sehr in Staunen, daß er es für unmöglich hielt, sie zu besiegen, und mit seiner zahllosen Armee den Rückmarsch antrat.

So gibt es noch viele andere schöne Geschichten von den alten Griechen, allein ich kann euch jetzt nur noch eine davon erzählen.

Es lebten in Griechenland einst zwei Jünglinge Namens Damon und Pythias. Diese waren die besten Freunde mit einander. Es ereignete sich aber, daß Damon von einem Könige in's Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt wurde. Da sagte Damon zu dem Könige: „Ich bitte dich, laß mich vor meinem Tode hingehen, damit ich mein Weib und meine Kinder noch einmal sehen kann, alsdann will ich zurückkehren, und mich gerne dem Tode unterziehen."

Allein der König weigerte sich, dies zu gewähren, bis Pythias, Damon's Freund, sich anbot, statt seiner in das Gefängniß zu gehen und so für Damon zu haften. Damon eilte nun zu den Seinigen, die aber weit entfernt waren.

Wehmüthig sagte er ihnen, er komme, um auf immer Abschied von ihnen zu nehmen. Sie weinten bitterlich, umfaßten ihn, und wollten ihn nicht mehr loslassen; — allein er wand sich los und sprach: „Lebt wohl, ich muß zurück in's Gefängniß, und bin ich nicht zur bestimmten Stunde dort, so stirbt statt meiner mein Freund Pythias."

Damon eilte so schnell er nur konnte; aber dennoch rückte die Zeit, wo er erwartet ward, heran, ohne daß es ihm möglich war, das Gefängniß zu erreichen. Der König war überzeugt, er würde nimmer zurückkehren; daher befahl er, daß Pythias vorgeführt und statt Damon hingerichtet werde.

Nun führte man Pythias aus dem Gefängniß auf einen freien Platz; dort ward er auf ein Gerüst gebracht, und Tausende von Menschen versammelten sich um ihn her, um ihn sterben zu sehen. Da hörte man plötzlich einen Schrei unter der Menge; man vernahm die Worte: „Laßt mich vor, laßt mich vor!"

Damon war angekommen; er drängte sich durch die Volksmasse, und sprang auf die Richtstätte, — er fiel Pythias um den Hals und sprach: „Hier bin ich, hier bin ich; du bist frei, ich sterbe."

Den König aber überraschte das Benehmen der beiden Freunde dermaßen, daß er augenblicklich ausrief: „Damon, du sollst nicht sterben, — du bist frei, und dein Freund Pythias auch. Ziehet hin, Andere mögen das Beispiel eurer Freundschaft nachahmen!"

Nachdem das alte Griechenland über tausend Jahre geblüht

hatte, wurden die Griechen endlich durch die Römer unterjocht und sanken zu einem unbedeutenden Volke herab. Dies geschah ungefähr vor zwei tausend Jahren.

Später, nach vielen hundert Jahren, wurde Griechenland durch die Türken erobert, und seither schmachteten sie in einem jämmerlichen Zustande von Sklaverei. Doch vor wenig Jahren standen die Griechen gegen ihre grausame Unterdrücker auf und erkämpften ihre Freiheit. Die alte Tapferkeit erwachte wieder in ihnen, und nach unsäglichen Beschwerden des Krieges schüttelten sie endlich das Joch der türkischen Knechtschaft ab.

Griechenland bildet nun wieder ein unabhängiges Reich und hat einen deutschen Prinzen zum König.

21. Kapitel.

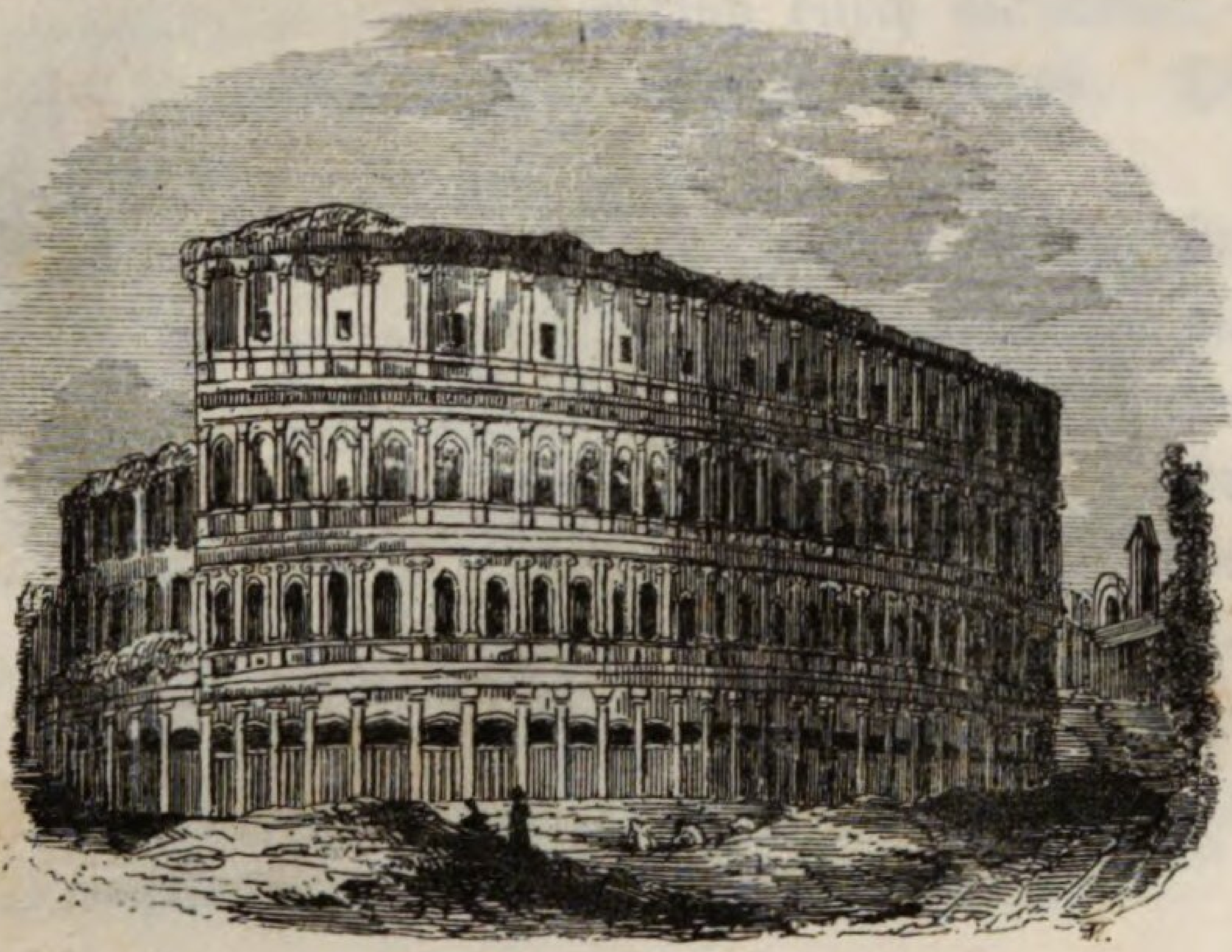
Peter kömmt nach Italien.

Einen Monat lang hatten wir uns in Wien aufgehalten, dann reisten wir, Jenkins und ich, nach Italien. Unterwegs ging Alles gut und nichts besonders Merkwürdiges ereignete sich bis nach Rom.

Rom ist die berühmteste Stadt Italiens. Das hohe Gebäude, das ihr hier im Bilde seht, ist einer der größten und prächtigsten Tempel, die es in der Welt gibt; es ist die St. Peters-Kirche.

Während meines Aufenthaltes in Rom sah ich auch den Papst. Er war ein ehrwürdiger Greis, und bewohnte einen herrlichen Palast. Ihr wißt, der Papst ist das Oberhaupt der katholischen Kirche und zugleich ist er auch der Fürst eines Landes, welches der Kirchenstaat genannt wird.

In Rom sowohl, als auch in manchen andern Theilen Italiens befinden sich merkwürdige Ueberreste von alten Gebäuden. Vor ungefähr zweitausend Jahren war Italien der Schauplatz der berühmtesten Nation, die je auf Erden lebte, nämlich der Römer. Heut zu Tage steht in Rom noch ein Bau, der das Colossäum heißt, und schon vor zweitausend Jahren aufgeführt ward. Es war eine Art Theater, und faßte viele tausend Menschen. Hier ist es abgebildet:

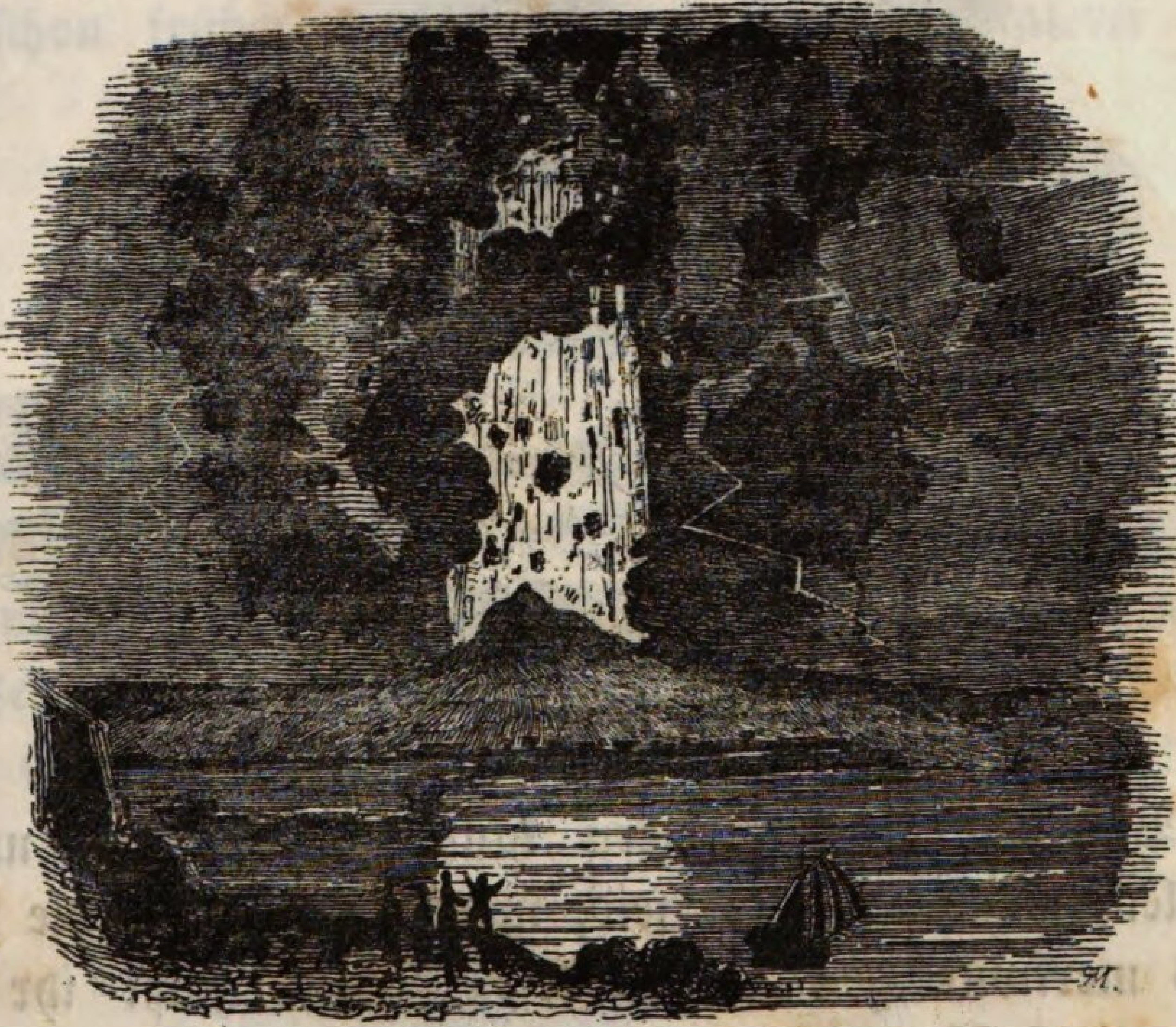


Die alten Römer waren reich, mächtig und kriegerisch. Sie erlangten beinahe die Herrschaft über die ganze Welt. Die Schönheit und Pracht mancher ihrer Städte und Paläste ist fast unglaublich.

Eine merkwürdige Stadt in Italien heißt Neapel. Sie hat eine unvergleichliche Lage am Meer, allein jetzt kann ich euch nichts Näheres davon erzählen; doch möchte ich wünschen, daß ihr wenigstens auf der Karte von Italien nachsähet, wo Neapel liegt.

In der Nähe dieser Stadt ist ein Vulkan oder feuerspeiender Berg, der Vesuv, welcher zuweilen Feuer, Rauch und geschmolzene Steine (Lava) auswirft. Manchmal hört man in der ganzen Gegend ein Getöse wie Donner. Wenn ihr die

Abbildung hier betrachtet, könnt ihr euch denken, wie furchtbar ein solcher Ausbruch des Vesuv sein muß.



Vor ungefähr achtzehnhundert Jahren warf dieser Vulkan eine ungeheure Menge von Steinen und Asche aus, so daß die glühende Lava von allen Seiten über den Berg hinunterfloß, und mehrere Ortschaften gänzlich verschüttete.

Unter andern traf dies Unglück auch die kleine Stadt Pompeji. Erst in neuerer Zeit wurde die Lava, die diesen Ort bedeckt hatte, weggegraben, und so kann man nun heute die Häuser und Straßen der Stadt wieder sehen, wie sie vor achtzehnhundert Jahren gewesen.

Hier ist eine Ansicht von dem ausgegrabenen Pompeji.

Von den alten Römern kann ich euch jetzt nur wenig erzählen, wenn ihr älter seid, werdet ihr gewiß die Geschichte dieses merkwürdigen Volkes lesen. Nur müßt ihr noch erfahren, daß schon vor mehr als tausend Jahren ihr unermeßliches Reich auf immer zerfiel.

Ueber zwölfhundert Jahre hatte es aber gedauert und war das mächtigste aller Zeiten. Jetzt aber sind nur noch die Geschichte davon und die großartigen Trümmer, die Zeugen ehemaliger Größe, übrig.

Die gegenwärtigen Bewohner Italiens sind von ihren Vorfahren, den alten Römern, sehr verschieden. Sie leben zwar in demselben Lande und haben stets die Erinnerungen vor Augen an den Reichthum und die Macht der Vorältern; allein alles das läßt sie gleichgültig; die neueren Italiener,

besonders die Bewohner der südlichen Gegenden, sind sehr leidenschaftlich und nicht selten abergläubisch, sie lieben aber, wie ich euch schon früher erzählt habe, Musik, Malerei und Dichtkunst.

22. Kapitel.

Peter verläßt Italien, und besucht die Schweiz.

In Rom nahm ich von Jenkins Abschied. Er ging nach Neapel, um sich dort nach Amerika einzuschiffen, und ich nahm meinen Weg nach der Schweiz. Unterwegs kam ich noch durch Gegenden in Italien, wo man gerade die Weinlese hielt.

Aus dem Safte der Trauben wird Wein gemacht; auch werden Trauben getrocknet und als süße Weinbeeren oder Rosinen verkauft.

Endlich kam ich in die Nähe der Alpen. Diese gehören zu den höchsten Gebirgen in der Welt. Ihre Spitzen sind immer mit Schnee bedeckt.

In diesen Bergen hatte ich ein sonderbares Abenteuer. Als ich einmal um die Abendzeit durch einen Wald ging, fand ich mich plötzlich umringt von einem Dutzend Männer, die mit Säbeln, Pistolen und großen Messern bewaffnet waren. Sie redeten mich italienisch an, aber ich konnte sie nicht verstehen.

Nun faßten sie mich und schleppten mich durch den Wald mit sich fort, bis wir zu einer alten zerfallenen Burg kamen. Da führten sie mich durch einen dunkeln Gang in ein großes unterirdisches Zimmer, wo Halt gemacht wurde.

Von Allem, was die Männer sprachen, verstand ich keine Silbe; allein ich konnte mir wohl denken, daß es darauf abgesehen war, mir das Geld zu nehmen, und mich vielleicht gar zu tödten. Ich hatte ein Paar kleine Pistolen bei mir, und nahm mir vor, im Nothfall Gebrauch davon zu machen.

Später trat ein Mann herein, der mir halb bekannt vorkam, doch war ich meiner Sache nicht gewiß. Ich hielt ihn für den Räuberhauptmann. Dann sagten ihm Einige etwas von mir. Als er mich aber erblickte, stutzte er, und ich war erstaunt, in ihm Leo, dem wir auf dem Meere das Leben gerettet hatten, zu erkennen.

Obwohl nun Leo ein Räuber geworden war, so zeigte er

sich doch nicht undankbar. Er sagte diesen Leuten, ich hätte ihm einst das Leben gerettet, und sogleich versprach er mir, daß ich morgen ungehindert und ganz sicher meine Reise fortsetzen könne.

Am folgenden Morgen führte mich Leo auf den rechten Weg, wünschte mir Glück und nahm Abschied. Ich wollte ihm noch die Sträflichkeit seines jetzigen Wandels vorstellen, allein dazu hatte ich keine Zeit mehr.

In Bälde langte ich nachher in Bern, einer der bedeutendsten Städte der Schweiz, an. Die Schweizer leben in wilden Berggegenden; aber sie sind freundlich, rechtschaffen und bieder. Die Landleute in der Schweiz haben ganz eigene, oft sehr schöne Trachten; ihr habt vorn schon eine Abbildung davon gesehen.

Ihre merkwürdigsten Städte sind: Bern, Genf, Lausanne, Zürich und Basel. Sie haben keinen König und sind auf ähnliche Art regieret, wie die Bewohner der vereinigten Staaten Amerika's.

Von jeher liebten die Schweizer die Freiheit. Vor mehreren hundert Jahren waren sie der Macht von Oestreich unterworfen. Da beschlossen Wilhelm Tell und einige andere wackere Männer, ihr Vaterland frei zu machen.

Der östreichische Landvogt Geßler ahnete etwas von diesem Vorhaben; da wollte er sich Gewißheit darüber verschaffen, und befahl, daß Jedermann vor einem auf einen Pfahl gesetzten Hute sich verbeugen sollte. Tell aber weigerte sich,

das zu thun. Nun ließ ihn Geßler ergreifen und in's Gefängniß werfen.

Tell war ein gewandter Bogenschütze, und Geßler wollte einen Beweis seiner Kunst sehen; er befahl ihm daher, daß er einen Apfel von dem Haupte seines Kindes schießen sollte. Tell befürchtete nun, er möchte seinen lieben Knaben treffen; da sagte ihm aber Geßler, er und der Knabe müßten sterben, wenn er nicht schieße. Da spannte Tell seinen Bogen; der Pfeil ging mitten durch den Apfel und der Knabe blieb unversehrt.

Hier seht ihr Tell, wie er nach dem Apfel schießt.

Einige Zeit nachher wollte Geßler den Tell von dem früheren Gefängniß in ein anderes bringen. Während sie

aber über den See fuhren, erhob sich ein Sturm und Geßler bekam Angst zu ertrinken. In dieser Gefahr übergab er die Leitung des Schiffes dem starken Tell. Tell aber steuerte gegen einen Felsen, sprang an's Ufer und flüchtete sich in die Berge. Dort rief er Leute zusammen und machte sich auf, Geßler zu verfolgen. Endlich trafen sie ihn, und Tell tödtete ihn mit einem Pfeilschuß in einem Hohlweg. Darauf ward die Schweiz frei.

23. Kapitel.

Peter erzählt von Frankreich.

Nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz reiste ich nach Frankreich, und in einigen Wochen kam ich in der Hauptstadt **Paris** an.

Paris enthält halb so viel Einwohner als London, und ist die angenehmste Stadt in Europa. Die Pariser sind ein munteres Volk und daher findet man bei ihnen Vergnügen auf allen Wegen.

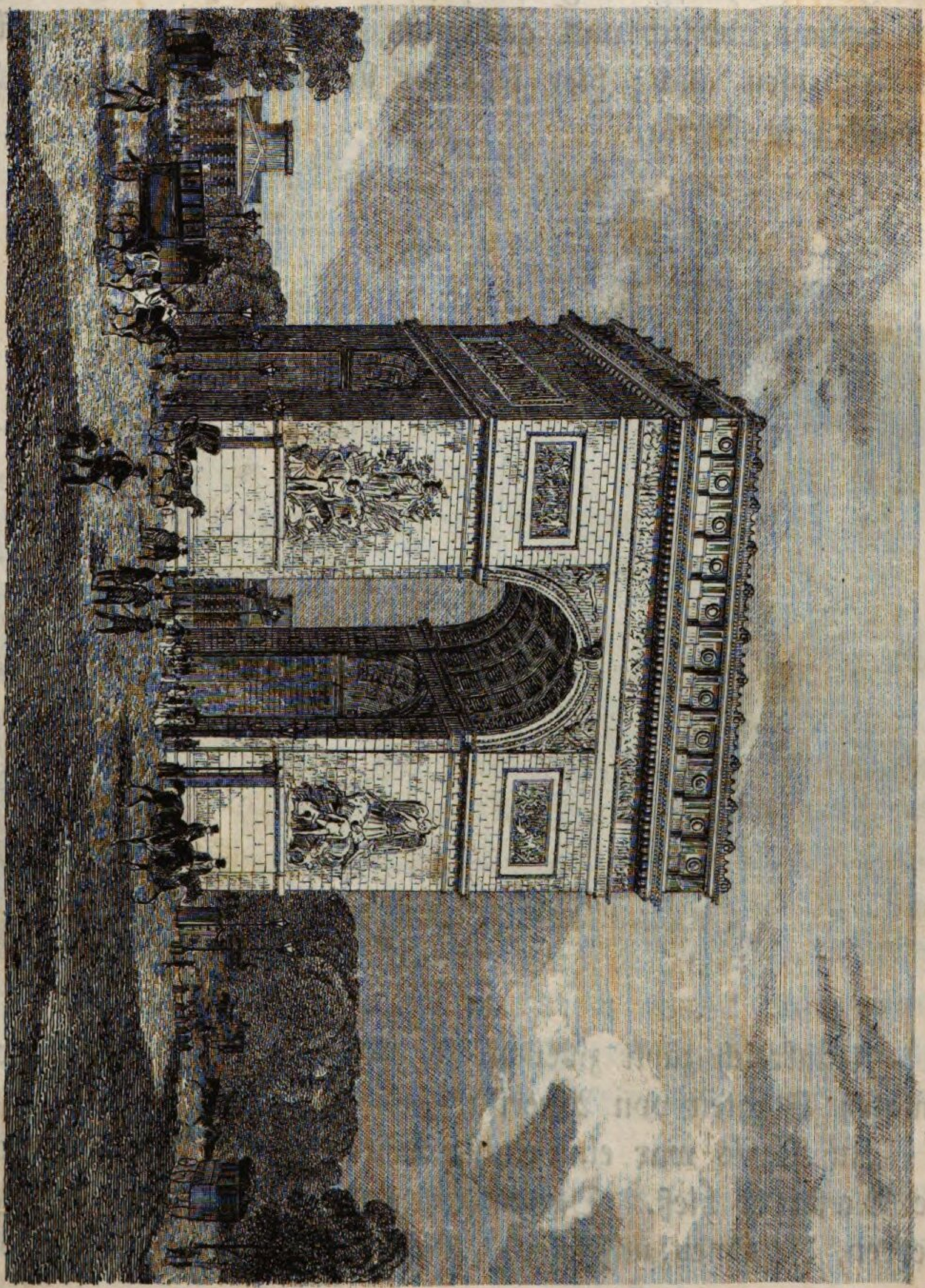
Ein großer Theil der Stadt ist sehr alt und hat enge schmutzige Straßen mit 6 bis 8 Stockwerke hohen Häusern. Der königliche Palast in Paris, gewöhnlich die **Tuilerien** genannt, ist sehr groß und von herrlichen Gärten um-

geben. In diesen Gärten gehen zu jeder Zeit viele Leute spazieren.

In einem Theil der Stadt ist ein Vergnügungsort, der die elisäischen Felder genannt wird. Da sieht man Leute, die reiten und fahren, spazieren, tanzen und auf Ruhebänken sitzen. Es ist ein einziger Lustort und Jedermann sieht da vergnügt und fröhlich aus.

Am Ende der elisäischen Felder befindet sich ein Gebäude, das aussieht, wie ein ungeheures Thor. Es ist ein Triumphbogen, den die Franzosen zur Erinnerung an die Siege errichtet haben, die sie in den letzten Kriegen erfochten. Alle Namen der gewonnenen Schlachten sind da in den Stein eingegraben. Die Franzosen nehmen's aber, wie ihr wißt, in vielen Dingen nicht sehr genau, und so kommt es denn, daß sie auch eine Anzahl verlorener Schlachten haben in den Stein hauen lassen, und weil die nun einmal dastehen, so bilden sie sich ein, sie hätten sie auch gewonnen.

Am Ende der Stadt ist auch ein schöner botanischer Garten. In einer Abtheilung desselben befinden sich in Käfigen eine Menge lebender Thiere aus fremden Welttheilen, wie Löwen, Tiger, Bären, Hyänen; andere gehen in großen Umzäunungen frei herum, z. B. eine Giraffe, mehrere Elephanten, Kameele. Was dort aber Kindern den größten Spaß macht, ist ein ungeheurer Käfig aus dünnen Eisenstangen, in dem mehr als hundert Affen von allen Größen zusammengesperrt sind, und zum Ergötzen der Zuschauer allerlei tolle Streiche treiben.



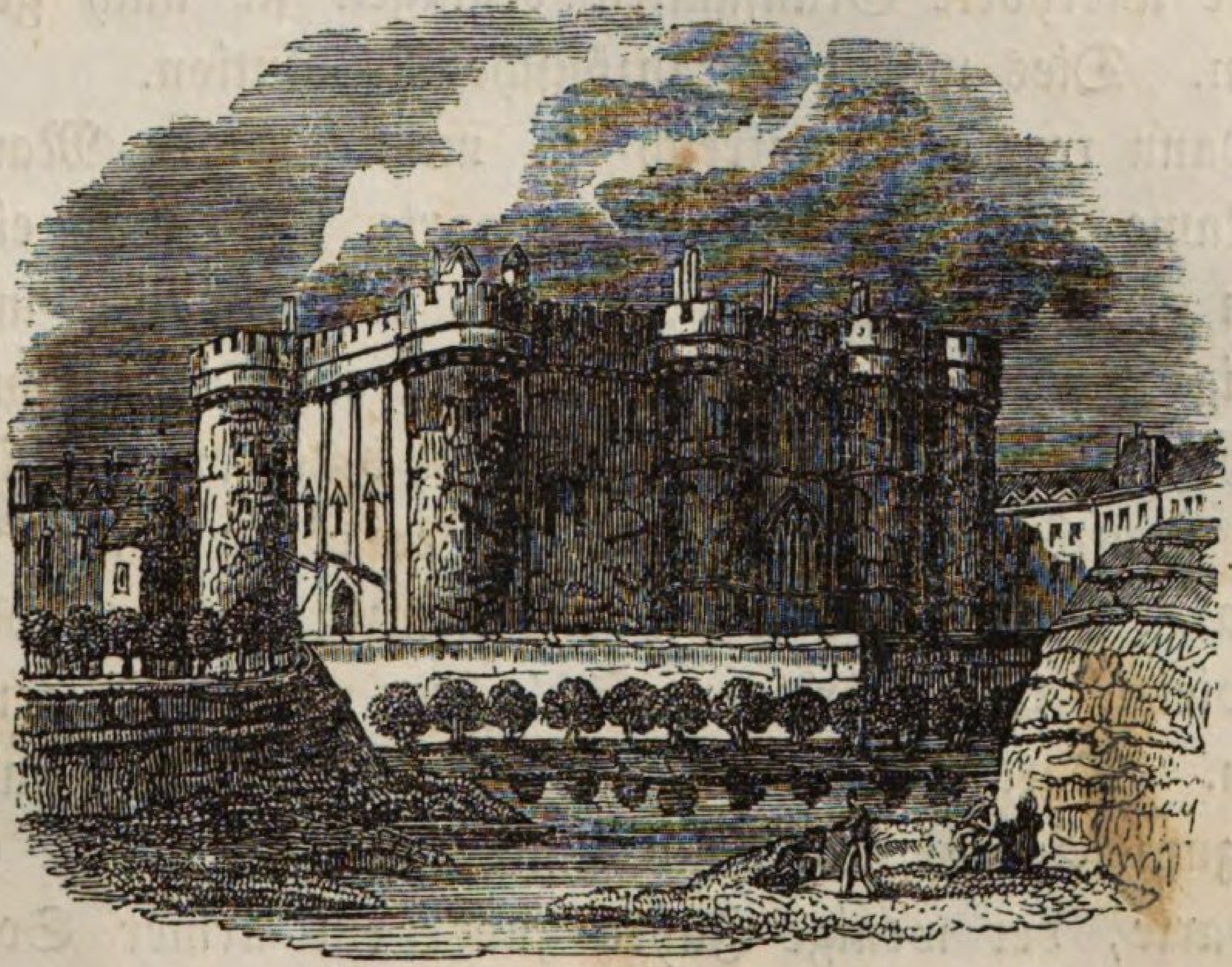
Der Triumphbogen in Paris.

Frankreich ist ein großes, schönes Land; die Franzosen sind lebhaft, höflich und genügsam. Tapfere Soldaten sind die Franzosen auch; hier seht ihr sie im Kampfe gegen die Beduinen in Afrika.

Frankreich zählt zweimal so viel Einwohner als die vereinigten Staaten von Amerika.

In Paris war einst ein merkwürdiges Gefängniß, welches die Bastille hieß. Darein ließen die Könige alle diejenigen sperren, die ihnen mißfielen. Manche wurden darin getödtet,

manche für immer in dunkle Kammern gebannt, und nur wenigen schenkte man wieder die Freiheit. So war die Bastille im Jahre 1789:



Einmal sperrte man einen jungen Mann in die Bastille, und nach einer Reihe von Jahren, als er ganz alt und grau geworden, gab man ihn frei. Da fand es sich aber, daß alle seine Freunde und Bekannte todt und verschwunden waren — er kannte niemand, und niemand kannte ihn. Zuletzt kehrte der gute Mann wieder zu seinem Kerker zurück und bat, man möchte ihn doch wieder einsperren. „Die Welt ist ganz anders“ sagte er, „man hat mich vergessen; hier in der Dunkelheit will ich sterben.“

Vor mehr als fünfzig Jahren empörten sich die Franzosen gegen ihren König Ludwig den Sechzehnten; damals zerstör=

ten sie die Bastille; stürmten dann in den Palast des Königs und drohten, ihn in Stücke zu zerreißen; ja es kam endlich gar dazu, daß sie ihn gefangen nahmen und enthaupteten. Dieselbe unerhörte Grausamkeit begingen sie auch gegen die Königin. Dies war die französische Revolution.

Dann trat in Frankreich ein merkwürdiger Mann auf; sein Name war Napoleon Bonaparte. Er war einer der größten Feldherrn, die je auf Erden lebten. Vor mehr als siebenzig Jahren ward er auf Corsika, einer Insel im mittelländischen Meere, geboren. Anfänglich hatte er als Lieutenant in der französischen Armee gedient; er rückte schnell vor zum General. Im Alter von sechsundzwanzig Jahren eroberte er, nach vielen ruhmwürdigen Schlachten und Siegen, ganz Italien. Darauf kehrte er nach Frankreich zurück und wurde zuerst zum Consul und dann zum Kaiser erhoben. So stieg Bonaparte, der wenige Jahre zuvor ein armer Soldat gewesen, empor zum Throne und lebte in einem Palaste umgeben mit Pracht und Herrlichkeit! —

Doch dies genügte ihm nicht; er wollte noch größer und mächtiger werden, und deshalb fing er an, andere Völker zu bekriegen. Lange Zeit hindurch kämpfte er siegreich; die mächtigsten Reiche wurden durch seine Armeen unterworfen; die stolzesten Könige beugten sich vor ihm. Mit Staunen und Furcht blickte die Welt auf Bonaparte; und er, vom Glücke betäubt, hielt eine Wendung der Dinge für unmöglich. Allein darin täuschte er sich.

Schon früher hab' ich euch von seinem Kriegszuge nach

Rußland erzählt. Damals scheiterten seine Pläne; seine Armee ging fast gänzlich zu Grunde. Vergebens suchte er, sich wieder zu stärken; Europa's Völker überzogen ihn mit ihren Heeren. Er versuchte das Aeußerste, und kämpfte wie ein Löwe; allein vergebens war sein Ringen, kein Sieg ward ihm mehr zu Theil. Zuletzt kam er als ein Verbannter auf die weit entfernte, einsame Insel St. Helena.

Nach kurzer Zeit starb Bonaparte dort im Jahre 1821. Er war ein Mann von wunderbaren Geistesgaben; aber zugleich ein merkwürdiges Beispiel ungezügelten Ehrgeizes, und es ist kein Zweifel, daß er weniger glücklich lebte, als viele andere Menschen, die bescheiden und tugendhaft ihre Pflichten erfüllen.

Es gibt außer Paris noch gar viele große Städte in Frankreich, ich habe aber jetzt unmöglich Zeit, euch von allen zu erzählen. Nur eine davon darf ich nicht übergehen, ich meine die an der deutschen Gränze im Elsaß liegende Stadt Straßburg, welche mit dem ganzen Elsaß früher zu Deutschland gehörte. Dort ist nämlich eine prachtvolle Kirche mit einem der schönsten und höchsten Thürme auf der ganzen Erde. Man kennt diese Kirche überall unter dem Namen des Straßburger Münsters.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in Paris begab ich mich nach Havre und schiffte mich dort auf dem Schiffe Washington nach Amerika ein. In diesem Schiffe traf ich einen alten Bekannten, der in Spanien und Portugal sich umgesehen hatte. Von diesen Ländern hab' ich euch noch nichts

erzählt, und daher will ich euch nun mittheilen, was ich von meinem guten Freunde darüber erfahren.

24. Kapitel.

Peter erzählt von Spanien und Portugal.

Die Hauptstadt von Spanien ist Madrid. Die Spanier sind ernst und rechtlich, aber zuweilen leidenschaftlich und rachsüchtig. Sie haben ein besonderes Vergnügen, Cigarren zu rauchen. Ein berühmter Reisender, der Spanien besucht hat, sagt: „Gar oft sieht man aus dem Munde des Spaniers Rauch kommen, wie aus einem Kamine."

Das größte Vergnügen gewährt den Spaniern das Stiergefecht. Hier ist die Abbildung eines Stiergefechts.

Die Hauptstadt von Portugal heißt Lissabon. Sie ist fast zweimal so groß als New-York. Die Portugiesen haben die größte Aehnlichkeit mit den Spaniern. Portugal ist reich an trefflichen Früchten, Wein, Pomeranzen, Zitronen und anderen Südfrüchten, die in die entferntesten Gegenden ausgeführt werden.

Vor etwa achtzig Jahren verspürte man fast in ganz Europa ein Erdbeben; in Lissabon war es aber so heftig, daß die Häuser einstürzten und ganze Straßen verschüttet wurden. Viele Hunderte von Menschen gingen damals zu Grunde und ein beträchtlicher Theil der Stadt wurde völlig unter den Trümmern begraben.

25. Kapitel.

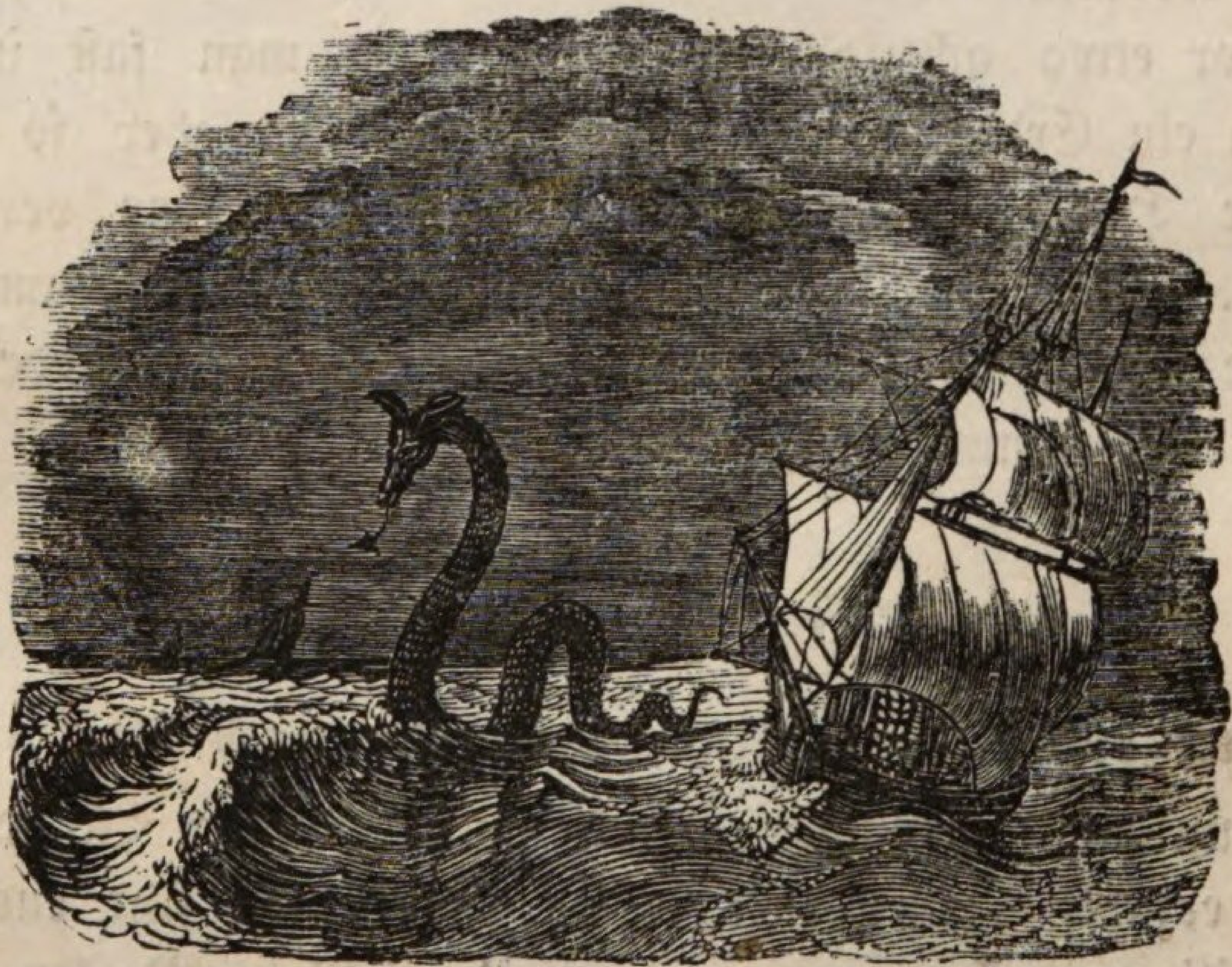
Peter erzählt von seiner Rückkehr nach Amerika.

Nun hab' ich euch von den merkwürdigsten Ländern Europa's erzählt. Ich denke meine Geschichten sind euch nicht langweilig vorgekommen, und wenn euch Peter Parley gefällt, so sollt ihr noch mancherlei von Asien, Afrika und Amerika zu hören bekommen.

Doch bevor ich diese Erzählungen über Europa beschließe, muß ich euch noch von einer Merkwürdigkeit sagen, die mir auf der Rückkehr nach Amerika vorkam.

Als wir einst an einem schönen Tage auf dem Meere hinsegelten, sahen wir plötzlich etwas Schwarzes auf dem Wasser gegen uns herschwimmen.

Es hatte einen Kopf fast wie ein Pferd, und rauschte mit Schnelligkeit über die Wellen daher. Was meint ihr wohl, was war dies? Eine große Wasserschlange war es. Sobald sie uns aber bemerkte, tauchte sie unter das Wasser und verschwand.



Endlich landete unser Schiff in Boston. Freudig sprang ich an's Ufer und eilte zu den Meinigen. Alle waren gesund und wohl, und ich dankte dem Himmel, daß er sie und mich so gütig beschützt hatte. Anderthalb Jahre lang war ich auf der Reise gewesen und hatte viele Länder gesehen; aber kein Land hatte ich gesehen, wo die Leute so glücklich sind, und mir so liebenswürdig vorkommen, als in meiner lieben Heimath.

Karte von ASIEN
ATLANTISCHES M.
NÖRDLICHES EIS MEER
Nördlicher Polar Kreis
Meer von Kamtschatka
Aleuten J.
Kamtschatka
Ochozkisches Meer
RUSSISCHES REICH
Sibirien
EUROPA
London
Paris
Madrid
Berlin
Wien
Rom
Constantinopel
Odessa
Stockholm
Kopenhagen
Petersburg
Kasan
Astrachan
Caucasus
Schwarzes M.
Caspisches M.
Aral See
Tobolsk
Tomsk
Irkutzk
Jakuzk
Lena
Aldan
Jablonoy Gb.
Mandschurey
Saghalien
Japanisches Meer
Japanische J.
Mongoley
CHINESISCHES REICH
Bucharey
Thibet
Wüste Cobi
Gelbes M.
Pekin
Nankin
Canton
Ost Chinesisches M.
J. Formosa
Wendekreis des Krebses
DAS GROSSE WELT MEER
Marianen J.
Neue Philippinen
Die Philippinen
J. Lucon
Manila
J. Maghindano
J. Gilolo
Neu Guinea
J. Borneo
Celebes
Sumatra
Java
SUNDA SEE
SULUN SEE
SUNDA INSELN
Malacca
HINTER INDIEN
Süd Chinesisches Meer
Hinter Indisches Meer
J. Hainan
Macao
Andaman J.
Nicobar J.
OSTINDISCHES MEER
J. Ceylon
Candy
Madras
Goa
Punah
Bombay
Calcutta
Bengalen
HINDOSTAN
Nepaul
Almora
Seiks
Himalaya Gb.
Cabul
Afghanistan
Beludschistan
Kelat
PERSIEN
Teheran
Ispahan
Persischer M.B.
Buchara
Chiwa
TATAREY
KLEIN ASIEN
Smirna
Jerusalem
Suez
Tigris
ARABIEN
Medina
Mecca
Mocca
Das rothe Meer
J. Socotra
PERSISCHES oder ARABISCHES MEER
Lakediven J.
Maldiven J.
JNDISCHER OCEAN
AFRIKA
AUSTRALIEN

Peter Parley's Erzählungen

über

Asien.

1. Kapitel.

Geschichte von einem Tiger und einem Krokodil.

Hier kömmt unser alter Peter Parley wieder!

Ja, hier bin ich wieder, gesund und wohl, aber mit meinem Fußwerk steht es schlimmer, als voriges Jahr. Früher kam ich noch so ziemlich gut fort mit einem gewöhnlichen Stocke; im verflossenen Winter aber glitt ich auf dem Eise aus, und seit jenem Fall kann ich nur noch mit der Krücke gehen.

Wenn aber auch die Beine steif sind, so ist doch die Zunge frei, und gerade, weil ich nicht so gut fort komme als früher, erzähle ich jetzt desto lieber Geschichten. Ich will euch gleich eine Geschichte von einem Tiger und einem Krokodil erzählen. Zuvor muß ich euch jedoch diese Thiere ein wenig beschreiben, denn wahrscheinlich habt ihr von beiden noch keines gesehen.

Der Tiger ist ein wildes, grimmiges Thier, und sieht fast aus wie eine Katze, ist aber viel größer als der stärkste Hund. Er hat ein gelbes, schön schwarz geflecktes Fell.

Das Krokodil ist ein ungeheures, garstiges Geschöpf mit einem furchtbaren Rachen, hat einen langen Schwanz, und ist wie mit einem Panzer bedeckt. Es lebt in Flüssen und kann sich leicht in die Tiefe sinken lassen, oder in die Höhe steigen. Im Wasser bewegt es sich sehr schnell, auf dem Lande kriecht es aber schwerfällig umher.

Nun denn: Einst segelte ein Schiff an der Mündung eines Flusses hin. Da brauchten die Leute im Schiffe frisches Wasser, denn ihr wißt wohl, das Seewasser ist salzig und bitter und man kann es nicht trinken. Es fuhren also eine Anzahl Männer ans Ufer und wollten Wasser holen.

Einer der Männer entfernte sich aber von den übrigen und ging allein eine ziemliche Strecke am Ufer des Flusses fort. Endlich kam er an eine schöne Stelle und setzte sich nieder, um auszuruhen. Die Bäume und Sträuche waren voll reifer Früchte und duftenden Blüthen; die Luft und der Wald wiedertönte von dem muntern Gesang bunter Vögel.

Weil es so warm war, weilte der Mann gerade in dem kühlen Schatten der Bäume, und betrachtete die anmuthsvolle Scene. Er saß auf dem Grase ganz nahe am Fluß. Auf einmal glaubte er, ein kleines Geräusch im Wasser zu hören. Er sah hin, und erblickte deutlich ein großes Krokodil gerade unter der Oberfläche des hellen Gewässers. Das schreckhafte Thier war ganz nahe und der Mann sah, wie die hervorstehenden Augen auf ihn gerichtet waren.

Kaum konnte er sich noch aufraffen, als schon der offene Rachen des Krokodils aus dem Wasser gegen ihn gähnte, um

ihn zu verschlingen. Mit Blitzes Schnelle sprang er auf einen nahen Felsen und wollte fliehen, als von einer andern Seite eine neue und noch augenscheinlichere Gefahr ihm drohte. Gerade vor ihm lag ein ungeheurer Tiger im Gebüsch.

Grimmig starrte der Tiger den Mann an, und, seiner Beute gewiß, wedelte er furchtbar mit dem Schweife.

Nur einen Blick voll Schrecken warf der Mann auf den Tiger, und sprang so schnell als möglich auf die Seite. Aber mit einem Sprunge fuhr das katzenartige Thier hervor; die Augen funkelten, die Klauen waren gespannt, und zugleich stieß es ein schreckliches Geheul aus.

Allein sein Ziel war verfehlt, der Mann war seitwärts

ausgewichen, und der Tiger schoß wie ein Pfeil gerade in den offenen Rachen des Krokodils.

Nun begann ein wüthender Kampf zwischen den beiden Bestien. Das Krokodil riß den Tiger in's Wasser, und da war denn ein beständiges Auf- und Niedertauchen. Rings um die Kämpfenden brausten die Wellen und weithin wurde das Wasser vom Blute geröthet.

Endlich kam der Tiger noch einmal hervor, aber ganz erschöpft, dann sank er mit gräßlichem Gestöhn unter; das Wasser wurde ruhig, und die beiden Ungeheuer waren verschwunden.

Der Mann, der von einiger Entfernung zugesehen hatte, fiel jetzt auf seine Kniee und dankte Gott für seine wunderbare Errettung; dann kehrte er zu seinen Gefährten zurück, und erzählte ihnen, welche Gefahr er bestanden.

Wo glaubt ihr aber, daß diese Sache sich zutrug? Nicht in Amerika, denn da gibt es keine Tiger; auch nicht in Europa, denn da gibt es weder Tiger, noch Krokodille; und nicht in Afrika, denn wahre Tiger findet man dort auch nicht, der afrikanische Tiger ist blos das Pantherthier; es muß daher, wenn es je geschehen, in Asien geschehen sein.

In diesem Welttheil gibt es auch wilde Schweine, welches gleichfalls furchtbare Thiere sind. Ich kannte einen Herrn, der einst in Indien reiste, um dort Ansichten der schönsten Gegenden aufzunehmen; während er nun einmal auf solche Weise beschäftigt war, hörte er plötzlich ein Rauschen, und als er sich umsah, bemerkte er eines dieser Thiere, das durch den Schilf auf ihn zulief. Der Herr hatte glücklicher Weise ein Gewehr bei sich und

schoß das Wildschwein zusammen. Ich sah das Gemälde, wozu er später sein eigenes Bild und dasjenige des heranrauschenden Ebers fügte.

2. Kapitel.

Peter erzählt von Asiens Ländern und Völkern.

Wo liegt denn Asien? Das sollt ihr nun hören. Es ist euch wohl bekannt, daß die Erde rund ist; Asien nun liegt auf der östlichen Seite davon. Wenn ihr einen Apfel nehmt, und auf einer Seite eine Nadel hineinstecket, dann ihn umdrehet und ebenfalls eine Nadel in die andere Seite stecket, so bezeichnet die eine Asien und die andere Amerika.

Asien ist ein unermeßlich großes Land. Es ist größer, als Europa, Afrika oder Amerika, und zählt so viel Einwohner, als alle übrigen Länder zusammen. Asien ist das Land, in welchem Adam und Eva wohnten, in welchem Moses, David, Salomon, und unser Heiland lebte. Unstreitig ist dies der merkwürdigste und interessanteste Theil des Erdbodens. Vorn findet ihr eine Karte von Asien. Oben ist Nord, rechts Ost, unten Süd, und links West. Das Ganze ist in dreizehn Theile getheilt, die ihr auf der Karte unterscheiden könnt.

Nördlich ist Sibirien, eine kalte, öde Gegend, meistens von kleinen Menschen bewohnt, die im Winter in Pelz gekleidet

sind, in niedrigen Hütten wohnen, und Rennthiere, oder auch Hunde vor ihre Schlitten spannen.

Südlich von Sibirien verbreitet sich das chinesische Reich. Es besteht aus China, woher wir Thee und Seidenwaaren beziehen, und aus mehreren Tartaren-Stämmen. Die Tartaren sind ein Wander-Volk; sie leben in Zelten, haben bedeutende Viehheerden und ziehen von einem Ort zum andern. Zugleich sind sie gute Reiter, und große Liebhaber von der Jagd und Waffen-Uebungen, und sehen mit Verachtung auf Völker, die feste Wohnplätze haben. Hier ist ein Tartar und seine Frau mit einem Kinde.

China nimmt den südlichsten Theil des chinesischen Reiches ein. Dies Land ist äußerst volkreich und allenthalben von Kanälen durchschnitten, die bedeckt sind mit Schiffen, welche alle mögliche

Waaren in die verschiedenen Theile des Reiches führen. Die Chinesen sind sonderbare Leute, und von ihnen will ich euch noch Manches erzählen. So sehen die Chinesen aus:

Etwas östlich von China seht ihr eine Insel-Gruppe, wovon die größte Niphon heißt. Diese Inseln machen zusammen das japanische Reich aus.

Die Japaner sind verständige Leute, aber so argwöhnisch, daß sie den Europäern durchaus den Zugang zu ihrem Lande verwehren. Ihr sollt noch mehr von ihnen hören.

Im Süden des chinesischen Reiches seht ihr auch einen breiten Landtheil, der sich bis zum Ocean erstreckt; er heißt Indo-China. Hier leben verschiedene Völkerschaften, die merkwürdigsten sind jedoch die Birmanen. Da reitet man auf

Elephanten umher wie bei uns auf Pferden. Später muß ich euch auch noch mehr von diesen Leuten sagen.

An der äußersten Spitze von Indo=China bemerkt ihr eine schmale Landstrecke, die sich in südöstlicher Richtung in's Meer hineinzieht. Dies ist eine Halbinsel und heißt Malacca. Hier wohnen die Malaien, wilde, grausame Menschen, und das Land ist voll von Tigern und Krokodilen.

Nun blickt einmal auf euere Karte! Westlich von Indo=China werdet ihr ein Land sehen, welches ganz in eine Spitze ausgeht; das ist die Heimath der Hindus und wird Hindostan genannt. Bisweilen nennt man es blos Indien, und dies gehört jetzt den Engländern. In diese Gegend sind schon viele Missionäre (Verkünder der christlichen Religion) geschickt worden. Vielleicht habt ihr auch schon von der grausamen Sitte gehört, nach welcher diese Hindus zuweilen ihre Kinder ertränken und sich dabei einbilden, sie ziehen sich dadurch das Wohlgefallen ihrer falschen Götter zu.

Beludschistan begreift mehrere Barbaren=Stämme in sich, wovon die meisten Räuberhorden sind.

Afghanistan liegt nördlich von Beludschistan, und ist von einem kriegerischen, jagdliebenden Volke bewohnt.

Persien ist im Westen von Afghanistan. Diese Perser lieben die Dichtkunst und haben treffliche Pferde. Auch gibt es hier Rosenhaine, in denen der Gesang von Nachtigallen ertönt. Hier ist ein Perser und eine Perserin:

Nördlich von Persien liegt die unabhängige Tartarei, ein hohes, gebirgiges Land, voll der frechsten, wildesten Räuber.

Im Westen der Tartarei ist ein großer See, das kaspische Meer genannt. Am westlichen Ufer hin ziehen sich die kaukasischen Länder. Hier findet man die schönsten Menschen, besonders unter den Georgiern und Kaukasiern. Da seht ihr sie:

Südwestlich grenzt an die kaukasischen Länder die Türkei. Aber, wie ihr wohl wißt, gibt es außer der asiatischen, auch eine europäische Türkei. Doch hier wollen wir blos von der asiatischen reden. Der Oberherr ist der Sultan. Er hat seine Residenz in Konstantinopel, und die Bewohner sind größtentheils Türken.

Im Süden der Türkei ist Arabien. Die Araber sind ein Wandervolk, leben in Zelten und nähren sich hauptsächlich von dem Ertrag ihrer Heerden. Hier gibt es Kameele in Menge und die schönsten Pferde auf Erden. Die Milch der Kameele macht größtentheils die Nahrung der Araber aus. Auch müssen diese Thiere bei ihren Zügen die Zelte fortschaffen, und kommen sie dann an eine Stelle, die ihnen gefällt, so richten sie sie schnell auf und man glaubt, ein Dorf aus dem Sande der Wüste wachsen zu sehen. In Arabien und der asiatischen Türkei trugen sich die meisten Begebenheiten zu, deren in der heiligen Schrift Erwähnung geschieht.

Nun hab' ich euch von der Eintheilung Asiens und den wichtigsten Völkern und Stämmen gesagt, die diesen Welttheil bewohnen. Die Bewohner Asiens haben keine weiße Farbe, wie die Europäer, auch sind sie nicht so schwarz wie die Neger; doch sehen einige der dortigen Stämme dunkelbraun aus, wie in Amerika die Indianer, und manche noch viel dunkler. Die Weiber in Japan und in den kaukasischen Gegenden sind fast so weiß als Europäer. Christen sucht man da vergebens, und die wenigen, die es noch gbit, haben nur höchst beschränkte Begriffe vom Christenthum.

3. Kapitel.

Peter erzählt von seiner Reise nach China.

Da ihr nun schon Etwas von Asien wißt, so will ich euch auch den Weg zeigen, den ihr dahin einschlagen müßt. Ihr begebt euch zu Schiffe und segelt im atlantischen Ocean in südlicher Richtung. An der südlichen Spitze von Afrika ist ein Vorgebirg, genannt das Vorgebirg der guten Hoffnung. Dies umschiffet ihr und gelanget in den indischen Ocean. Von hier fahrt ihr ostwärts, kommt an mehrern großen Inseln vorüber, wendet euch gegen Norden, und landet endlich in China.

In meinen Erzählungen über Afrika sollt ihr erfahren, wie ich einst den indischen Ocean befuhr. Ich reiste also nach China, und als wir mit dem Schiff Kien Long segelten, kam uns etwas Sonderbares im Meere vor. Zuerst sah es aus wie der Rücken eines ungeheuern Elephanten, dann wieder wie eine dunkle Gewitterwolke. Zuletzt erkannten wir aber, daß es eine Insel war, auf der viele Felsenzacken so schwarz und düster hervorragten, daß sie wirklich einen schauerlichen Eindruck machten. Es sollen dort einst feuerspeiende Berge gewesen sein; auch sind da heut zu Tag Erdbeben nichts Seltenes.

Südöstlich von Asien sind viele Inseln, wovon einige sehr groß sind. Sie haben eine zahlreiche Bevölkerung und liefern schätzbare Handelsartikel, als: Muskatnüsse, Pfeffer, Gewürznelken, Kampfer und dergl. mehr. Ich fuhr zwischen zweien dieser Inseln durch, die eine hieß Sumatra, die andere Java.

So segelten wir denn fort und kamen an die Küste von China; dann weiter nördlich zu der Mündung eines großen Flusses. Da trafen wir so viele Inseln an, daß es manchmal schwer wurde, zwischen denselben durchzusteuern.

Endlich erreichten wir Macao, welches auch auf einer Insel liegt. Macao wurde von den Portugiesen erbaut, und war einst ein bedeutender Ort; jetzt ist es aber nur noch eine mittelmäßige Stadt. Nun fuhren wir weiter auf dem Flusse, der sehr breit und mit Inseln wie übersäet war, und näherten uns Canton. Das Ufer des Flusses war trefflich angebaut; die Ebenen, Hügel und Berge, die längs dem Gewässer sich erstreckten, sah man voll von vielerlei Fruchtbäumen, Getreide und Pflanzen. Die ganze Landschaft zu beiden Seiten des Stromes bildete nur einen großen Garten.

Die Oberfläche des Wassers war bedeckt mit Schiffen der verschiedensten Form und Größe. An den meisten waren vorn zwei Augen gemalt, und am Hintertheil sah man Thierköpfe, Vögel und Schlangen. Die Anzahl dieser Fahrzeuge war wirklich zum Erstaunen. Viele lagen vor Anker, andere bewegten sich langsam vorwärts, und wieder andere flogen rasch über die Wellen hin, wie Vögel in der Luft.

Das war für mich eine ganz neue, aber herrliche Scene. Die Luft war mild und duftend, das Ufer übersäet mit Landhäusern, das Feld grün und selbst mitten auf dem Flusse herrschte Leben und Geschäftigkeit.

Anfangs kam mir das Alles wie ein Traum vor. Die Häuser sahen anders aus, als die gewöhnlichen; die Art, das

Feld zu bauen, die Pflanzen, Bäume, Alles fiel mir auf. Die Form der Schiffe, der Anzug der Menschen, ihre Gesichtszüge — Alles war mir neu.

Es gibt nichts Unterhaltenderes, als der erste Anblick eines fremden Landes. Ich konnte mich vor Vergnügen kaum fassen. Ich stand auf dem Verdeck des Schiffes und betrachtete die hundert Dinge umher, da erscholl plötzlich ein lautes Geschrei von den nahen Booten, und darauf folgte ein Gekrach und Nothruf. Jetzt bemerkte ich erst, daß unser Schiff eines der Boote umgeworfen hatte, worin drei Männer und zwei Frauen sich befanden. Diese Leute kamen gerade unter unser Schiff, und ich hielt sie für verloren; allein schnell erblickte man alle hinter dem Schiffe in den bewegten Wellen; sie schwammen wie Enten und hoben und senkten sich mit dem Wasser wie Korkholz. Sogleich fischten andere Boote die Schwimmer auf, und Niemand ging zu Grunde.

Nun kamen wir nach Whampoa, welches noch ungefähr fünf Stunden von Canton entfernt ist. Hier hielt unser Schiff an. Alle fremden Schiffe müssen hier ihre Waaren ausladen und in Booten bis zur Stadt Canton führen. Eben so werden da die Waaren aus der Stadt hergebracht und zu Schiffe geladen.

4. Kapitel.

Beschreibung von Canton.

Bald nach unserer Ankunft in Whampoa ließ ich mich in einem Boote nach Canton führen. Diese Stadt gehört unstrei-

tig zu den merkwürdigsten in der Welt. Die Einwohnerzahl ist noch einmal so groß als jene von Wien. Die eigentliche Stadt bildet fast ein Viereck, und ist mit starken Mauern umgeben, innerhalb welcher kein Fremder seinen Fuß setzen darf. Die Straßen sind lang und gerade, und größtentheils mit Quadersteinen gepflastert. Auch werden sie außerordentlich rein gehalten; mehrere derselben sind mit gewölbten Dächern bedeckt, und darin befinden sich Kaufläden voll kostbarer, schöner Waaren.

Die Häuser haben nur ein Stockwerk; sie sind von Backsteinen gebaut, und haben keine Fenster auf die Straße. Den ganzen Tag hindurch wimmelt es von Leuten in der Stadt, hauptsächlich von Lastträgern. Kutschen, Wagen oder Karren gibt es da keine. Alles wird durch Träger weiter geschafft, sogar viele Leute, Männer und Frauen, die zu reich oder zu träge zum Gehen sind, lassen sich in Stühlen herum tragen. Diese Träger gehen barfuß, haben eine Art kurzen Rock an, und ihr dichtes, schwarzes, mehr als ellenlanges Haar hängt in einen Zopf geflochten über den Rücken herab.

Canton treibt sehr ausgebreiteten Handel. Bisweilen liegen fünftausend fremde Schiffe in Whampoa. Diese Schiffe kommen aus allen Gegenden von Europa und Amerika, und ihre Maste bilden einen ganzen Wald. Die Chinesen selbst haben kein großes Bedürfniß für Waaren aus andern Ländern. Ihr eigenes Land ist so fruchtbar, und sie sind so gewerbsam, daß sie sich fast Alles selbst in der Heimath verschaffen.

Die fremden Schiffe bringen ihnen daher fast nur Geld; höchstens liefern sie etwas Opium und einige unbeträchtliche andere Artikel. Die ungeheuern Summen Geldes, die aber nach Canton kommen, locken die Chinesen aus allen Theilen des Reiches mit ihrem reichen Waaren-Schatze herbei. Dazu gehören: Thee, Porzellan, Baumwollen- und Seidenzeuge, Gold, Perlmutter und Zucker. Diese Waaren werden auf Kanälen von allen Seiten des Reiches hergeführt.

Schon oben sagte ich euch, daß keine Fremden in die Stadt Canton eingelassen werden. Sie müssen sich daher in den Vorstädten aufhalten. Einige englische Offiziere, die in jener Gegend Geschäfte hatten, wurden einst zu einem Schauspiel eingeladen, das ihnen zu Ehren gegeben wurde. Es war aber ein wahres Marionettenspiel; doch erfuhren sie, daß die Chinesen zu ihrer eigenen Unterhaltung bessere Theater hätten, und dieses schlechte Stück nur aufführen ließen, weil sie glaubten, für Engländer, die, ihrer Meinung nach, ihnen an Bildung so weit nachstehen, sei das gut genug.

Die Vorstädte von Canton sind sehr groß und machen schon für sich eine schöne Stadt aus. Hier wohnen immer

eine Menge Amerikaner, Engländer und Franzosen, die den Handel ihrer Länder leiten. Auch findet man da mehrere Seiden-Manufacturen, die Fremden angehören.

Ungefähr eine Stunde von Canton ist die sogenannte Schiff-Stadt. Dieselbe besteht vielleicht aus vierzigtausend Schiffen, die den Fluß bedecken und eine Art schwimmender Stadt bilden. Alle diese Schiffe stehen dicht an einander und bilden förmliche Gassen. Die Leute, die sich darauf befinden, haben keine andern Wohnungen, und dürfen sich nicht auf dem festen Lande niederlassen. Jedes Schiff beherbergt eine Familie nebst Großeltern und Großkindern. Die Einwohnerzahl dieser Schiffstadt beträgt gegen hunderttausend Seelen.

Die Gegend um Canton ist schön und gesund, und bringt alles Gute und Köstliche im Ueberfluß hervor.

Der bedeutendste Handelsartikel ist Thee. Davon werden jährlich vierzig Millionen Pfunde ausgeführt. Die obrigkeitliche Stelle, die den Handel bewacht und beschützt, heißt Hong. Sie besteht aus zwölf bis vierzehn reichen Kaufmännern. Die chinesischen Kaufleute sind äußerst rechtlich, und nur wegen Untreue ihrer Arbeitsleute haben sie sich bisweilen den Verdacht von Betrügereien zugezogen. So erhielten z. B. Bekannte von mir einmal eine Kiste Thee zum Geschenk aus China, und als sie die Kiste öffneten, fanden sie oben Thee, innerhalb aber Alles ausgefüllt mit Sägespänen. Sicher geschah dieser Betrug beim Packen durch die Knechte, die tüchtig gestraft worden wären, im Fall man sie entdeckt hätte.

5. Kapitel.

Etwas über China, über den Kaiser von China, und über die Städte Pekin und Nankin.

Bisher hab' ich euch hauptsächlich von Canton erzählt. Nun sollt ihr auch etwas mehr vom chinesischen Reiche hören. Das Land ist von großem Umfange und hat gewiß zweihundert Millionen Einwohner. Wenig Europäern ist es bisher gelungen, in das Innere von China zu dringen, indem die dortige Regierung gegen Fremde äußerst mißtrauisch ist, und ihnen das Reisen im Lande selbst durchaus verweigert.

Die Wenigen aber, die einigermaßen das chinesische Gebiet betreten konnten, stimmen sämmtlich darin überein, daß China ungemein bevölkert sei. Ein Schotte, der das Chinesische sehr gut sprach, verkleidete sich als Chinese, passirte Canton, und kam viele Meilen weit ins Land hinein; endlich aber ward er entdeckt und auf der Stelle zurückgewiesen, mit dem Anfügen, daß er, wenn man ihn wieder auf ähnliche Weise ertappen sollte, mit dem Leben büßen müsse. Die Chinesen sagen, sie haben mehr, als viertausend Städte; die Seeküste sei von vierhundert und neununddreißig Festungen vertheidigt und unzählige Dörfer seien im Lande zerstreut. Die chinesische Armee besteht aus einer Million Soldaten.

Fast das ganze Land ist gut angebaut, und der Ackerbau emsig betrieben. Sogar steile Berge sucht man ergiebig zu machen. Es werden ringsum Mauern aufgeführt, um den

Boden zu stützen, und durch Pumpwerke wird Wasser hinauf getrieben zum Begießen der Pflanzen.

Zahlreiche Kanäle ziehen sich in China nach allen Richtungen hin. Der größte ist aber der sogenannte Kaiser-Kanal. Er erstreckt sich von Pekin bis Canton, und hat mit seinen Windungen gewiß vierhundert Stunden Länge.

Zu den größten Merkwürdigkeiten in China gehört die große Mauer. Sie hat sechshundert Stunden in der Länge, geht über Berge und Thäler hin, und ist meistens über dreißig Fuß hoch. Auch ist sie so breit, daß sechs Reiter darauf neben einander reiten können. Sie bildet die Grenzlinie von China gegen Norden, und wurde vor vielen hundert Jahren zum Schutze gegen die Tartaren aufgeführt. Diese Mauer ist der größte Bau auf dem Erdboden und beweist aufs deutlichste die Kraft und Beharrlichkeit der Chinesen.

Der Kaiser von China hat seine Residenz in Pekin. Diese Stadt ist eine der größten in der Welt. Von Canton liegt sie viele Meilen weit nördlich, ist von hohen Mauern umgeben und macht genau ein Viereck aus. Die Straßen von Pekin sind gerade, und viele über eine Stunde lang. Da sieht man fortwährend einen unglaublichen Zusammenfluß von Leuten. Auch ist ein beständiges Gedränge in den Straßen von Maulthieren, Kameelen, Pferden und Wagen. Sonderbar ist es, daß man unter all diesem Gemenge nie Weiber sieht.

Der Palast des Kaisers, der in der Stadt ist, nimmt einen weiten Bezirk ein, und besteht aus einer Menge großer

Gebäude, mit ausgedehnten Höfen und prachtvollen Gärten, und um das Ganze zieht sich eine starke Doppelmauer.

Hier ist eine Ansicht der kaiserlichen Gärten und Lusthäuser auf der Seite gegen den Fluß.

Daraus könnt ihr schon abnehmen, daß Pekin eine ungemein große Stadt ist. Sie enthält fast zweimal so viel Einwohner als London, also eine unermeßliche Bevölkerung. Es ist beinahe unbegreiflich, wie so viele Menschen in einer Stadt beisammen wohnen können. Doch die Chinesen sind

sehr genügsam hinsichtlich des Raumes in ihren Wohnungen. Drei Generationen mit Großeltern und Großkindern bewohnen oft dasselbe Haus, und dazu sind die Häuser noch meistens ganz klein, und von sechs bis sieben Fuß hohen Mauern umgeben. Alle Bewohner eines Hauses essen in demselben Zimmer, und die Betten werden blos durch Matten getrennt, die von oben herabhängen.

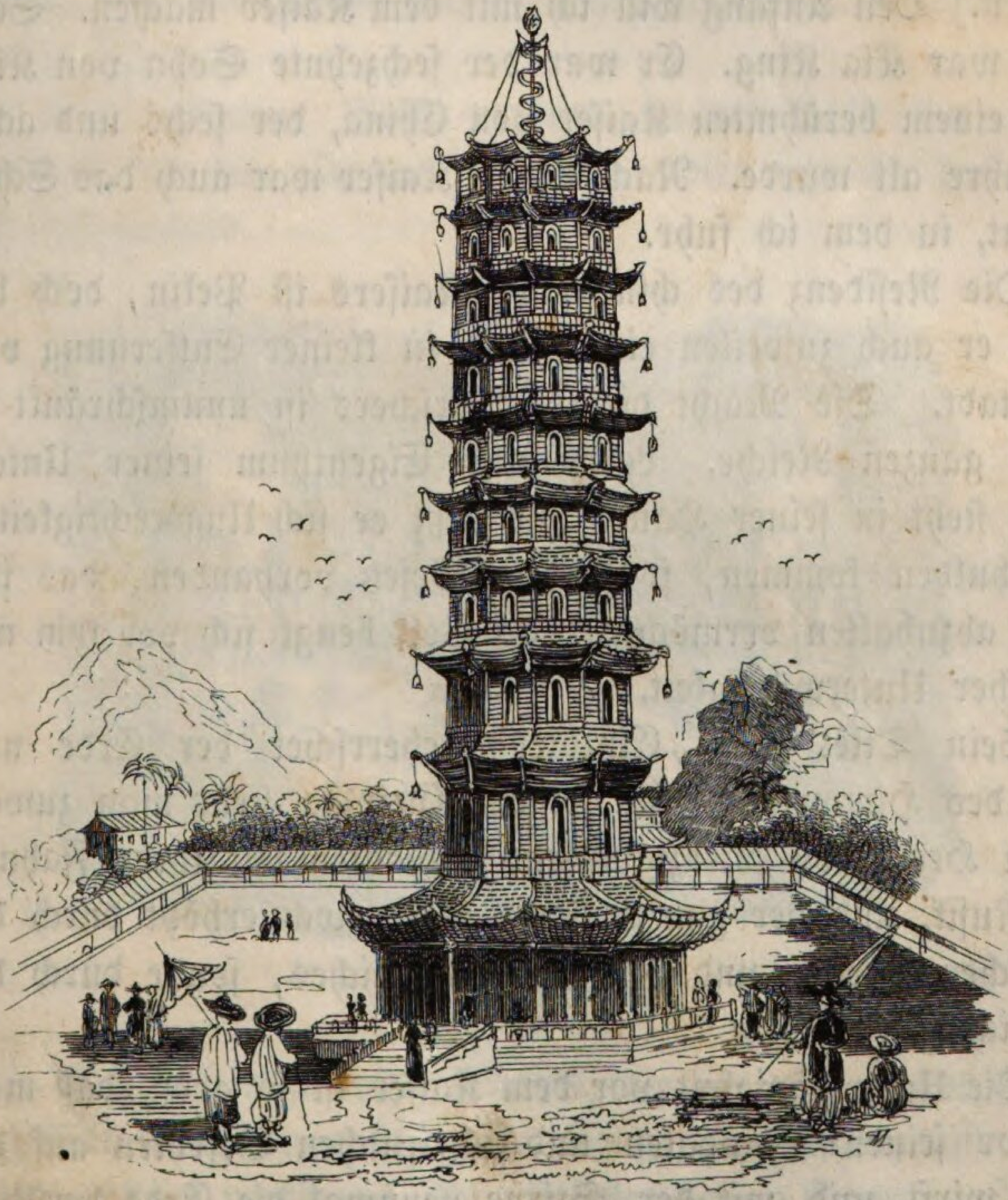
Eine andere berühmte Stadt von China ist Nankin. Ehemals war sie die größte im Lande, jetzt aber ist sie im Abnehmen. Ihre Mauern haben über sechs Stunden im Umfang. Nankin ist heut zu Tag noch reich an Seidenfabriken. Aus dieser Stadt kömmt auch der gelbliche Wollenzeug, der bei uns unter dem Namen Nankin so wohl bekannt ist.

In Nankin befindet sich eine seltene Merkwürdigkeit, nämlich ein zweihundert Fuß hoher Thurm, dessen ganzes Aeußere mit Porcellan-Plättchen belegt ist; — darum nennt man ihn auch Porcellan-Thurm.

Der Thurm hat neun Stockwerke und achthundert vierundachtzig Treppen. Bei jedem Stockwerk ragt ein chinesisches Dach hervor, und an dessen Spitzen hängen silberne Glocken, die hell und schön klingen, wenn der Wind geht.

Das Schönste an dem ganzen Gebäude ist seine kunstreiche Spitze. Sie besteht aus einem starken Baum, der hoch über das oberste Dach hinausragt. Er ist mit einem eisernen Gewinde schlangenförmig umgeben, und durch dasselbe soll man bis zum Knopfe des Thurmes gelangen können. Dieser

Knopf gleicht einem vergoldeten Fichtenapfel und von ihm aus soll man eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt Nankin und ihre Umgebungen haben.



6. Kapitel.

Peter erzählt von den Chinesen.

Jetzt will ich euch etwas von den Bewohnern von China erzählen. Den Anfang will ich mit dem Kaiser machen. Sein Name war Kia King. Er war der sechzehnte Sohn von Kien Long, einem berühmten Kaiser von China, der sechs und achtzig Jahre alt wurde. Nach diesem Kaiser war auch das Schiff benannt, in dem ich fuhr.

Die Residenz des chinesischen Kaisers ist Pekin, doch bewohnt er auch zuweilen ein Schloß in kleiner Entfernung von der Stadt. Die Macht dieses Herrschers ist unumschränkt in seinem ganzen Reiche. Leben und Eigenthum seiner Unterthanen steht in seiner Hand, und läßt er sich Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen, so ist kein Gesetz vorhanden, das ihn davon abzuhalten vermöchte; das Volk beugt sich vor ihm mit sclavischer Unterwürfigkeit.

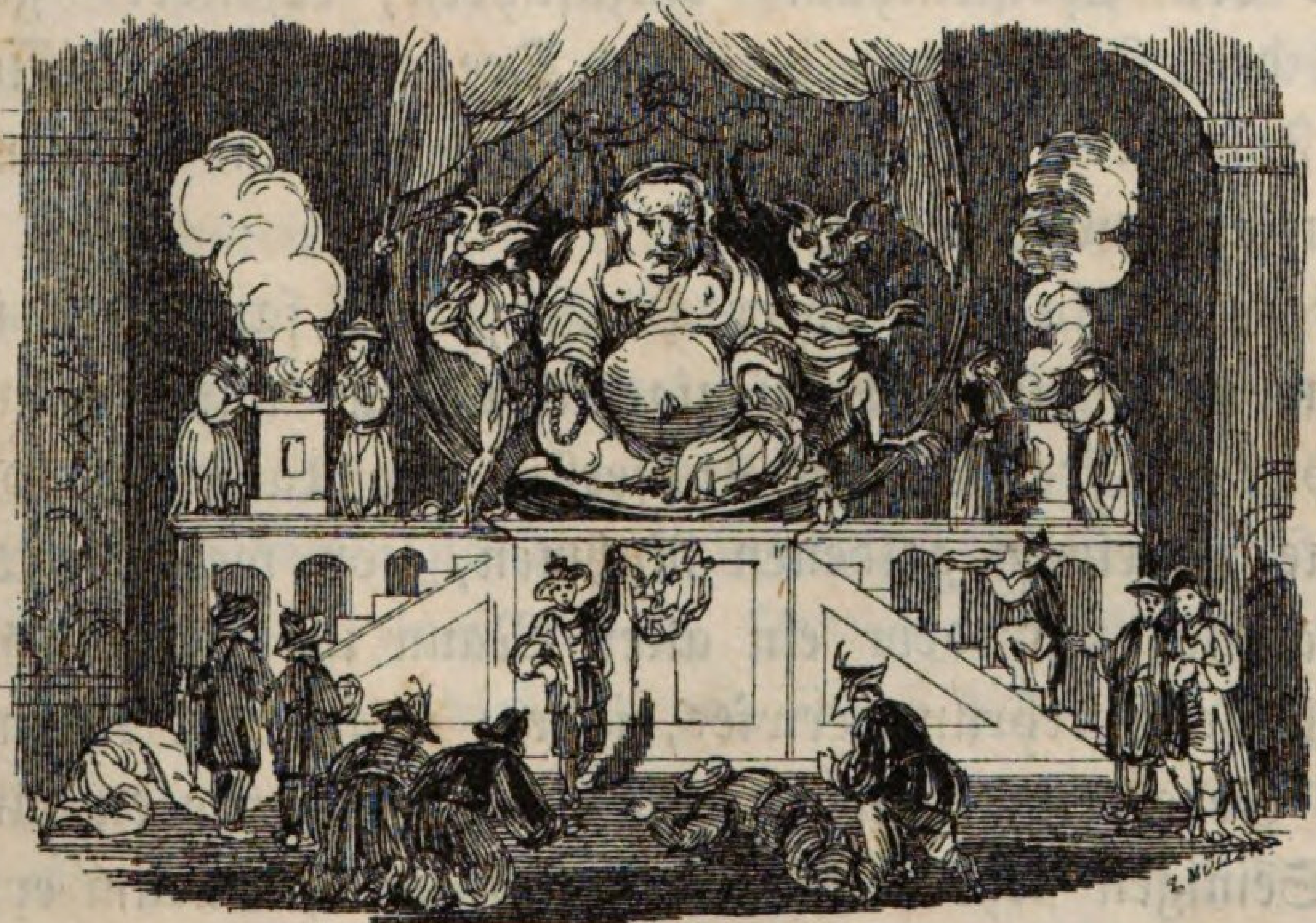
Sein Titel ist: „Einziger Beherrscher der Erde und Sohn des Himmels.“ In seinem Gefolge sieht man zuweilen ein Heer von vierzigtausend Soldaten mit ihren Fahnen und Musik, und der ganze Pomp wird noch erhöht durch die zahlreichen Fürsten und Großen des Reiches, sowie durch die zinspflichtigen Könige.

Die Unterthänigkeit vor dem Kaiser ist so groß, daß man sich vor seinen Mandaten und schriftlichen Befehlen auf die Kniee wirft und mit der Stirne neunmal die Erde berührt.

Einige Jahre nachdem ich in China gewesen, ward Lord Amherst, ein englischer Gesandter, entlassen, ohne den Kaiser gesehen zu haben, weil er sich dieser Sitte nicht unterziehen wollte.

Die Religion der Chinesen hat viel Sonderbares. Vom Christenthum wissen sie gar nichts. Doch halten sie die Aussprüche des Confucius, eines alten chinesischen Philosophen, in großer Achtung.

Das gemeine Volk verehrt hauptsächlich eine gewisse Gottheit, die den Namen Fo trägt. Hier seht ihr dieses häßliche Götzenbild.



Auch haben sie viele Tempel, die mit riesenhaften Bildern angefüllt sind, denen sie große Macht zuschreiben, und die sie daher göttlich verehren. Ihre Priester heißen Bonzen. Zugleich

hat das Volk Freude an feierlichen Prozessionen und religiösem Gepränge.

Im Ganzen sind die Chinesen unwissend und abergläubisch, und ihre Religion enthält, wie die der Mahomedaner, viel Falsches; sie ist nicht geeignet, die Menschen gut, rechtschaffen und glücklich zu machen; sie lehrt nicht, wie man das Leben auf Erden gut einrichten solle, um es als würdige Vorbereitung zu einem andern zu benützen.

Europäische Missionäre haben in neuerer Zeit mehrere glückliche Versuche gemacht, unter diesen ungläubigen Völkern die Lehre des Christenthums einzuführen, besonders geschah dieß auf den Inseln des indischen Oceans. Die Missionäre erzählen Folgendes von einem auf diesen Inseln größtentheils von Chinesen bewohnten Dorfe:

Wir traten in viele ihrer Häuser, und fanden in jedem irgend ein Götzenbild. Dasjenige aber, was uns am meisten auffiel, war ein französischer Kupferstich des Kaisers Napoleon Bonaparte in einem goldenen Rahmen, vor welchem Weihrauch brannte, und dem ein alter Mann in unserer Gegenwart göttliche Verehrung erwies, indem er sich mit vielen sonderbaren Geberden davor verneigte und um Segen für sich und die Seinigen flehte. Als wir ihn fragten, warum er denn dieses Bild, das aus Europa käme, als einen Gott verehre, und nicht lieber solche aus seiner Gegend, so antwortete er gutmüthig: „O, wir beten Alles an." Indessen steht zu hoffen, daß nach und nach die wahre Religion auch in China verbreitet werde.

Die Chinesen sind etwas kleiner als die Europäer, und haben ein blaßgelbes Aussehen. Bei ihnen gelten dicke Männer für schön, und die Frauenzimmer müssen durchaus kleine Füße haben. Um aber zu dieser Schönheit zu gelangen, werden ihnen schon als Kinder die Füße fest zusammen geschnürt, und damit plagt man sie, bis sie ausgewachsen sind. Natürlich bekommen dadurch die Füße schreckliche Verunstaltungen, und die armen Geschöpfe können sich kaum aufrecht halten.

Nur der Kaiser und die kaiserliche Familie dürfen gelbe Kleider tragen; das gemeine Volk hingegen kleidet sich nur blau oder schwarz, und Weiß ist bei den Chinesen die Farbe der Trauer. In den Trachten findet in China kein Wechsel statt, da gibt es keine neuen Moden.

Die Chinesen führen mit einer an's Wunderbare grenzenden Kraft und Gewandtheit die unglaublichsten Gauklerkünste aus. Ich will euch nur von etwas erzählen, was ich selbst mit angesehen habe.

Vier Männer standen ganz nahe zusammen und bildeten so ein Viereck; zwei andere schwangen sich diesen auf die Schultern, und auf diese beiden stellte sich wieder ein Mann; alle zusammen bildeten dann eine Pyramide. Nun kletterte noch ein Mann an einer Leiter auf die Schultern des zu oberst stehenden, ihm nach stieg endlich noch ein Gaukler, und diesen ergriff jener am Gürtel, und hielt ihn eine Zeit lang schwebend über seinem Kopfe, während er selbst auf einem Fuße balancirte.

Zuletzt ließ sich der oberste Mann Kopf über zu Boden fallen und verschwand mit einem Purzelbaum unter den Zuschauern.

Man hat in China allerlei sonderbare Strafarten. So werden zum Beispiel manche Verbrechen zuerst mit einigen hundert Bambushieben bestraft, und dann muß der Verbrecher noch zwei oder drei Monate lang die Canga oder den Halsblock tragen, der von Holz und vierzig bis fünfzig Pfund schwer ist.

Der Verbrecher darf denselben nicht ablegen, er muß mit der Bürde gehen und stehen, sitzen oder schlafen, und sich von seinen Verwandten füttern lassen, da er selbst mit den Händen nicht zum Munde reichen kann. Auch muß er gewöhnlich noch eine Kette hinter sich her schleifen.

Der Charakter der Chinesen im Allgemeinen ist kein guter. Die große Masse des Volkes weiß nichts von Erziehung. Die Weiber werden in Unwissenheit, Abhängigkeit und Abgeschlossenheit gehalten; die Männer sind kriechend, betrügerisch und falsch. Von dem Kaiser abwärts bis zum Bettler herrscht in jeder Klasse und in jedem Amte nur Betrug und Heuchelei, das Gewissen ist gleichsam abgetödtet. Die Europäer haben sich

hinlänglich überzeugt, daß, mit den wenigen oben berührten Ausnahmen, die Chinesen durchaus unzuverlässig sind.

Nun habt ihr einen Begriff von China. Es ist eines der größten und bevölkertsten Reiche der Erde; das Klima ist vortrefflich, der Boden fruchtbar, die Gegend mannigfaltig abwechselnd; und dennoch fühlt man etwas Unheimliches bei Betrachtung des Landes. Wenn die Natur auch noch so schön ist, das Volk aber schlecht und despotisch regiert wird, so kann ein Land doch nicht glücklich genannt werden.

7. Kapitel.

Peter erzählt von der Tartarei und den Tartaren.

Ich befürchte beinahe, meine Erzählung über China habe euch lange Weile verursacht. Nun sollt ihr aber von einem andern Lande und von Leuten hören, die noch sonderbarer als die Chinesen sind. Nordwestlich von China liegt ein Land, welches die Tartarei genannt wird. Es liegt fast in der Mitte von Asien, und ist im Ganzen ein hochgelegenes, größtentheils von Gebirgen eingeschlossenes Land.

Die Tartarei nimmt einen unermeßlichen Landstrich ein, und ist nur wenig bewohnt von verschiedenen Wandervölkern, die unter dem Namen Tartaren bekannt sind. Einige derselben heißen Mantschu-Tartaren und wohnen an der Grenze von China, andere mongolische und noch andere kalmückische Tartaren. Dies ist ein mongolischer Tartar:

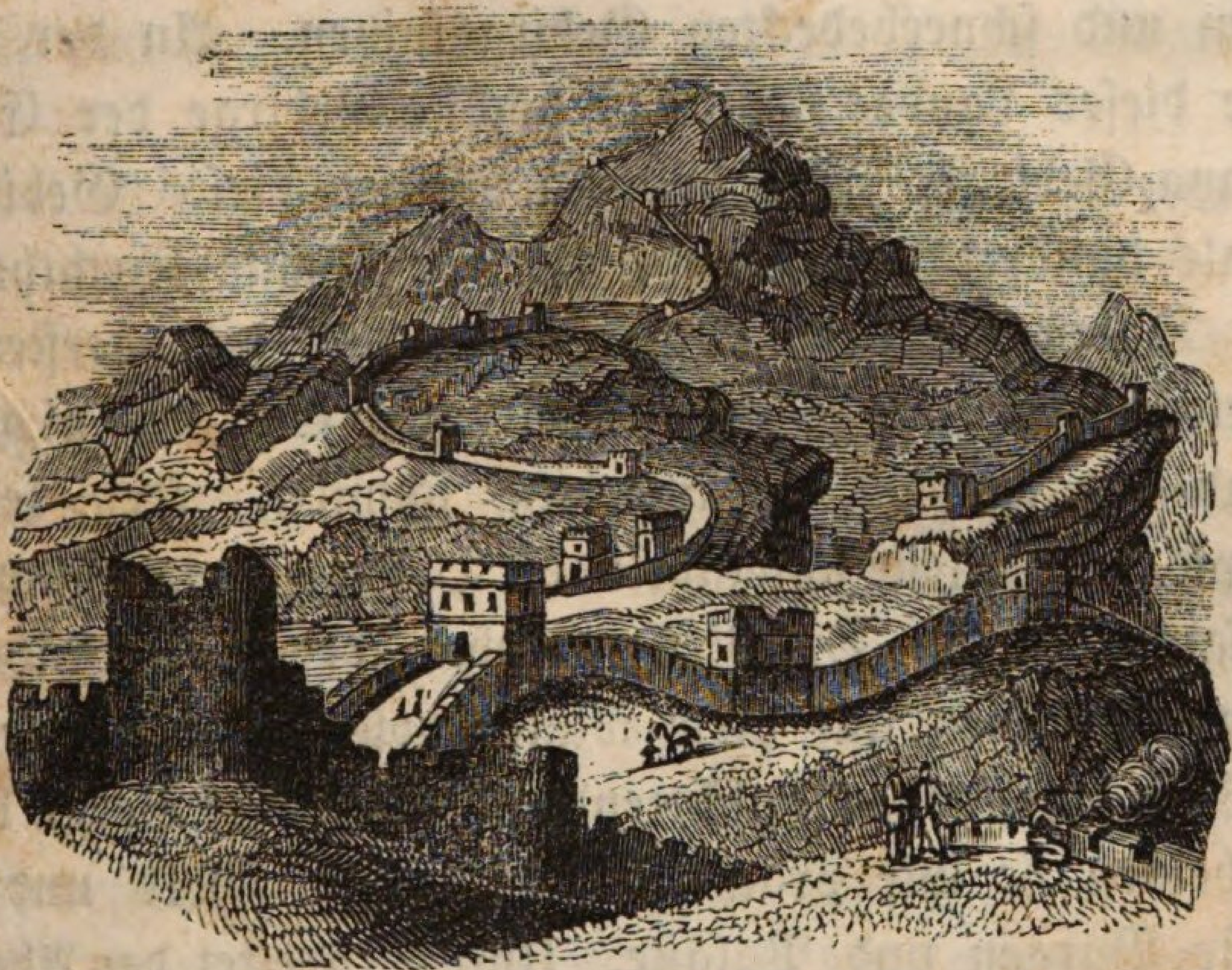
Die Tartaren haben große Aehnlichkeit mit den Indianern, nur sind sie etwas kleiner. Sie haben keine Städte, und führen kein geschäftiges Leben, wie die Leute bei uns, sondern ziehen bald hier, bald dort herum. Sie bauen das Land nicht an, und nähren sich selten von Pflanzen; ihre Nahrung besteht meistens in Fleisch, z. B. Pferdefleisch, Schaffleisch und Wildpret. Auch an Milch, Butter und Käse haben sie Ueberfluß; besonders benützen sie auch Pferdemilch, aus der sie ein starkes, geistiges Getränk bereiten. Statt der Häuser haben die Tartaren blos Zelte, nämlich Stäbe, die in die Erde gesteckt und mit einer Art grobem Tuche überzogen werden.

In diesem Lande gibt es viele gute Pferde; deshalb sind die Tartaren auch treffliche Reiter und sitzen fast den ganzen Tag zu Pferde. Man hat sogar gesagt, sie essen, trinken und schlafen zu Pferde; allein dies ist falsch und so noch manches Andere, was die Reisenden bisweilen erzählten.

In Führung der Lanzen haben die Tartaren eine so große Gewandtheit, daß sie in bedeutender Entfernung ihren Feind oder das Wild durchbohren. Ihre Lanzen sind zweimal so lang, als der ganze Mann, und gewöhnlich an einem Ende mit einer eisernen Spitze versehen. Eben so gut verstehen sie sich auf den Gebrauch von Bogen und Pfeil. Auf die Jagd, die sie leidenschaftlich lieben, ziehen sie in Scharen zu Pferde, und die Schnelligkeit der Pferde sowohl, als die Kühnheit der Reiter, und der Eifer und die Gewandtheit der Jäger machen solche Jagden äußerst belebt.

Hinsichtlich der Religion bekennen sich die Tartaren größtentheils zu der mahomedanischen. Bei diesem Volke findet man auch viele seltsame Gebräuche; so wird z. B., wenn ein Mann stirbt, sein bestes Pferd mit ihm begraben, und andere Gegenstände, die ihm am meisten Freude machten, denn sie haben den Glauben, diese Dinge werden dem Eigenthümer wieder im andern Leben angenehm und nützlich sein.

Ich möchte euch gerne mehr von diesem sonderbaren Volke und von seinen Sitten und Gebräuchen erzählen; allein für jetzt geht es nicht an; nur dies müßt ihr noch hören, daß sie gerne Krieg führen und aus ihrer rauhen Gebirgsgegend oft in die bessern Gegenden ihrer Nachbarn Einfälle machen. So ist China schon mehrmals von den Tartaren eingenommen worden, und der gegenwärtige Kaiser von China ist ein Abkömmling eines Tartaren-Fürsten, der einst das Land eroberte. Auch wurde, wie ich euch schon früher sagte, die große *chinesische Mauer* aufgeführt, um das Einbrechen der wilden Tartaren zu verhindern.



Die chinesische Mauer.

Mehrmals überfielen sie auch die Indier und raubten ihnen unermeßliche Schätze. Ja man kann von ihnen sagen, daß sie zu wiederholten Malen fast ganz Asien überzogen und die Bewohner ihrer Herrschaft unterwarfen. Gegenwärtig aber stehen alle diese Stämme unter dem Kaiser von China und ihr Land führt den allgemeinen Namen der chinesischen Tartarei.

8. Kapitel.

Peter erzählt von Thibet.

Ich darf nicht vergessen, euch einiges Merkwürdige von einem andern bedeutenden Landstrich, der zu China gehört, zu erzählen, nämlich von Thibet. Thibet ist voll von hohen Bergen und tiefen Thälern, von steilen Abgründen, schäumenden Was=

serfällen und schneebedeckten Gebirgsspitzen. An der südlichen Grenze dieses Landes steht das höchste Gebirge der Erde, das Himalaya-Gebirge. Die höchsten Spitzen dieses Gebirges sind mehr als hundert mal höher, als der höchste Kirchthurm der Erde. Dahin stieg noch kein Mensch, und die obersten Höhen sind stets bedeckt mit dichtem Schnee und Eis, das nicht einmal während der größten Sommerhitze schmilzt. Kein lebendiges Geschöpf erreicht jene schwindelnden Höhen, ausgenommen etwa ein einsamer Vogel. Der Reisende aber, der in die Nähe kömmt, blickt mit Staunen auf diese wundervollen Werke der Natur.

Wenn die Sonne die glänzenden Gipfel jener Berge bescheint, so erscheinen sie wie prächtige Städte von Gold und Silber, wie feste Burgen und Paläste. Und verbreitet der Abend seine Schatten über sie, so verschwinden die deutlichen Formen, und das Ganze sieht aus wie eine große Wolke, die bis an den Himmel reicht und mit furchtbarem Sturme droht.

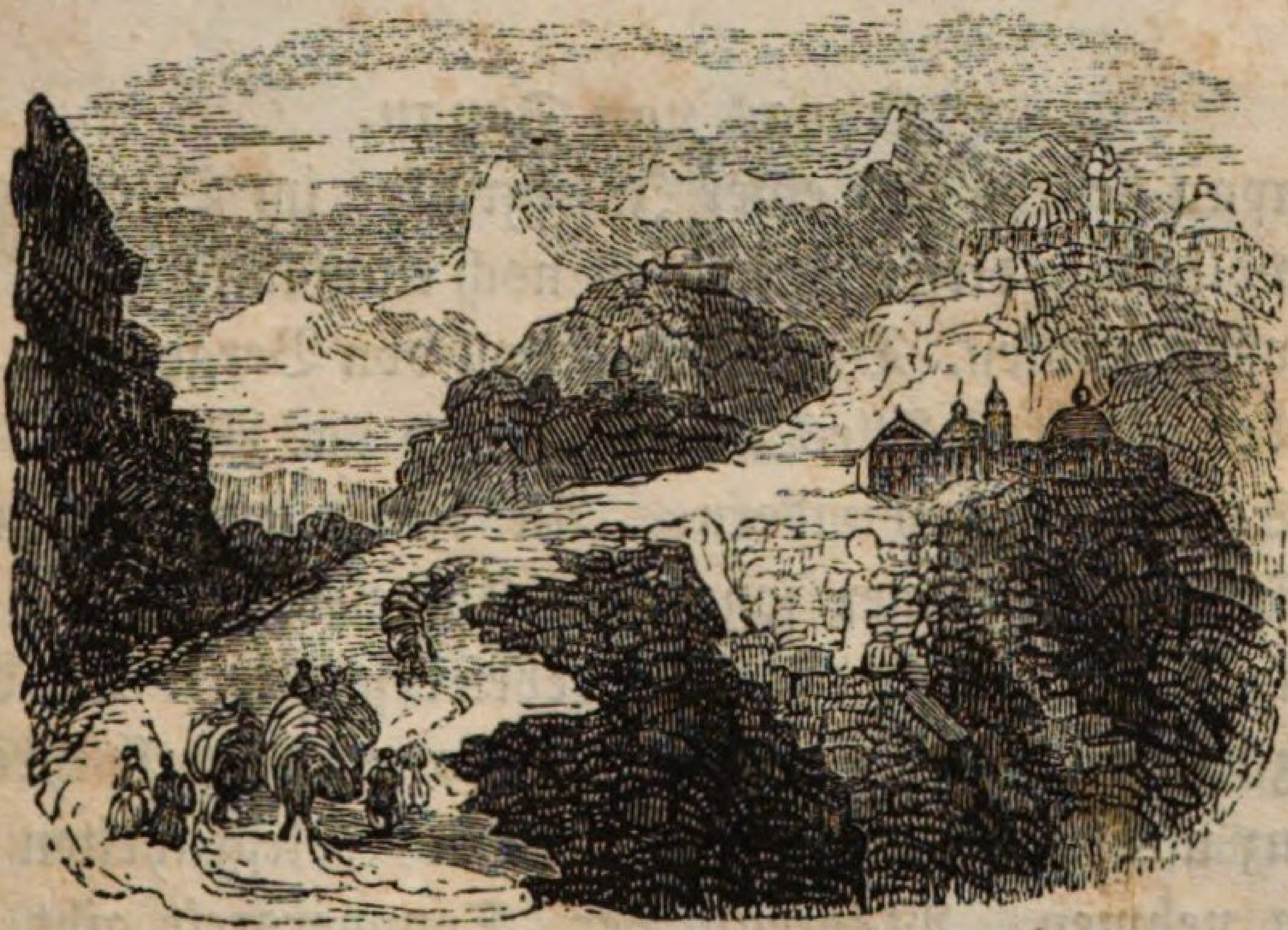
Das Innere von Thibet ist ziemlich unbekannt. Nur wenigen Reisenden gelang es, in jene rauhen Gegenden zu kommen. Die Bewohner scheinen zu dem Stamme der Tartaren zu gehören.

Hier gibt es eine Art Ziege, welche die feine Wolle liefert, aus der die Kaschemir-Shawls gemacht werden. Im nördlichen Theil von Indien, in Kaschemir, wird diese Wolle zu Shawls verarbeitet. In Europa sowohl, als auch in Amerika schätzt man diese Shawls so hoch, daß ein einziger zwei bis drei hundert Louisd'ors kostet. Zu uns kommen diese Artikel gewöhnlich erst, nachdem sie von den Hindus schon als Turban getragen worden. Erst wenn der ursprüngliche Glanz abnimmt,

werden sie neuerdings zugerichtet und in unsere Gegend geschickt.

Thibet ist der Sitz des Dalai Lama. Dies ist eine Gottheit, die in einem beträchtlichen Theile von Asien verehrt wird. Der große Lama hat einen prachtvollen Tempel auf dem Gebirge, in dem zehntausend Gemächer voll von Götzenbildern aus Gold und Silber sein sollen. Zu diesem Tempel pilgern in Scharen die Bewohner Asiens, um dem Lama ihre Verehrung zu zollen. Die Thibetaner behaupten, Lama sei ein Mann, in dessen leiblicher Hülle der Geist Gottes wohne; und wenn dieser Mann sterbe, so begebe sich die Gottheit in den Körper eines andern Mannes, und sei so beständig seinen Geschöpfen sichtbar.

Der Tempel des großen Lama ist hier abgebildet.



Der Mann, der auf solche Weise ihre Gottheit geworden, sitzt mit verschränkten Beinen auf einem Throne und empfängt

die Huldigung seiner Anbeter. Unter den Thibetanern wird auch erzählt, daß in seiner Nähe immer Wohlgerüche duften, und daß auf sein Geheiß Bäche aus den Felsen strömen und Blumen aus seinen Fußtritten entsprossen. Auch glauben sie, seine Macht könne sie vor irdischem Elend bewahren und ihnen ewige Glückseligkeit bereiten.

Wenn wir den Aberglauben jener unwissenden Thibetaner betrachten, so dürfen wir nicht unterlassen, dem gütigen Gott für die Kenntniß der wahren Religion zu danken, und uns zu erinnern, daß auch viel wird gefordert werden von denjenigen, denen viel gegeben worden.

9. Kapitel.

Etwas von Japan.

Japan besteht aus einer Inselgruppe im Osten von Asien. Die Bevölkerung dieser Inseln ist noch einmal so groß, als jene von Großbritannien. Das Land ist voll von Bergen und Hügeln; doch findet man fast Alles angebaut und das Auge hat herrliche Natur-Scenen zu bewundern. An Fleiß und Betriebsamkeit übertreffen die Japaner sogar die Chinesen.

Japan wird häufig durch Erdbeben erschüttert. Die Leute sind aber so zu sagen daran gewöhnt, und bauen deshalb ihre Häuser nur ganz niedrig, damit sie bei solchen Gelegenheiten weniger Schaden nehmen. Während der Sommerszeit gibt es dort sehr schwere Gewitter.

Die Japaner halten sehr viel auf Reinlichkeit und nennen

die Europäer ein schmutziges Volk. Zugleich sind sie gar höflich und voll Komplimenten. Sie haben eigene Bücher über das feine Benehmen in allen möglichen Fällen. Darin ist sogar gesagt, wie man mit Anstand ein Glas Wasser trinken soll. Die Frauen in Japan lassen sich auf eine sonderbare Art spazieren fahren, wie ihr hier seht.

Sonst herrscht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Chinesen. Auch ihre Religion ist fast dieselbe. Sie sind auch sehr abergläubisch und meinen, jeder Hügel und jeder Berg sei der Sitz irgend einer Gottheit. Auf ihren Reisen bringen sie eine Menge Gebete den verschiedenen Gottheiten der Orte dar, durch die sie kommen. Für solche Reisende aber, die in Eile sind, gibt es eine bequeme Einrichtung, um dabei Zeit zu gewinnen.

Am Wege steht nämlich ein Pfahl, worauf sich eine eiserne Stange befindet, die man leicht mit der Hand herumdrehen kann,

und auf der Stange ist ein Gebet an die Orts-Gottheit eingegraben; dreht man nun einmal um, so gilt das so viel, als einmal das Gebet hersagen; und da die Stange sich leicht dreht, so kann der Reisende mittelst eines einzigen Stoßes mit der Hand viele Gebete verrichten, ohne dadurch aufgehalten zu werden. Doch müssen die Japaner keine hohen Begriffe von ihren Göttern haben, sonst könnten sie eine solche Verehrung nicht als genügend für sie halten.

Ehemals war es den Europäern gestattet, nach Japan zu kommen, und portugiesische Missionäre fingen schon an, mit gutem Erfolge die christliche Religion dort zu verbreiten; endlich aber schöpfte die japanische Regierung Verdacht und vertrieb alle Europäer aus dem Lande; auch wurden die Japaner grausam verfolgt, die das Christenthum angenommen hatten. Lebendig gebraten zu werden, gehörte zu den schonendsten jener Strafen. Vierzigtausend Menschen fanden unter den schrecklichsten Qualen den Tod. Und noch heut zu Tag sind die Europäer von Japan ausgeschlossen; nur auf einem Stück Felsenland, das holländische Kaufleute bewohnen, dürfen auch sonstige Fremde sich aufhalten.

10. Kapitel.

Peter besteht ein sonderbares Abenteuer.

Nun hab' ich euch eine kurze Beschreibung von China, von der Tartarei und von Thibet gemacht, sowie auch von dem angrenzenden Reiche Japan. Es wird endlich Zeit sein, zu meiner eigenen Geschichte zurückzukehren und euch zu erzählen, was mir in Canton begegnete.

Schon früher hab' ich euch gesagt, daß die Chinesen den Fremden nicht gestatten, ihre Städte zu besuchen, oder ihr Land zu bereisen. Das wußte ich wohl; allein eines Tages kam ich in die Nähe eines Stadtthores, das offen stand und bei dem gerade Niemand war. Ich bemerkte, daß der Weg in eine lange Straße führte, wo eine Menge Leute waren, und da wandelte mich auf einmal die Lust an, hineinzugehen. Ich schlich langsam voran, und da sich kein Hinderniß zeigte, wurde ich beherzter und ging ziemlich weit in die Stadt hinein. Allein plötzlich trat ein Chinese vor mich hin, und gab mir mit drohender Miene zu verstehen, ich gehöre nicht hierher. Im nämlichen Augenblicke stieß er einen Schrei aus, worauf sogleich mehrere andere Chinesen herbeiliefen.

Nun hatte ich die höchste Zeit, mich aus dem Staube zu machen, und lief, was ich nur konnte, dem Thore zu. Da sprang mir aber schnell einer voran, stellte sich mir in den Weg, schwenkte einen langen Stock mit einer eisernen Spitze und sah mir grimmig in's Gesicht. Doch ich rannte entschlossen auf ihn zu, da zog er sich unter lautem Geschrei etwas zurück, und ich verdoppelte jetzt meine Schritte, denn hinter mir hörte ich eine Menge Leute. Glücklicher Weise erreichte ich noch zu rechter Zeit das Stadtthor und kam endlich ganz erschöpft von Schrecken und Angst in meiner Wohnung an. Nie mehr versuchte ich aber später, in die Stadt Canton zu gehen.

Noch Eines muß ich euch nachträglich erzählen, nämlich, wie die Chinesen den Thee einsammeln. Die Theestaude wächst von Natur zu einem Baume von acht bis zehn Fuß heran, allein durch das Abschneiden der Aeste gelangt die Pflanze kaum zu der Höhe

des Johannisbeerstrauches, mit dem sie auch sonst Aehnlichkeit hat. Am nämlichen Stocke gibt es zugleicher Zeit Blätter, Blüthen und Früchte. Die Blätter machen den werthvollsten Theil der Theepflanze aus. Sie werden gewöhnlich des Morgens, wann der Thau darauf liegt, gesammelt; dann legt man sie auf eiserne Platten und läßt sie in der Sonne trocknen.

Die beste Sorte Thee wird sorgfältig von Weibern Blatt für Blatt aufgerollt. Ist der Thee gehörig zubereitet, so bringt man ihn in hölzerne Gefäße, die mit Blei ausgelegt sind, und stampft ihn mit bloßen Füßen zusammen. So verpackt und gut gedeckt kömmt er dann in den Handel.

Die Chinesen trinken ihren Thee nicht, wie wir, mit Milch und Zucker. Sie lassen beides weg und betrachten ihn mehr als eine Arznei. Merkwürdig ist auch, daß diese Pflanze in keinem andern Theile der Welt zur Blüthe gelangt, sondern nur in China und Japan.

In diesen beiden Ländern wächst die Theestaude wild, doch wird sie in China besonders noch in großer Menge gezogen. Bisweilen wächst sie auf hohen Felsen und Abgründen, wo man fast nicht beikommen kann. Da wissen sich aber die Chinesen zu helfen. Sie haben nämlich Affen, die sie dazu abrichten, die Theeblätter an solchen Orten von den Bäumen abzustreifen.

Machen die Affen ihr Geschäft gut, so bekommen sie von ihrem Herrn etwas zu essen; im entgegengesetzten Fall aber wissen sie schon, daß sie Schläge erhalten.

Es sind nun schon ungefähr zweihundert Jahre, seit der Thee aus China nach Europa gebracht wurde; früher kannte man ihn da gar nicht. Viele Jahre später kam der Gebrauch des Thee's erst in Amerika auf. Ich erinnere mich noch ganz gut eines Mannes, der erzählte, wie er den ersten Thee, der nach Amerika kam, gesehen.

Sein Vater hatte nämlich einen kleinen Vorrath von Thee von einem Freunde zugeschickt bekommen. Nun hatten die guten Leute wohl schon von dem Thee gewußt, verstanden sich aber nicht dgrauf, ihn zu bereiten. Zuerst versuchten sie daher, eine Portich in einem Kessel zu sieden, dann wollten sie die Blätter

essen. Diese schmeckten aber ganz bitter, und sie merkten, daß dies nicht die rechte Kochart sein könne. Endlich legten sie ein wenig davon in eine Pfanne, und wollten so den Thee braten. Allein auch dabei fanden sie noch keinen guten Geschmack. Und so machten sie noch einige andere Versuche, aber alle vergebens. Zuletzt legten sie den Thee bei Seite als ein nutzloses Ding. Dies geschah etwa vor hundert Jahren.

11. Kapitel.

Beschreibung von Malacca und den Malayen.

Nachdem ich ungefähr fünf Wochen in Canton zugebracht, und nachdem unser Schiff eine Ladung Thee und Seidenwaaren an Bord genommen hatte, ward die Rückreise nach Amerika angetreten. Wir fuhren also den Fluß Canton hinab, kamen an Macao vorüber, durch das stille Meer und die asiatischen Inseln, und endlich in den indischen Ocean.

Auf unserer Reise von da nach Amerika ereignete sich nichts besonders Merkwürdiges; ich will euch darum nun Einiges von andern Ländern Asiens erzählen.

Malacca ist der südlichste Theil von Asien. Es ist eine große Halbinsel, die sich weit in das Meer hinein erstreckt.

Ganz nahe bei Malacca liegt die Insel Sumatra. Zwischen beiden zieht sich ein schmaler Meeres-Arm hin, der die Meerenge von Malacca heißt.

In Malacca herrscht ein beständiger Sommer. Die

Bäume sind da immer grün. An denselben Aesten hängen reife Früchte und Blüthen; allein die Wälder sind voll von Tigern und Leoparden, die das Reisen außerordentlich gefährlich machen.

Die Bewohner von Malacca werden Malayen genannt. Sie sind ein besonderer Schlag Menschen. Sie verbreiten sich über die meisten Inseln des stillen Meeres, und sind gewöhnlich heimtückisch, wild und grausam. Hier ist ein Malaye.

In den Flüssen gibt es viele Krokodile. Manchmal werden Tiger, wenn sie den Antilopen über Flüsse nachsetzen, von Krokodilen gefangen und zerrissen. Vielleicht ereignete sich gerade in Malacca die Geschichte, die ich früher von einem Tiger und Krokodil erzählte.

In Malacca gibt es auch viel Gold. Es wird in kleinen Theilchen von den Bergen herabgeschwemmt, und als Goldstaub gesammelt. Einige der dortigen Gebirge enthalten auch

Zinn; allein die Obrigkeit gestattet den Leuten nicht, es auszugraben. Es herrscht nämlich der Aberglaube, daß die Berggeister dadurch beleidigt werden könnten.

12. Kapitel.

Bericht über Indo-China und das birmanische Reich.

Nördlich von Malacca liegt ein Land, welches Indo-China oder Vorderindien genannt wird. Dazu gehören mehrere besondere Reiche, nämlich das birmanische Reich, Tonkin, Cochin-China, Cambodia, Laos und Siam. Im Allgemeinen haben die Bewohner dieser Länder große Aehnlichkeit mit den Chinesen, doch sind sie weniger civilisirt. Das Klima ist sehr heiß, und bringt aromatische und gewürzhafte Pflanzen in Menge hervor. Das Land hat einen Ueberfluß an schönen Blumen, ist aber schlecht angebaut.

Das birmanische Reich ist bei weitem das größte und mächtigste unter den Ländern Vorderindiens. In diesem Lande befanden sich vor einigen Jahren Herr und Madame Judson. Sie kamen als Missionäre dahin, um den Birmanen die Lehre des Christenthums zu verkünden; denn diese Leute sind Götzendiener und auch sehr abergläubisch. Herr Judson hielt sich in Ava, der Hauptstadt des birmanischen Reiches auf.

Ava ist eine große, volkreiche Stadt. Der dortige kaiserliche Palast ist ein Prachtgebäude. Während Herr Judson in Ava war, bezog der Kaiser und die gesammte kaiserliche Familie den Palast. Der Zug war höchst feierlich und bestand

aus einer Menge von Staatsbeamten, Soldaten, Angestellten in prächtigen Kleidern, Pferden und Wagen von jeder Art, aus Hunderten von Elephanten und Leuten, die darauf ritten, aus Schaaren von Männern, Weibern und Kindern.

Unter andern war dabei ein weißer Elephant,

der mit allerlei Zierathen behängt und von reich gekleideten Männern umgeben war. Diesem Elephanten zollte man besondere Verehrung; und die Leute fielen auf die Kniee nieder, um ihn im Vorübergehen anzubeten. Darauf hatte in einem schönen Garten eine köstliche Mahlzeit statt, an welcher Herr und Madame Judson Theil nahmen. Dies war wirklich ein glänzendes Schauspiel und übertraf bei weitem Alles, was je Missionäre zuvor gesehen hatten.

13. Kapitel.

Die Geschichte von Herrn und Madame Judson.

Herr und Madame Judson waren schon einige Zeit in Ava gewesen, als sie erfuhren, daß englische Soldaten Rangoon, eine andere große Stadt im birmanischen Reiche, erobert hatten.

Westlich von dem birmanischen Reiche liegt Hindostan, wie ihr auf der Karte seht, und hier haben die Britten bedeutende Besitzungen. Als aber die Britten sich feindselig dem birmanischen Reiche näherten, und als der Kaiser hörte, daß sie Rangoon eingenommen hätten, faßte er einen Argwohn gegen Herrn Judson. Er glaubte, dieser Missionär sei in's Geheim mit den Engländern einverstanden.

Eines Tages, um die Mittagszeit, traten plötzlich ein Dutzend Birmanen in Herrn Judsons Wohnung. Unter ihnen befand sich ein Mann mit verhülltem Angesicht — ein Mann, dessen Geschäft darin bestand, daß er die von der Regierung verurtheilten Leute folterte und tödtete. Sogleich wurde Herr Judson ergriffen, zu Boden geworfen, und mit einem Stricke fest gebunden; dann schleppten sie ihn fort und behandelten ihn auf die grausamste Weise. Endlich sperrten sie ihn in das Gefängniß der zum Tode Verurtheilten und schlossen die eiserne Thüre hinter ihm zu.

Bald darauf kam ein Beamter in die Wohnung von Madame Judson und richtete allerlei Fragen an sie; dann

ließ er das Haus mit Soldaten umstellen, damit Niemand aus- und eingehen könnte. Erst am folgenden Morgen erfuhr sie die traurige Lage ihres Gemahls. Er befand sich im Kerker und war mit Fesseln beladen. Es gelang ihr endlich durch die Gnade des Gouverneurs, Herrn Judson zu sprechen. Dieses Wiedersehen war herzzerreißend. Unter der schweren Last der Ketten konnte der Unglückliche nicht einmal gehen; kriechend näherte er sich seiner Leidensgefährtin, und sagte ihr in Eile, welche Wege sie zu seiner Rettung einzuschlagen hätte. Und alsbald mußte sie sich wieder aus dem Kerker entfernen; die rauhen Wächter waren schon ungehalten.

Nun begab sie sich zu einer Freundin der Kaiserin und bat sie um ihre Fürsprache, damit durch deren Vermittlung der Kaiser günstig gestimmt würde. Ihre dringende Bitte fand Erhörung, die Dame versprach, sich für sie zu verwenden. Allein am nächsten Morgen bekam Madame Judson doch die betrübende Nachricht, die Kaiserin könne sich nicht in diese Angelegenheit mischen. Niedergeschlagen kehrte die Arme nun zu ihrer Wohnung zurück. Bald darauf erschienen bei ihr mehrere obrigkeitliche Personen und nahmen ihr Alles, was sie nur Werthvolles hatte, weg. Monate lang dauerte nun die Gefangenschaft des Herrn Judson, und zugleich wurden noch hundert Andere verhaftet.

Es war jetzt Sommer, und da ist es in jener Gegend außerordentlich heiß. Deßhalb hatten die armen Gefangenen viel zu leiden von der Hitze, dem Mangel an frischer Luft, und dem Drucke ihrer Fesseln. Unterdessen hörte Madame

Judson nicht auf, nicht nur für ihren Gemahl, sondern auch für die übrigen Gefangenen zu bitten.

Von einem Beamten ging sie zum andern und bat und flehte; aber Alles war vergebens. Zuletzt wurde sie krank und mußte mehrere Monate hindurch das Bett hüten. Unterdessen erfuhren die Gefangenen noch grausamere Behandlung; sie wurden sämmlich in einen engern Kerker gesperrt.

Die später wiederholte Bitte ward ihr abermals abgeschlagen. Darauf wurde ihr Gemahl krank; sie ging daher wieder zu dem Gouverneur, welcher, der Bitten endlich müde, Herrn Judson in ein anderes Gefängniß bringen ließ. Er kam nun in eine kleine Hütte von Bambus, und seiner Gemahlin wurde gestattet, ihn zu pflegen. Die guten Leute hielten sich jetzt schon für glücklich genug, obgleich er noch sehr unwohl war.

Eines Tags hatte sich Madame Judson auf kurze Zeit von dem Gefängnisse entfernt. Bei ihrer Zurückkunft fand sie dasselbe leer, und ebenso waren unterdessen auch die übrigen Gefangenen weggeschafft worden. Es war ihr unmöglich zu erfahren, wohin sie gekommen; sie befürchtete aber das Schlimmste, nämlich, daß sie zum Richtplatz geführt worden seien. Ihre Angst war jetzt unbeschreiblich. Sie kehrte in ihre Wohnung zurück mit dem Gedanken, ihren unglücklichen Gemahl nie wieder zu sehen. Ihre Lage war die traurigste, die man sich nur denken kann. Allein und verlassen in einem fremden Lande, von einem grausamen Volke umgeben — eine Frau ohne allen Schutz, mit kleinen Kindern. Doch auch in dieser verhängnißvollen Zeit schöpfte sie Trost und Stärkung aus

der Quelle der Religion; derjenige verließ sie nicht, zu dem sie in allen ihren Schicksalen um Hilfe gefleht hatte.

Am darauf folgenden Tage erfuhr sie, daß ihr Gemahl noch lebe, und daß er mit den übrigen Gefangenen in eine weit entfernte Stadt geführt worden sei. Sogleich beschloß sie, ihm dahin zu folgen. Sie machte sich mit ihren Kindern (einem eigenen und zwei Pflegekindern) auf den Weg, und reiste, theils zu Schiffe, theils auf einem Karren, bis zur Stelle, wo sie Herrn Judson bei den übrigen Verhafteten fand. Nachdem beide noch viele Leiden ausgestanden hatten, wurde Herr Judson endlich frei und kehrte mit seiner Leidensgefährtin nach Ava zurück.

Unterdessen hatten die Britten nicht aufgehört, die Birmanen zu bekriegen, und rückten nun der birmanischen Hauptstadt näher. Die Birmanen sahen endlich ihre schlimme Lage ein, und der Kaiser, der früher sich gegen alle Friedens-Unterhandlungen gesträubt hatte, wandte sich nun an Herrn Judson, um durch seine Vermittlung der brittischen Armee Friedens-Anträge zu machen. Es wurde wirklich ein Friedens-Vertrag geschlossen und die Britten zogen ab.

Bald darauf verließ Herr Judson mit seiner Gemahlin Ava und begab sich nach Rangoon. Allein durch die vielen Leiden war die Gesundheit von Madame Judson allzusehr geschwächt, und während ihr Gemahl sich einst auf einige Monate entfernt hatte, starb die Unglückliche an einer Fieberkrankheit. Sie ließ einen Namen zurück, der nie in Vergessenheit sinken wird. Sie war ein seltenes Beispiel von Frömmigkeit,

Liebe und Treue und verband damit einen Muth, wie er nicht leicht unter Frauen zu finden ist.

---

14. Kapitel.

Peter erzählt von Hindostan, den Hindus und von einem Sturme.

Jetzt will ich euch noch von einem Volke erzählen, welches vielleicht das interessanteste unter allen Bewohnern Asiens ist, nämlich von den Hindus.

Hindostan heißt ihr Land. Die Bewohner von Indo-China, die Chinesen, die Japaner, Tartaren und Tibetaner sind sich, mit Ausnahme der Malayen, im Allgemeinen ähnlich und gehören wahrscheinlich zu dem nämlichen Urstamm; allein die Hindus bilden sowohl dem Körper als dem Geiste nach eine abgetrennte, besondere Nation. Ihre Volkszahl ist unermeßlich.

In Hindostan kennt man nur zwei Jahreszeiten, die nasse und die trockne. Während der nassen oder regnerischen Jahreszeit regnet es sehr viel; die Flüsse schwellen an und verursachen oft Ueberschwemmungen, wodurch die Häuser sammt ihren Bewohnern fortgerissen werden. In der trockenen Jahreszeit hingegen ist die Sonne so brennend, daß oft alle Pflanzen verdorren.

Zuweilen entsteht große Hungersnoth aus Mangel an

Regen. Dies war z. B. der Fall im Jahr 1793. Damals geriethen manche Familien in solche Armuth, daß sie selbst ihre Kinder um ein paar Pfund Reis verkauften.

Kalt ist es in dieser Gegend nie, und in einem großen Theile des Landes sieht man nie weder Eis noch Schnee. Daher brauchen die Leute da auch keine dichten, wollenen Kleider. Die Hindus tragen meistens Baumwollen- oder Seidenzeuge. Ihre Häuser sind nicht so groß und gut gebaut wie die unsrigen, und bestehen größtentheils aus Schilf und Bambus-Stäben mit einem Dach aus den großen Blättern des Palmbaumes.

Sturm und heftiges Gewitter schreckt häufig die Bewohner von Hindostan. Auch die dortigen Wirbelwinde sind schrecklich. Ich will euch davon eine Beschreibung machen. Wir nehmen an, es sei Sommer. Alles ist still und ruhig. Die Vögel sitzen in dem dichten Laubwerk der Bäume; das Vieh ruht im Grase; die Sonne bescheint die Landschaft; die ganze Natur ist ein Bild von Frieden und Ruhe.

Da zeigt sich plötzlich eine kleine Wolke in der Ferne. Sie vergrößert sich und dehnt sich aus über den Horizont. Schnell kömmt sie näher; die Wolke ändert jeden Augenblick ihre Gestalt. Tosend und brausend rückt sie heran mit dem betäubenden Rauschen eines Wasserfalles. Die Bäume biegen ihre Wipfel; das Gras und Getreide und alle kleinern Pflanzen werden niedergeweht. Die Häuser zittern; der Himmel verdunkelt sich. Immer lauter brüllt der Sturm; Zweige und Aeste von Bäumen und Trümmer von Häusern fliegen in die

Luft. Das Krachen der fallenden Bäume, das Einstürzen der Felsen, das Gebrüll des Viehes, das Geschrei der Nothleidenden — Alles vermischt sich mit dem Toben des Sturmes.

Und mit einem Mal hört der Sturm wieder auf. Eine Todtenstille folgt auf das furchtbare Getöse. Die Sturmwolke sieht man über die Berge hinfliegen, um anderswo dieselbe Verheerung anzurichten. Nun kommen die Leute hervor und überzeugen sich vollends von dem Unglück, das sie getroffen. Viele Gebäude sind ganz zerstört, die Saat liegt darnieder, die Hausthiere sind getödtet.

So haust in Hindostan ein Sturm.

15. Kapitel.

Etwas von den Elephanten, Tigern, Rhinocerossen und Schlangen.

In Hindostan gibt es eine Menge wilder Thiere, wie z. B. den Elephanten, den Tiger und das Rhinoceros. Die Elephanten fängt man bisweilen, wann sie noch jung sind, und zähmt sie. Dann werden sie ganz sanft und dienen zum Lasttragen und Reiten.

Den Tiger, den es hier gibt, nennt man Königs-Tiger. Er ist der größte und stärkste unter allen. Selbst dem Löwen

steht er an Stärke nicht nach, und ist viel lebhafter und grimmiger. Die Hindus halten oft Tiger-Jagden; dieß ist aber ein gefährlicher Spaß, wie ihr hier sehen könnt.

Die Tiger, die bisweilen in unsere Gegend zur Schau gebracht werden, sind gewöhnlich ganz jung gefangen worden. Wenn nämlich der Jäger die Stelle weiß, wo junge Tiger sind, so wartet er die Zeit ab, wann sich die Alte entfernt hat; dann geht er hin und nimmt die kleinen Tiger, gewöhnlich drei bis vier, mit sich fort.

Die kleinen Tiger sind nette Thierchen und so zahm als Zicklein. Sobald aber das alte Tigerthier zurückkömmt und die Jungen nicht mehr findet, so verfolgt es eiligst die Spur des Jägers mit offenem Rachen, mit funkelnden Augen, und ist bereit, ihn in Stücke zu zerreißen. Der Jäger weiß aber,

daß er verfolgt wird, daher eilt er durch das Dickicht. Schon hört er die springende Tigerin hinter sich; er sieht sich um und erblickt sie. Sogleich läßt er eines der Jungen fallen, und flieht mit den übrigen. Die Alte faßt nun ihr Junges und eilt zurück. Nachdem sie es an einen sichern Ort gebracht, verfolgt sie den Jäger auf's Neue. Auch diesmal läßt er wieder eines von den Jungen fallen.

Die Tigerin faßt dieses wieder und schleppt es an denselben Ort zurück. Ehe sie aber zum dritten Mal auf den Jäger zueilen kann, erreicht er einen sichern Zufluchtsort, und ist nun im Besitz von einem oder zwei jungen Tigern.

Das Rhinoceros ist fast so groß, als der Elephant, und hat sonst einige Aehnlichkeit mit dem Schweine. Es hat eine dicke, rauhe Haut, die ihm viel zu weit zu sein scheint, daher

ist sie voll Falten auf dem Rücken und an den Beinen. Diese Haut ist so dick, daß nicht einmal eine Flintenkugel durchgeht, wenn das Thier völlig ausgewachsen ist. Es ist ein großes Vergnügen, solche Thiere zu betrachten, wenn sie sich in Käfigen befinden, wo man vor ihnen in Sicherheit ist; aber im offenen Feld oder Wald sie anzutreffen, muß nicht sonderlich angenehm sein.

In Hindostan gibt es auch viele Schlangen. Manche derselben sind außerordentlich groß und manche giftig. Sie kommen sogar in den Städten vor, und der Bischof Heber, der ein sehr interessantes Buch über Hindostan geschrieben, sagt, daß sie nicht selten in die Häuser kriechen und selbst in den Schlafzimmern angetroffen werden.

16. Kapitel.

Religion der Hindus.

Die Religion der Hindus hat viel Sonderbares. Das Volk ist in vier Klassen oder Kasten getheilt. Zur ersten Klasse gehören die Braminen. Diese sind gewöhnlich Priester und besorgen die Religionsangelegenheiten. Zur zweiten Klasse gehören die Soldaten; zur dritten die Bürger und Kaufleute, und zur vierten die gemeinen Handwerker.

Die Abgeschiedenheit dieser vier Klassen wird so streng

beobachtet, daß nur zwischen Leuten derselben Kaste Ehen geschlossen werden. Eben so wohnen und essen nie Leute von verschiedenen Klassen beisammen. Die drei untern Kasten begegnen den Braminen mit tiefer Ehrerbietung. Die Angehörigen der vierten Klasse müssen den Braminen unentgeldlich dienen, und werfen sich in Demuth zu Boden wenn jene vorübergehen.

Die Hindus haben eine Menge Götzenbilder, die sie anbeten. Davon halten sie einige für gute, andere für böse Wesen. Auch fehlt es nicht an Tempeln, in denen sie viel Zeit mit Religions-Uebungen zubringen; allein ihre Andacht vermag nicht, sie wahrhaft tugendhaft zu machen.

Die heilige Schrift lehrt uns, Andern zu thun, was wir wünschen, daß sie uns thun; sie lehrt uns, die Wahrheit zu lieben, Barmherzigkeit zu üben, und Allen Gutes zu erweisen; sie befiehlt uns, die Lüge, Grausamkeit und Ungerechtigkeit zu vermeiden.

Aber all' dies lehrt die Religion der Hindus nicht. Sie sagt ihnen blos, ihre Götter werden ihnen gnädig sein, wenn sie gewisse Ceremonien verrichten, wenn sie ihre Kinder in die Flüsse werfen, wenn sie sich lebendig begraben lassen, ihren Leib zerfleischen, und andere ähnliche Dinge.

Wie viel glücklicher sind wir doch, indem wir die wahre Religion besitzen. Man kann sich den Zustand dieser Hindus nicht vorstellen, ohne den aufrichtigen Wunsch zu hegen, es möchte ihnen auch der Segen des Christenthums zu Theil werden. Von Natur sind die Hindus gutmüthige Leute; allein

der grobe Aberglaube, dem sie zugethan sind, wirkt höchst nachtheilig auf sie ein.

Zwar sind schon viele Missionäre zu ihnen gekommen, um dort das Christenthum zu predigen; doch war bisher der Erfolg noch nicht genügend, und Viel bleibt hierin noch zu wünschen übrig. Die Religion ist die größte Wohlthat, die Gott dem Menschen verliehen hat, und die Verbreitung derselben unter unwissenden Völkern gehört daher zu den edelsten Zwecken, die man sich vorsetzen kann.

Ich hab' euch schon früher gesagt, daß die Engländer in Hindostan bedeutende Besitzungen haben. Kalkutta ist nun eine sehr große Stadt, in der viele Engländer leben, und wo viele Häuser ganz nach europäischem Style gebaut sind. Zwischen England und Kalkutta ist fortwährend ein lebhafter Verkehr mittelst der Schifffahrt. Auch von Amerika kommen zahlreiche Handelsschiffe nach Kalkutta, um dort Seiden- und Baumwollen-Waaren, Kaschmir-Shawls, Gewürz, Gummi und andere Artikel zu holen.

Die Britten unterhalten ein starkes Heer in Indien. Sie haben große Theile des Landes erobert, und viele Völkerschaften sind ihnen dort unterthan. Ebenso wurden nach und nach verschiedene Häuptlinge und Fürsten von ihnen abhängig.

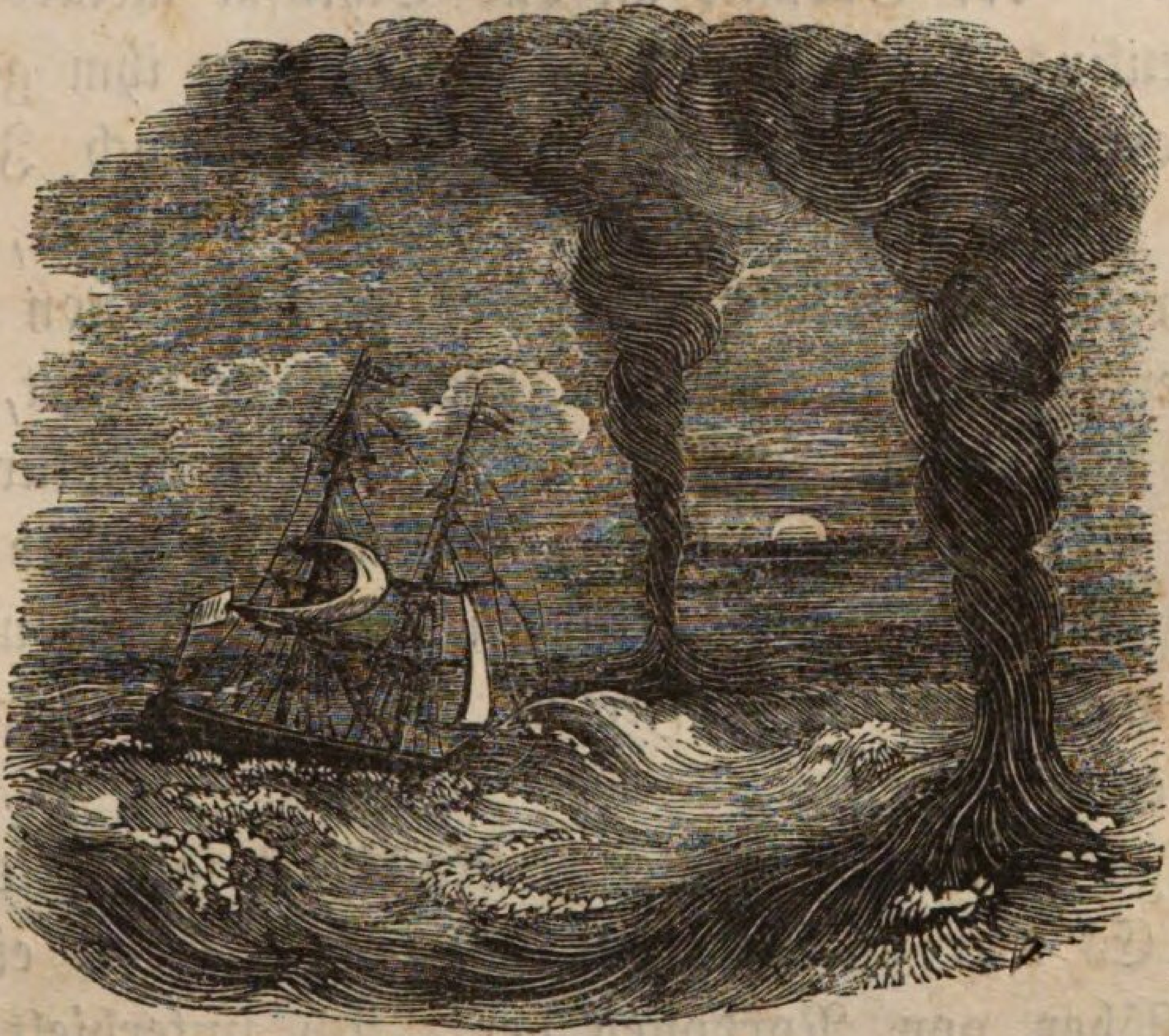
Von diesen beziehen die Britten nun bedeutende Abgaben, und sind überhaupt beinahe völlig die Beherrscher von Hindostan, so wie auch großentheils von dem birmanischen Reiche.

17. Kapitel.

Peter kehrt nach Amerika zurück. Eine Wasserhose. Jakob Jenkins.

Ich denke, nun wird es Zeit sein, mit meiner Rückreise aus China zu Ende zu kommen. Wir segelten über den indischen Ocean, umschifften das Vorgebirg der guten Hoffnung und kamen in das atlantische Weltmeer. Bei der Insel St. Helena landeten wir, um frisches Wasser in unser Schiff zu holen. Von dieser Insel habt ihr gewiß auch schon gehört; denn einige Jahre, nachdem wir dort gewesen, wurde sie der Verbannungsort von Napoleon Bonaparte. Da starb er im Jahre 1821, und lag während zwanzig Jahren auf der einsamen Felseninsel begraben. Erst gegen Ende des Jahres 1840 wurde seine Asche nach Frankreich zurückgebracht, und mit großen Feierlichkeiten in der Kirche der Invaliden in Paris beigesetzt.

Als wir uns auf der hohen See befanden und näher gegen Amerika gekommen waren, sahen wir eine Wasserhose. Das war eine merkwürdige Naturerscheinung. Am Himmel zeigte sich eine dichte Wolke. Die Luft war heftig bewegt; ebenso kam auch das Meer in heftige Wallung, und plötzlich erhob sich aus dem Gewässer eine ungeheure Wassersäule, und wirbelte schäumend und brausend hinauf zu den Wolken.



Der Kapitän befürchtete, die Wasserhose möchte für uns verderblich werden, nämlich bei dem endlichen Platzen unser Schiff treffen und auf solche Weise versenken. Doch von diesem Unglück blieben wir verschont; die Wasserhose verschwand vor unsern Augen; wir segelten weiter und erreichten bald darauf Boston in Neu-England.

Nachdem ich mehrere Jahre von Hause abwesend war, könnt ihr euch die Freude vorstellen, die ich bei dem Wiedersehen aller meiner Freunde empfand. Auch diesmal dankte ich Gott für den väterlichen Schutz und Beistand in so vielen Gefahren und für die glückliche Leitung zu der Heimath und zu den Meinigen.

Nur Eines störte einigermaßen die Freude bei meiner Zu-

rückkunft, — der Gedanke an das Schicksal meines Freundes Jakob Jenkins. Ihr habt schon früher von ihm gehört, als ich euch von Europa erzählte. Er segelte nach Indien zur Zeit, als ich die Reise über das Weltmeer antrat, und kam nach Bombay, einer Stadt an der westlichen Küste von Hindostan.

Unterdessen hatte sich ein Gerücht verbreitet, daß sein Schiff in dem arabischen Meerbusen bei einem Sturme untergegangen sei. Beinahe drei Jahre verflossen, ohne daß man Näheres von dem Schiffe erfahren hatte, und so mußte auch ich annehmen, mein lieber Freund Jenkins habe sein Grab in den Wellen gefunden.

Einige Wochen nach meiner Rückkunft saß ich einmal am Kamin. Es war im Dezember und gerade wehte ein heftiges Schneegestöber von Nordosten her. Ich unterhielt mich mit der Erinnerung an einige meiner Reiseabenteuer, und besonders an solche, wo Jenkins dabei war. Ich dachte an die Schlacht bei Bunker-Hill, wo wir neben einander gefochten; an unsere Gefahren in West-Indien unter den Indianern; eben so an unsere gemeinschaftliche Reise in Europa; kurz ich vergegenwärtigte mir viele Umstände, die mir ihn so theuer gemacht hatten.

So dachte ich und stellte mir sein ehrliches, redliches Gesicht vor, als ich jemand an der Thüre klopfen hörte. Es wurde geöffnet, und ein großer Mann, ganz mit Schnee bedeckt, trat herein. Er war wie ein Matrose gekleidet. Bevor er in's Zimmer kam, schüttelte er den Schnee von Hut und Rock, dann eilte er auf mich zu.

Er hatte ganz die Züge von Jenkins; aber konnte dies sein? Anfangs kam es mir vor wie ein Traum; als ich aber seine kräftige Stimme hörte, und den derben Druck seiner Hand spürte, da erkannte ich, daß es wirklich mein alter Jakob Jenkins war!

18. Kapitel.

Jakob Jenkins' Geschichte.

Nun begreift ihr gewiß, daß unser Wiedersehen für uns Beide höchst erfreulich war. Wir setzten uns zusammen, und Jenkins erzählte mir in Kurzem seine Reise=Abenteuer. Später gab er mir darüber eine genauere Schilderung, und davon will ich euch jetzt Einiges mittheilen.

Jenkins hatte beinahe das Ziel seiner Reise erreicht, und war kaum noch ein paar Tagreisen von Bombay entfernt, als sein Schiff ein plötzlicher Windstoß traf. Die Segel wurden sämmtlich eingezogen, und die Gewalt des Windes war so heftig, daß das Fahrzeug augenblicklich auf die Seite geworfen ward. Die Masten wurden gekappt, und das Schiff hob sich wieder in die gehörige Richtung. Bald darauf fing aber ein Sturm an zu wüthen; und dabei schlugen die Wellen so gewaltig an das Fahrzeug, daß es sogleich einen Leck bekam. Die Mannschaft arbeitete an den Pumpen; allein trotz ihrer Anstrengungen füllte es sich mit Wasser.

Zwei Tage und zwei Nächte lang konnten sie es mit

größter Mühe noch flott erhalten. Endlich aber waren sie zu sehr erschöpft durch die fortwährende Anstrengung, das Wachen und die Angst; ihre Kräfte ließen nach, der Sturm hielt an, und das Schiff war nun fast voll Wasser. Ihre einzige Hoffnung setzten sie noch auf das große Boot.

Schnell ward dies in Bereitschaft gebracht und das Nöthigste hineingeworfen. Der Kapitän sprang hinein und Alle folgten ihm; — man stieß in's Meer hinaus. Es war Nacht, doch konnten sie noch sehen, wie ihr verlassenes Schiff in den schäumenden Wogen versank. Noch tobte der Sturm, und ihr Boot wurde von den Wellen hin- und hergeworfen wie ein Spielball. Die ganze Nacht wehte der Wind, erst gegen Morgen legte er sich. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und zu ihrem größten Jammer bemerkten sie jetzt, daß ihr Kompaß, den sie im Schiffe hatten, weggespült worden war.

Ihr werdet wohl schon von dem See-Kompaß etwas wissen? Es ist ein merkwürdiges Instrument, mit einem kleinen Stückchen Stahl, welches man die Nadel nennt, und das immer gegen Norden zeigt. Mittelst dieses schätzbaren Dinges allein ist der Steuermann im Stande, auf der hohen See seinen Weg zu finden. Aber gerade diese unentbehrliche Vorrichtung fehlte nun dem armen Jenkins und seinen Gefährten. Das Wetter war trübe, und mehrere Tage lang wußten sie nicht, in welcher Richtung sie fuhren. Unterdessen ruderten sie immer gerade fort, in der Hoffnung, irgend ein Schiff zu entdecken, das sie aufnähme.

Ueber eine Woche lang dauerte diese schreckliche Lage.

Endlich zeigte sich Meergras, und daraus konnten sie abnehmen, daß das Land nicht mehr ferne sein dürfte. Nun faßten sie wieder Muth, nachdem ihre Lebensmittel fast zu Ende und sie schon zwei Tage lang ohne Trinkwasser gewesen waren.

Ihre Hoffnung hatte sie nicht getäuscht, sie fanden Land. Allein es war ein einsames, ödes Küstenland, ganz unfruchtbar und mit Sand überschüttet. Keine menschliche Wohnung war zu entdecken, und nirgends zeigte sich die geringste Spur, aus der man auf die Nähe von Menschen hätte schließen können. Ein paar Strauße flohen schüchtern durch die Wüste hin, und dies waren die einzigen lebenden Wesen, die ihren forschenden Blicken begegneten.

Mit brennendem Durst und fast ganz ausgehungert kehrten sie in ihr Boot zurück und fuhren längs dem Ufer hin. Abgeschwächt und müde landeten sie zu wiederholten Malen, aber überall war das Ufer dürr, öde und unfruchtbar.

Zuletzt landeten sie noch einmal und beschlossen, in mehreren Abtheilungen auszugehen und Wasser zu suchen. Vier Männer waren dermaßen erschöpft, daß sie sich auf den Sand niederlegten und sich völlig ihrem traurigen Schicksal überließen. Die übrigen gingen in verschiedenen Richtungen. So Jenkins mit einem Matrosen.

Eine bedeutende Strecke hatten sie schon zurückgelegt und kein Wasser gefunden. Die Hitze war unerträglich, der Sand glühend heiß; die Luft war zum Ersticken — und weit und breit kein Tropfen Wasser zu finden. Endlich konnte der arme Matrose, der Jenkins begleitete, nicht mehr fortkommen. Seine

Zunge war geschwollen, und sein Mund so trocken, daß es ihm gar nicht mehr möglich war, zu sprechen. Mit einem jämmerlichen Blicke gab er Jenkins zu verstehen, er sollte in Gottes Namen weiter gehen und ihn seinem Geschicke überlassen. Das wollte Jenkins aber nicht; er blieb bei ihm und that, was er nur konnte, dem Schmachtenden beizustehen.

Ohne sich umzusehen war nun Jenkins, obwohl fruchtlos, mit seinem Gefährten eine Zeit lang beschäftigt. Da hörte er plötzlich ein Geräusch; er blickte auf, und sah zu seiner großen Ueberraschung einen Mann in sonderbarer Tracht vor sich stehen und ganz nahe hinter ihm ein beladenes Kameel.

Er erkannte jetzt einen Araber in ihm.

Durch Zeichen bat er ihn um Wasser. Der Araber verstand die Bitte, und reichte ihm solches in einer ledernen Flasche. Sogleich brachte Jenkins die Flasche an die Lippen

des sterbenden Mannes, allein es war zu spät; mit einem Seufzer streckte er sich auf den Sand, und gab den Geist auf.

Nachdem Jenkins nun sich selbst mit einem Trunk Wasser erfrischt hatte, wollte er damit seinen Reisegefährten zueilen. Da sich aber der Araber widersetzte, so versuchte Jenkins ihm deutlich zu machen, daß er in kleiner Entfernung noch Freunde hätte, die vor Durst beinahe verschmachteten.

Doch der Araber ließ sich nicht bewegen. Bald darauf kamen über ein Dutzend Araber mit eben so vielen Kameelen herbei. Diese ergriffen Jenkins, banden ihm die Hände auf den Rücken, und setzten ihn auf eines der Kameele.

Mehrere Tage lang ging nun der Zug durch die Wüste. Endlich gelangten sie zu einem Stamme, der aus mehreren hundert Arabern bestand und eine Menge Vieh besaß. Sie lebten in Zelten, und nährten sich hauptsächlich von der Milch der Kameele. Auch hatten sie vorzüglich schöne Pferde, die sie außerordentlich schätzten und mit der größten Sorgfalt pflegten.

Jenkins erkannte nun völlig, daß er in Arabien war, und daß er sich unter einem der Nomaden-Stämme befand, welche die großen Wüsten jenes Landes bewohnen.

19. Kapitel.

Etwas über Arabien. Fortsetzung der Reise-Abenteuer von Jenkins.

Ich muß euch nun Einiges über Arabien sagen. Es liegt östlich von Egypten, wovon es durch das rothe Meer getrennt ist. Als die Kinder Israel vor den Verfolgungen Pharao's flohen, zogen sie durch das rothe Meer und begaben sich nach Arabien. In diesem Lande wanderten sie vierzig Jahre lang umher, und suchten das gelobte Land, das ihnen die Propheten verheißen hatten.

Im westlichen Theile des Landes erhebt sich der Berg Sinai, an dessen Fuße sie sich gelagert, und wo Moses von Gott die zehen Gebote erhielt. In Arabien war es auch, wo Job lebte. Das Land Uz soll im nord-östlichen Theile gewesen sein, unweit der Stelle, wo Jenkins von den Arabern gefangen genommen wurde.

Arabien ist ein großes Land, und hat eine bedeutende Zahl von Einwohnern. Jene Gegenden, welche längs dem Meere liegen, sind im Allgemeinen fruchtbar, aber das Innere von Arabien besteht völlig aus unermeßlichen Wüsten. In den Seegegenden findet man viele Städte und Dörfer, in den Wüsten hingegen blos wandernde Stämme mit zahlreichen Heerden. Sie nähren sich größtentheils von dem Fleische und der Milch ihrer Kühe und Kameele, und plündern die Reisenden,

die sie antreffen. In solche Hände war nun unser armer Jenkins gefallen.

Er merkte bald, daß seine Lage unter diesen Leuten höchst unangenehm war; denn er mußte die niedrigsten Sklaven-Dienste verrichten. Ueberdies sahen die Araber, die Mahomedaner sind, auf Jenkins mit Verachtung, weil er ein Christ war, und benahmen sich schon deshalb lieblos gegen ihn.

Doch all' das ertrug er mit Geduld, nur beschloß er, die erste Gelegenheit zur Flucht zu benützen. Aber fast sechs Monate vergingen, bevor irgend eine Hoffnung dazu erschien. Unterdessen hatten ihre Heerden alles Gras und Kräuterwerk umher abgeweidet, und der ganze Stamm war im Begriff, sich weiter zu begeben.

Die Zelte wurden abgeschlagen und aufgerollt, und sammt dem nöthigen Geräthe, Weibern und Kindern auf die Kameele gepackt. Nun setzte sich der Zug in Marsch und ging durch die Wüste fort. Es war außerordentlich heiß, daher ruhte man bei Tag aus und reiste bei der Nacht. Um aber den rechten Weg zu finden, achteten sie auf die Sterne.

Eines Tages bemerkte Jenkins unter ihnen einen panischen Schrecken. Die Männer sowohl, wie die Weiber fielen auf das Gesicht nieder und legten sich der Länge nach auf den Boden. Auch die Kameele ließen sich auf die Kniee nieder, und steckten den Kopf in den Sand. Jenkins sah sich voll Staunen wegen der Ursache um.

Da wurde er in einiger Entfernung eine dichte Staub-Wolke gewahr, die gerade auf sie zukam. Sie vergrößerte

sich und wurde wie ein ungeheurer Berg, der über sie zu stürzen drohte. Jenkins ahmte nun den Uebrigen nach und warf sich gleichfalls auf sein Gesicht. Die Wolke wälzte sich heran, und überschüttete die Reisenden völlig. Es war fast unmöglich, zu athmen, die Luft war voll von Sand.

Endlich war die Wolke vorübergegangen. Die Leute standen auf, und schüttelten den Sand von sich ab, von dem sie stark bedeckt waren. Dann ging es wieder voran. Solche Sand-Wolken sind in jenen Wüsten ziemlich häufig, und bisweilen werden Reisende dabei völlig im Sand begraben.

Und nur ein paar Tage später erhob sich ein ganz heißer Wind, Samum genannt. Die Folgen dieses Windes waren schrecklich. Die ohnehin verkümmerten Blätter und Blüthen, welche sich hie und da zeigten, welkten fast zusehends hin, als wären sie durch Feuer versengt.

Die Pferde streckten ihre Zungen heraus und sahen ganz ermattet aus, und von den Kameelen starben viele. Aber nicht nur die Thiere, sondern auch die Menschen hatten außerordentlich zu leiden von der erstickenden und gleichsam vergifteten Luft. Zwei Tage lang dauerte dies Ungemach, dann hörte der Samum auf zu wehen, und die Wanderer setzten ihren Zug fort.

Einmal in der Nacht hielt man plötzlich an. Sogleich bestiegen etwa dreißig Männer ihre schnellsten Pferde und ritten in verschiedenen Richtungen davon. Jenkins wußte anfangs nicht, was das zu bedeuten hatte; später aber erfuhr er, daß eine Karavane in die Nähe gekommen war.

Sie bestand ungefähr aus hundert Kameelen und fünfzig Männern, wovon die meisten Kaufleute waren, die allerlei kostbare Waaren hatten. Die dreißig Araber, obgleich sie nach verschiedenen Seiten fortgeritten waren, vereinigten sich jetzt plötzlich, umringten die Karavane, und fielen in einem Augenblick über die arglosen Wanderer her.

Es wurde wenig oder gar kein Widerstand geleistet, und die Araber fingen ihre Plünderung an, nahmen die werthvollsten Artikel weg, beluden damit ihre Pferde, und ließen dann die Karavane ziehen. Darauf kehrten sie mit der Beute zu ihrem Stamm zurück.

Endlich kamen sie an eine ziemlich fruchtbare Stelle in der Wüste, und da beschlossen sie zu bleiben. Jenkins hörte nun, daß sie nur zweihundert englische Meilen von der nordöstlichen Küste Arabiens entfernt wären, und daher nahm er sich vor, so bald als möglich sich heimlich davon zu machen und durch die Wüste zu entfliehen.

In einer Nacht, als der Himmel durch Wolken verdunkelt war, verließ er den Stamm und ging in einer östlichen Richtung fort. Er hatte sich mit einem Säbel und einem Paar Pistolen versehen, und den Entschluß gefaßt, wenn er verfolgt würde, sich kräftig zur Wehr zu stellen. So reiste er die ganze Nacht hindurch und des Morgens verbarg er sich unter einem Dornbusch.

Da schlief er nun beinahe den ganzen Tag. Zu seiner Nahrung hatte er ein Stück geräuchertes Kameelfleisch. Auch war er so glücklich, etwas Wasser zu finden. Mit einbrechender

Nacht machte er sich wieder auf den Weg, und wanderte eifrig fort bis zum Morgen.

So brachte er vier Tage und vier Nächte auf seiner einsamen Reise zu. Am fünften Tage ging ihm aber sein Nahrungsvorrath aus, und schon verspürte er die Qual des Hungers. Da erblickte er glücklicher Weise einen jungen Strauß; diesem konnte er sich hinter einem Busche nähern, und erlegte ihn mit einem Pistolenschuß.

Nun sammelte Jenkins einige dürre Akazienäste, zündete ein Feuer an, um ein Stück des erlegten Vogels zu braten, und ließ es sich dann vortrefflich schmecken.

Kaum hatte er sein Mahl verzehrt, als er einen Mann zu Pferd aus der Ferne auf sich zukommen sah, den vermuthlich der aufsteigende Rauch neugierig gemacht hatte. Gleich war der Reiter da, und ritt im Kreise um Jenkins her. Immer näherte er sich mehr, und nun erkannte Jenkins in ihm einen der Araber, deren Stamm er verlassen hatte. Nachdem der feindliche Reiter einigemal im Kreise herumgeritten war, zog er seinen Säbel und ritt plötzlich auf Jenkins zu. Dieser war aber nicht unvorbereitet. Er stand fest und hatte in einer Hand den Säbel, in der andern die Pistole.

Nur ein paar Schritte von ihm hielt der Araber mit gezücktem Säbel. Plötzlich hieb er auf Jenkins ein! doch ging der Hieb daneben. Nicht so gut kam der Araber davon. Denn Jenkins schoß die Pistole ab; er verfehlte seinen Gegner, aber das Pferd machte auf den Schuß einen solchen Satz, daß der Reiter augenblicklich zu Boden stürzte. Schnell raffte er sich

jedoch wieder auf, und sprang eiligst dem Pferde nach. Das gute Thier lief im Galopp davon, allein auf den Ruf seines Herrn kehrte es gleich um, spitzte die Ohren und kam trottend zu ihm hin. Der Araber schwang sich darauf und galoppirte durch die Ebene fort.

Jenkins befürchtete nun, da sein Weg entdeckt war, eine weitere Verfolgung von Seiten der Araber; deshalb eilte er so viel wie möglich, um sich rasch aus jener Gegend zu entfernen. Den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht hindurch reiste er ohne Unterlaß.

Allmählig bekam die Gegend ein anderes Ansehen. Das Erdreich erhob sich bedeutend, und Dattelbäume, Palmen und andere Bäume standen zerstreut in der Landschaft. Am folgenden

Morgen erblickte er das Meer und in einigen Stunden erreichte er die Seeküste.

Da fand er ein paar Hütten, die er für ein Dorf hielt. Doch diese waren größtentheils zerfallen, und er konnte nicht einen einzigen Bewohner entdecken. Er sah sich nun überall um nach irgend einem menschlichen Wesen, das ihm einige Hilfe leisten möchte; allein vergebens.

Er sann hin und sann her, und beschloß zuletzt, eine jener Hütten in Besitz zu nehmen und dort zu verweilen bis zur Ankunft eines Schiffes, mit dem er aus dem einsamen Küstenland wegziehen könnte. Mehrere Tage vergingen so. Er nährte sich von Datteln und kleinen Fischen, die er mit den Händen gefangen hatte.

Dann sah er endlich ein kleines Schiff auf der See. Nun bestieg er einen Fels und zündete darauf ein Feuer an. Die Leute in dem Schiffe bemerkten es bald, und näherten sich der Stelle mit Vorsicht. Jenkins ging jetzt auf sie zu; aber zu seinem großen Leidwesen fand er, daß es Schwarze waren, und daß sie gar wild aussahen.

Diese nahmen also Jenkins auf ihr Fahrzeug, und er ergab sich geduldig in sein ferneres Geschick. Hatte ihn ja der liebe Gott schon aus so vielen Gefahren errettet! Ihre Sprache konnte er nicht verstehen, hörte aber, daß sie von der arabischen verschieden war. Zwei Tage segelten sie fort, dann landeten sie in der Nähe eines Dörfchens, das aus Lehmhütten bestand.

20. Kapitel.

Fortsetzung der Abenteuer von Jenkins.

Will der junge Leser einen Blick auf die Karte von Asien werfen, so wird er finden, daß Arabien von Beludschistan durch eine Meerenge getrennt ist, welche der Golf von Ormus genannt wird. Durch den Golf von Ormus nun fuhr Jenkins, und kam in das Land Beludschistan.

Die Bewohner dieser Gegend bestehen aus verschiedenen Stämmen, die größtentheils in einem wilden, barbarischen Zustande leben. Viele derselben sind Räuber im Großen; sie reiten auf Kameelen, plündern die Dörfer zur Nachtzeit aus, und führen die Bewohner als Sclaven davon. Zuweilen verbinden sie ihnen die Augen, damit sie nicht sehen können, in welcher Richtung sie weggeschleppt werden, und damit es ihnen so weniger möglich wird, ihre Heimath wieder zu finden.

Solche Leute waren es auch, in deren Hände der arme Jenkins gefallen war. Ich kann euch hier nicht die ganze Geschichte seiner Gefangenschaft im Einzelnen erzählen; das gäbe ein großes Buch. Nur kurz will ich euch sein Schicksal auseinander setzen.

Zuerst zogen sie mit ihm durch eine Sandwüste nach Kelat, wo sie ihn als Sclaven an den Khan oder König verkauften. Kelat ist die Hauptstadt von Beludschistan. Der Khan herrscht über mehrere Stämme von Beludschistan; die übrigen sind dem König von Afghanistan unterthan.

Nachdem Jenkins hier lange Zeit in der Sclaverei zugebracht hatte, wurde er von einem Kaufmann aus Cabul gekauft und an diesen Ort geführt. Cabul ist die Hauptstadt von Afghanistan, wirklich eine bedeutende Stadt, und die Residenz des Königs. Die Afghanen sind nicht ohne Bildung und stehen weit höher, als die Bewohner von Beludschistan. In allen Städten haben sie regelmäßig eingerichtete Schulen, und das Volk ist da leidenschaftlich eingenommen für außerordentliche, wunderbare Geschichten.

Von Cabul kam Jenkins mit seinem Herrn bei Gelegenheit eines Handelsgeschäftes nach Ispahan. Dies war einst eine prachtvolle Stadt, jetzt aber hat sie den ehemaligen Glanz verloren. An letzterm Orte traf Jenkins einen englischen Reisenden an, den er dazu überredete, daß er für ihn ein Lösegeld an den cabulischen Kaufmann bezahlte.

Aus Erkenntlichkeit gegen den Engländer verstand sich Jenkins dazu, ihn in der Eigenschaft als Diener zu begleiten. Und da er nun aus der Sclaverei befreit war und sich in Gesellschaft von Leuten befand, die seine Sprache redeten, so wurde er auch bald wieder heiter und froh.

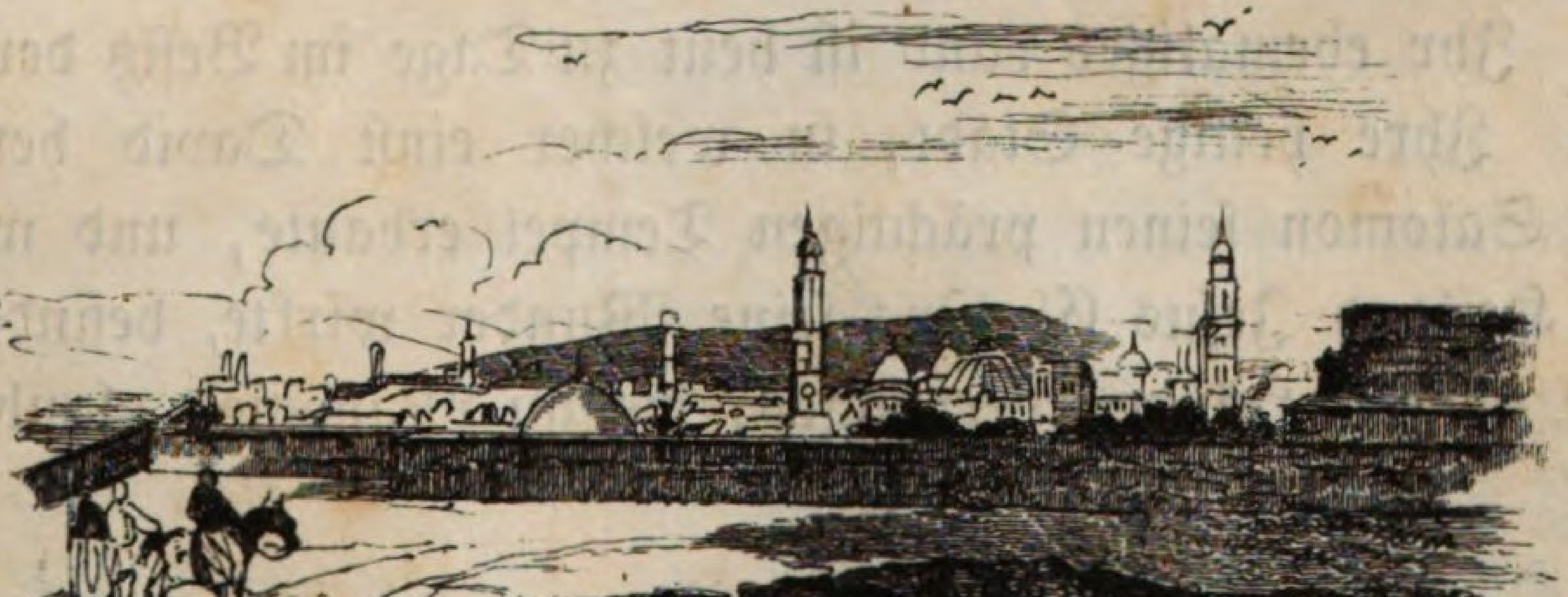
Kurze Zeit darauf reisten sie nach Teheran. Dahin führte sie der Weg durch eine große Salzwüste. An manchen Stellen gibt es dort so viel Salz, daß es den Boden mit einer Kruste bedeckt, die aussieht wie Schnee. Teheran ist jetzt die Hauptstadt von Persien.

Ueber Persien könnte ich euch Vieles erzählen, wenn ich Zeit hätte. Die Perser sind unter allen Asiaten die feinsten,

munterſten und unterrichtetſten. Sie lieben Muſik und Dichtkunſt und zeichnen ſich aus durch ſchöne Kleidung. Sie haben große Aehnlichkeit mit den Franzoſen, und ſind eben ſo ſehr auf Vergnügungen erpicht, wie die Pariſer.

Von Teheran kamen unſere Reiſenden an das kaſpiſche Meer, und nachdem ſie darüber gefahren, in die unabhängige Tartarei. Dieſes Land fanden ſie ärmlich bewohnt von verſchiedenen Tartaren-Stämmen. Längs dem kaſpiſchen Meere war es ziemlich fruchtbar, allein im Innern öde und bergig. Hier wurden ſie mehrere Mal von Räubern angefallen; die Tartaren ſind nämlich ein Räubervolk.

Dieſes unwirthliche Land verließen ſie daher bald, fuhren in einer andern Richtung über das kaſpiſche Meer und betraten das kaukaſiſche Gebiet. Hier waren ſie erſtaunt über die edle Geſtalt der Männer und über die Schönheit der Frauen. Darauf kamen ſie nach Syrien, und beſuchten Aleppo. Von da begaben ſie ſich nach Jeruſalem.



In dieser berühmten Stadt hielten sie sich lange Zeit auf. Sie ist jetzt viel kleiner und unbedeutender, als sie zur Zeit Salomo's war.

Im Umfang hat sie ungefähr dritthalb Meilen. Die Straßen sind eng, aber gerade und gut gepflastert. Die Häuser sind von Stein gebaut; aber in den untern Stockwerken haben sie keine Fenster, und deswegen kömmt es den Fußgängern vor, als wären sie in einem Gefängniß.

Die jetzige Stadt ist auf einer Anhöhe erbaut, und die Zugänge sind von allen Seiten steil, ausgenommen von der Nordseite. Auch ist sie rings von Bergen umgeben, und zwischen diesen und der Stadt breitet sich ein schönes, wohlangebautes Thal aus.

Die Juden, die einst eine große Nation waren, haben nun all' ihre Macht verloren. Sie sind auf der ganzen Erde zerstreut; und wo sie auch hinkommen, behalten sie stets ihre eigene Religion bei, und manche sonderbare Sitten und Gebräuche.

Ihr ehemaliges Land ist heut zu Tage im Besitz der Türken. Ihre heilige Stadt, in welcher einst David herrschte, wo Salomon seinen prächtigen Tempel erbaute, und wo unser Heiland Jesus Christus seine Wunder wirkte, befindet sich jetzt in den Händen derjenigen, die an Mahomed glauben.

21. Kapitel.

Schluß.

Nachdem sie mehrere Wochen in Jerusalem zugebracht hatten, nahm Jenkins von dem Reisenden Abschied. Dieser letztere begab sich nach Mecca in Arabien, um dort den berühmten Tempel Mahomeds zu sehen; Jenkins dagegen beeilte sich, in sein Heimathland zurückzukehren. Er schiffte sich in einem kleinen Hafen des mittelländischen Meeres ein und fuhr nach Smyrna, wo er ein Schiff traf, mit dem er nach Boston segelte. So erreichte er Amerika einige Wochen nach meiner Rückkunft, wie ich euch früher erzählte.

Nun habt ihr das Wichtigste von den meisten Ländern Asiens gehört. Doch könnte ich noch Vieles zu eurer Unterhaltung davon erzählen. In diesem Welttheil haben sich viele merkwürdige Begebenheiten zugetragen. Hier hatten einst Adam und Eva ihren Wohnort im Paradiese. Hier ereigneten sich

die großen Dinge, wovon im alten Testament die Rede ist. Hier erhoben sich zuerst mächtige Reiche. Hier hatten die meisten Religionen, die in der Folge so großen Einfluß auf das Menschengeschlecht äußerten, ihren Ursprung.

Es wäre gewiß unterhaltend und belehrend, zurückzublicken und nachzuforschen, was in jenen merkwürdigen Gegenden geschehen; allein das würde mich zu weit führen. In größern Büchern könnt ihr die ganze Geschichte Asiens finden, und ich rathe euch, sie so bald als möglich zu lesen. Gern hätte ich euch auch mehr von Sibirien gesagt. In jenes kalte Land sind bisher nicht viele Reisende gekommen; aber je schwieriger solche Reisen sind, desto mehr erregen sie unsere Neugierde.

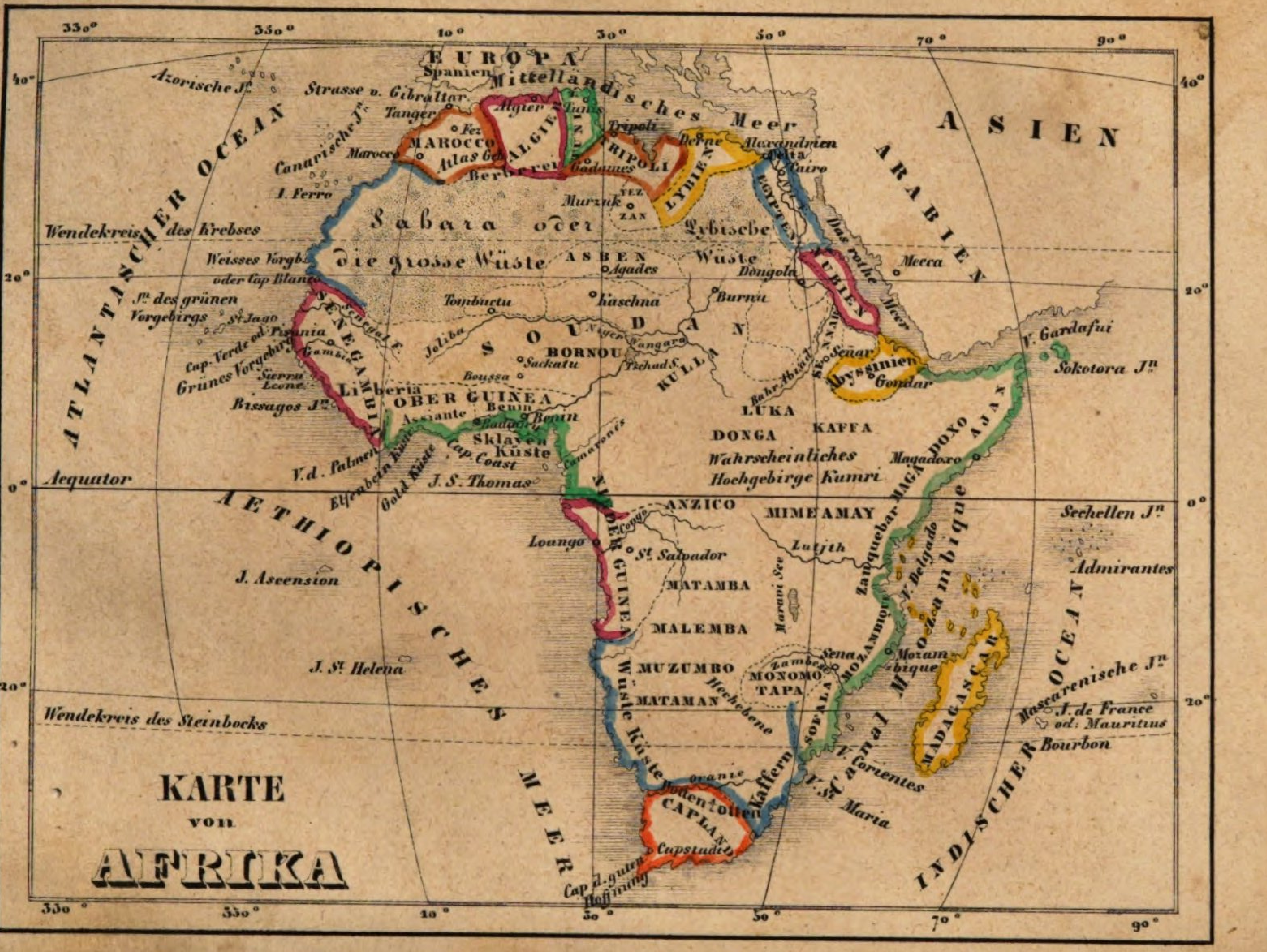
Im südlichen Theil, wo Sibirien an die Tartarei grenzt, haben die Bewohner große Aehnlichkeit mit den Tartaren. Im Norden hingegen sind die Leute klein, wohl um einen Kopf kleiner als bei uns. Ihre Lebensart ist fast dieselbe wie bei den Lappländern; das Rennthier dient ihnen für Alles.

Im nordöstlichen Theile Asiens liegt eine große Halbinsel, Kamtschatka genannt. Die Bewohner heißen Kamtschadalen.

Sie leben zum Theil unter der Erde in Lehmhütten, und nähren sich hauptsächlich von Seeprodukten. Im Winter fahren sie auf Schlitten, die mit fünf bis zwölf großen, starken Hunden bespannt sind, über Berg und Thal und gefrorene Flüsse.

Auf dieser Halbinsel befinden sich einige der höchsten Berge auf Erden. Sie erheben sich mitten aus der Ebene bis zu einer außerordentlichen Höhe. Auf ihren Spitzen liegt ewiger Schnee; auch sind mehrere derselben feuerspeiende Berge, die bei ihren häufigen Auswürfen diese kalte, düstere Strecke des östlichen Festlandes auf schreckhafte Weise beleuchten.

Für jetzt nehm' ich wieder Abschied von euch, und wollen meine jungen Zuhörer noch mehr von ihrem geschwätzigen alten Freunde vernehmen, so können sie in den nächsten Erzählungen etwas von den Ländern des afrikanischen Festlandes hören.



KARTE von AFRIKA

Peter Parley's Erzählungen

über

Afrika.

1. Kapitel.

Peter kommt auf das mittelländische Meer, und beobachtet einen Ausbruch des Berges Etna.

Jetzt will ich euch erzählen, was ungefähr vor dreißig Jahren sich zutrug. Nach meiner Zurückkunft nach Amerika, wie ich euch in meinen Geschichten über Europa erzählte, fuhr ich mit einem Schiffe nach dem mittelländischen Meere, welches zwischen Europa und Afrika liegt. Von dem mittelländischen oder Mittel-Meer ist Afrika südlich, Europa hingegen nördlich. Von Amerika aus mußten wir über den atlantischen Ocean segeln, um dahin zu kommen.

Unser Schiff führte den Namen der Schwan. Es war ein schönes Schiff, und ich war dabei als zweiter Steuermann angestellt. Jedes Schiff hat einen oder zwei Steuermänner, deren Geschäft darin besteht, daß sie dem Kapitän während der Fahrt behülflich sind.

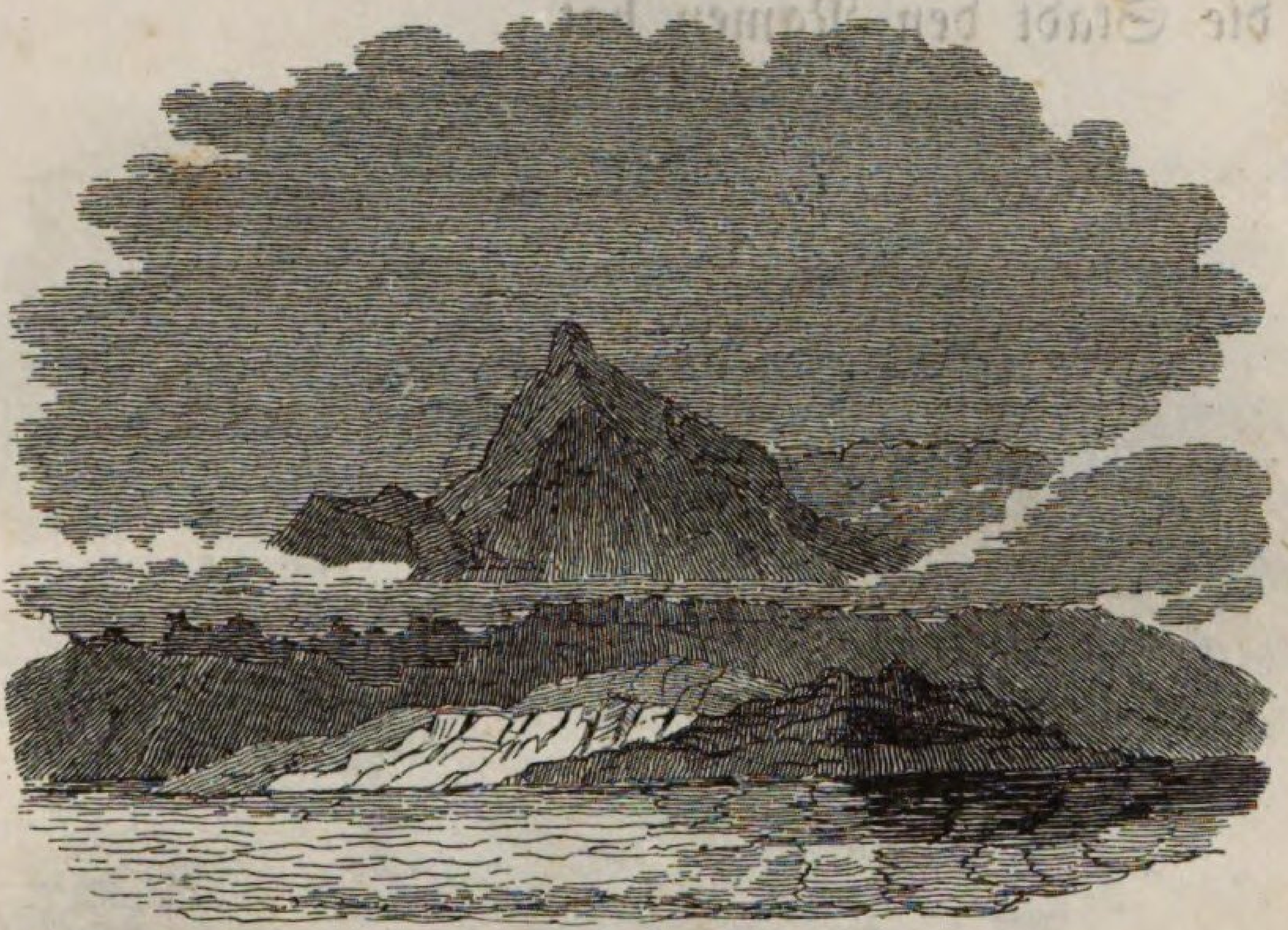
In Neu-York hatten wir uns eingeschifft. Der Wind war günstig, und in wenig Tagen erblickten wir die Bermudas-Inselgruppe, die den Engländern gehört. Es sind wohl gegen vierhundert Inseln zusammen, davon ist aber nur eine

kleine Anzahl bewohnbar. Die wichtigste ist die St. Georgen-Insel; sie hat eine kleine Stadt und mehrere Häfen, und zum Schutze derselben zwei Kastelle.

Die Luft ist im Allgemeinen gesund, ausgenommen im höchsten Sommer, weil die Hitze dann sehr drückend ist. Den Winter verspürt man dort kaum. Die Produkte dieser Insel sind: der Cederbaum, die Pflaumpalme, Tabak, Gemüse und mancherlei Obstarten; auch hält man an den fruchtbarsten Orten jährlich zweimal Maisernte. Hier gibt es auch allerlei Vögel, und Fische im Ueberfluß. Was aber den Aufenthalt auf diesen Inseln höchst unangenehm macht, sind die Stürme, die da zuweilen fürchterliche Verheerungen anrichten.

Bald darauf sahen wir einige der kanarischen Inseln, woher die Kanarienvögel zuerst kamen. Es sind dreizehn an der Zahl; davon haben sieben eine beträchtliche Größe, die sechs übrigen dagegen sind ganz klein. Es heißt, sie seien den Alten unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt gewesen. Sie liegen hoch und haben viele Berge, wovon manche zu den höchsten in der Welt gehören, wie z. B. die Spitze von Teneriffa.

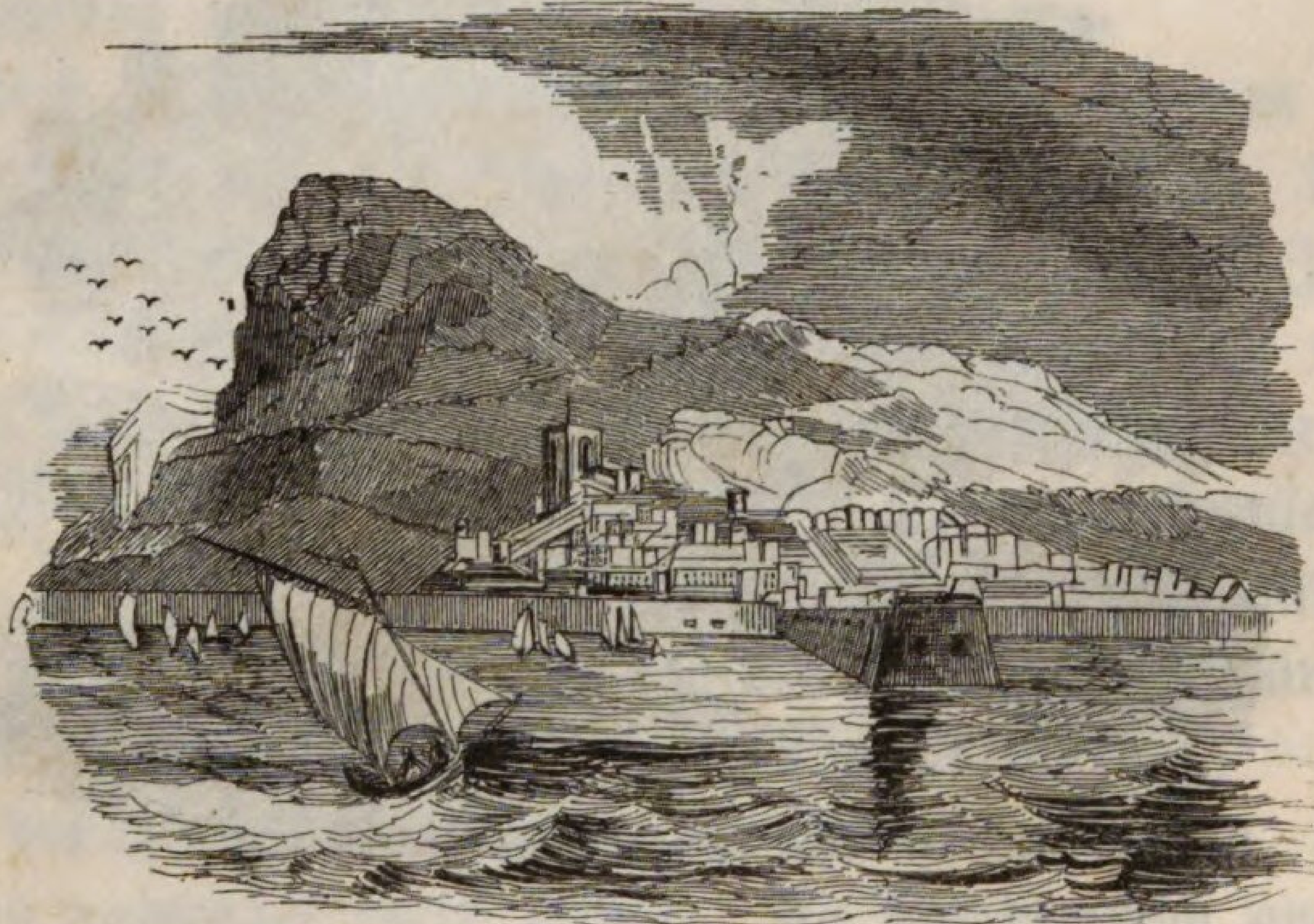
Mehrere Seefahrer haben behauptet, man könne diese Spitze in einer Entfernung von mehr als hundert Stunden erkennen; allein das ist übertrieben, denn sechzig Stunden ist das Aeußerste. Die Spitze von Teneriffa ist so hoch, daß sie fast immer mit Schnee bedeckt ist. Als ich sie von unserm Schiffe aus erblickte, sah sie aus, wie eine Gewitterwolke, die sich hoch in die Luft thürmt. Das Ufer ist überall steil,



und oft erheben sich die Felsen wie hohe Burgen. Humboldt, ein berühmter Reisender, sagt, sein Kapitäu habe wirklich einen jener Felsenblöcke für ein Fort gehalten und deshalb eine Botschaft zu dem Gouverneur an's Ufer gesandt. Der Anblick dieser Inseln ist überraschend schön. Auf der großen Kanarien-Insel, der wichtigsten unter denselben, hält man jährlich zweimal, ja bisweilen dreimal Ernte. Die Bewohner beschäftigen sich mit der Pflanzung des Zuckerrohrs und der Weinrebe. Aus letzterer bereiten sie den Wein, der unter dem Namen Kanarien-Sekt bekannt ist. Auch haben sie sonst treffliche Früchte, wie Melonen, Birnen, Aepfel, Feigen, Pfirsiche von verschiedenen Arten, und Pisangs.

Endlich erblickten wir Gibraltar, eine auf einem 1500 Fuß

hohen Felsen liegende Stadt. Daselbst befindet sich eine Festung, von der die Stadt den Namen hat.



Gibraltar liegt in Spanien und bildet die südlichste Spitze von Europa. Die Festung hat mehrere tausend Mann Besatzung und viel Geschütz. Gegenwärtig sind die Engländer im Besitz der Stadt und Festung, und englische Soldaten halten die Festungswerke besetzt. Von hier läuft man in das mittelländische Meer ein. Bei der Stadt Gibraltar befindet sich die Meerenge von Gibraltar, welche das atlantische mit dem mittelländischen Meer verbindet, und an der schmalsten Stelle nur sechs Stunden breit ist. Als wir hindurch segelten, konnte ich auf beiden Seiten das Land sehen. Zur linken hatten wir Europa, zur rechten Afrika.

Nun kamen wir in das mittelländische Meer. Achthundert Stunden hat es in der Länge; in der Breite an einigen Stellen achtzig bis einhundert und zwanzig, und an andern weniger. Dieses Meer ist von verschiedenen Ländern eingeschlossen, und seine Küsten sind bedeckt mit Städten, Flecken, Dörfern und zahlreichen Bewohnern. Darauf wird ausgedehnter Handel getrieben; Schiffe aus allen Gegenden Europa's durchkreuzen es in jeder Richtung.

Unsere Fahrt ging ganz nach Wunsch und glücklich von Statten. Uebrigens ist es etwas Seltenes, daß ein Schiff über das atlantische Meer fährt, ohne rauhes Wetter zu bekommen. Wir hatten aber keine Stürme zu bestehen, und in vierzig Tagen, nachdem ich Neu-York verlassen hatte, war ich in Sicilien.

Sicilien ist die größte Insel im Mittelmeer, und liegt zwischen Italien und der Küste von Afrika. Das Klima ist da sehr angenehm, und die Sommerhitze wird durch die kühle Seeluft gemildert. Allein diese Insel wird oft durch Erdbeben erschüttert, und zuweilen weht auch ein höchst ungesunder heißer Wind, den man Sirocco nennt. Sicilien war von jeher bekannt durch seine Fruchtbarkeit, auch enthält das Land viele Schwefel- und Salzgruben. In andere Länder werden von Sicilien ausgeführt: Seide, Getreide, Salz, Olivenöl, Sumach, Wein und alle Arten von Obst. Unser Reisezweck war, daselbst Obst und Wein zu holen.

Sogleich nach unserer Ankunft luden wir unser Schiff aus und erhielten dann unsere Ladung. Gerne hätte ich den

Berg Etna bestiegen, allein wir waren so sehr beschäftigt, daß ich nicht loskommen konnte. Der Etna liegt auf der Insel Sicilien, und gehört unter die merkwürdigsten Vulkane der Erde. Ein Vulkan, wie ich euch schon früher erzählte, ist ein Berg, welcher Feuer, Rauch, Asche und geschmolzene Steine (Lava genannt) auswirft; und dieß nennt man einen Ausbruch. Die Oeffnung an der Spitze des Berges, durch die Alles ausgeworfen wird, heißt der Krater.

Obwohl ich nicht Zeit hatte, den Etna zu besteigen, so hatte ich doch Gelegenheit, Zeuge eines vulkanischen Ausbruches zu sein. Der Anblick war in der That schrecklich. Es war zur Nachtzeit, als man in dem Berge ein Getöse, wie das Rollen von entferntem Donner vernahm. Bald darauf sah man aus dem Krater eine Flamme aufsteigen, die sich bis zu den Wolken erhob, und über dem Berge wie eine Feuersäule stand. Dann wälzten sich dichte Wolken von schwarzem Rauche aus dem Schlunde des Kraters hervor. Die Gluth aber verbreitete ihr Licht rings umher, so daß es hell war wie um Mittag.

Einige Zeit darauf verschwand das Feuer plötzlich, es schien, als ob es wieder zurück in den Krater sänke, und augenblicklich war Alles in Finsterniß gehüllt. Nicht lange nachher aber flogen glühende Steine mit heftigem Getöse aus dem Vulkan hoch in die Luft, und fielen endlich zur Seite des Berges herunter. Alsdann strömte eine Masse glühender Lava aus dem Krater hervor, und floß auf allen Seiten über den Berg hinunter wie ein Fluß, mit furchtbarem Rauschen. Sogar über das Land hin verbreitete sie sich, und zerstörte mehrere Dörfer.

Viele Menschen flüchteten sich; andere aber wurden von dem glühenden Lavastrome erreicht und verschlungen.

Es war ein schauervoller Anblick für mich. Noch mehrere Tage lang rauchte der Berg, aber Lava floß keine mehr. Solche Ausbrüche des Etna haben häufig statt und zwar, wie man weiß, schon seit Tausenden von Jahren. In meinen Geschichten von Europa erzählte ich euch schon von dem feuerspeienden Berge Vesuv in Italien; dort findet ihr auch eine Abbildung, die einen deutlichen Begriff gibt von der Schrecklichkeit eines solchen Naturereignisses.

2. Kapitel.

Peter tritt die Rückreise nach Amerika an, besteht einen Seesturm und geräth in die Hände von Seeräubern.

Bald war unser Schiff geladen, und ein paar Wochen nach unserer Ankunft in Sicilien schickten wir uns zur Rückkehr nach Amerika an. Aber schon nach zwei Tagen wurden wir von einem Sturme überfallen. Der Wind wehte heftig, und das Aufwallen der See war furchtbar. Unser Fahrzeug wurde gewaltsam herumgeworfen, und nicht lange dauerte es, so brachen zwei Maste und stürzten krachend in die Fluthen. Die fernere Leitung des Schiffes war fast unmöglich. Zudem

bekam es noch einen Leck, oder einen Riß an der Seite, und trotz unserer äußersten Anstrengung mittelst der Pumpen, füllte es sich doch immer mehr mit Wasser. Nun hieß es, das Schiff müsse gelichtet werden, und augenblicklich ward ein großer Theil der Ladung über Bord geworfen.

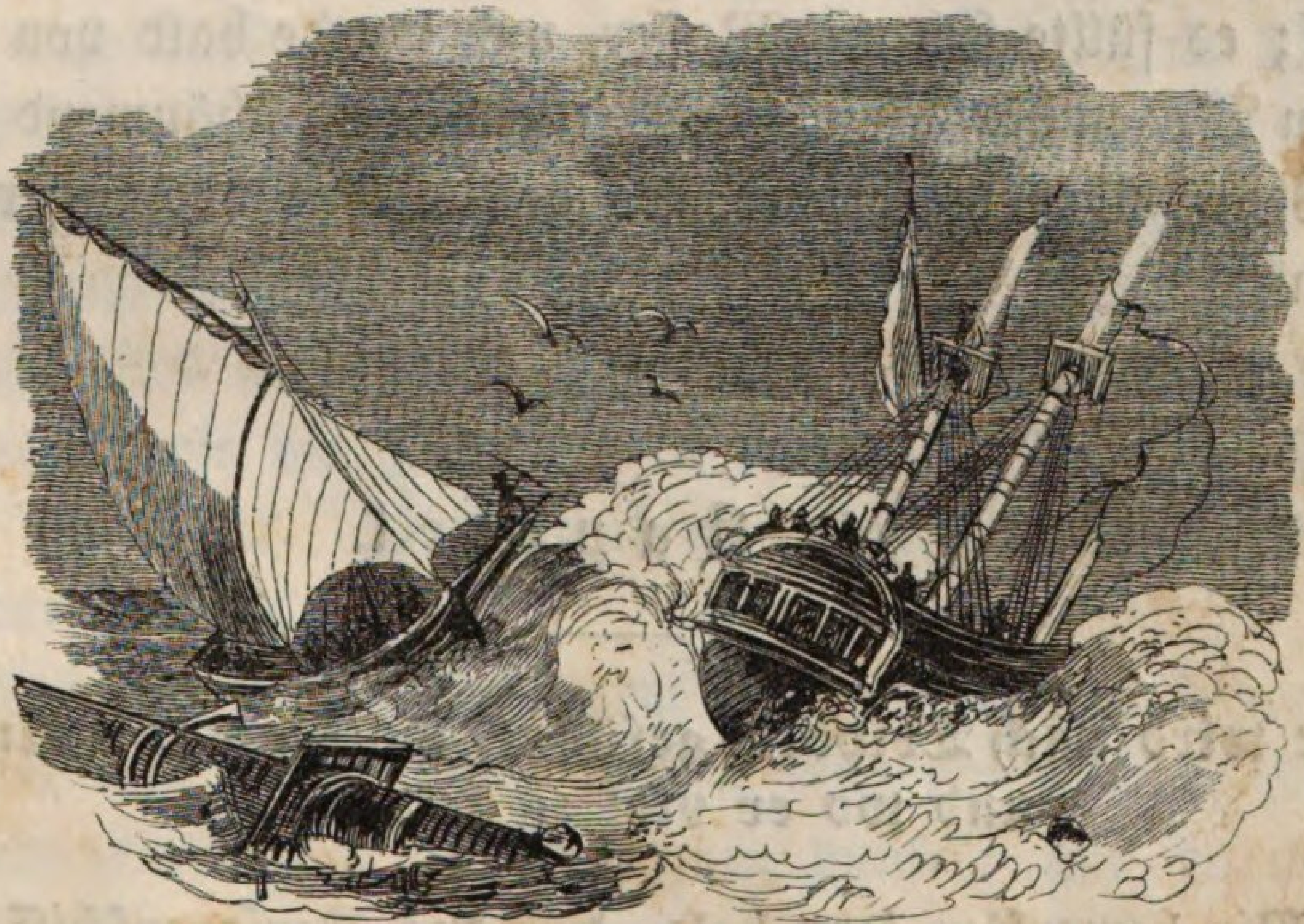
Unterdessen brach die Nacht an, und der Sturm wüthete noch heftiger. Das Schiff zitterte und krachte, als hätte der Schrecken selbst das Gebälke ergriffen. Unser Kapitän aber war ein wackerer Mann, und that mit Standhaftigkeit sein Möglichstes, das Schiff zu retten. Er ermuthigte die Matrosen, und stand ihnen mit aller Kraft bei. Allein Alles war vergebens. Der Blitz schlug ein und steckte die Segel in Brand. Die überschlagenden Wellen löschten zwar schnell wieder, aber zugleich rollten sie über uns hin, und rissen die meisten unserer Leute hinaus in das Meer. Von zwanzig Mann blieben kaum noch fünf in dem Schiff zurück.

Was mich betrifft, so dachte ich nimmer daran, das Licht eines neuen Morgens zu erblicken. Und doch erschien der Morgen wieder, und die Hoffnung, die uns nie völlig verläßt, lebte wieder auf. Der Sturm war vorüber; die Wolken vertheilten sich, und die Sonne schien hell und strahlend. Unser Schiff aber war ein bloßes Wrack; kaum vermochten wir, das Sinken zu verhindern, indem wir unablässig an den Pumpen arbeiteten. Auch gingen die Wellen immer noch sehr hoch, und alle paar Minuten brachen sie wieder über das Schiff her.

In diesem hilflosen Zustande erblickten wir ein anderes

Schiff, das sich uns näherte. Allein dieses Schiff brachte uns noch mehr Gefahr, als die aufgeregte See. Wir erkannten in ihm ein Korsarenschiff, nämlich ein solches, das nur darauf ausgeht, andere Schiffe zu plündern, und deren Mannschaft als Sclaven zu verkaufen, oder in dunkle Gefängnisse zu werfen.

Doch schien uns dies Schiff nur ein kleines zu seyn, und deshalb beschlossen wir, uns dagegen zu vertheidigen. Wir bewaffneten uns mit Lanzen und Säbeln und wollten so die Korsaren abhalten.



Ihr Schiff näherte sich, allein die See ging so hoch, daß es lange dauerte, bis sie uns ganz nahe kamen. Endlich aber erreichten sie uns, und die beiden Fahrzeuge lagen dicht neben einander. Fünf bis sechs Männer mit Säbeln in der Hand sprangen in unser Schiff herein. Drei derselben tödteten wir

augenblicklich mit unsern Lanzen, und zwei andere schlugen wir nieder, daß sie zwischen den Fahrzeugen hinunter in die See stürzten. Aber gleich wurden alle diese durch andere aus dem Korsarenschiff ersetzt. Noch wehrten wir uns eine Zeit lang, da fiel unser Kapitän, von einem Pistolenschuß in die Brust getroffen, und ich erhielt einen heftigen Schlag auf den Kopf; somit ergaben sich die übrigen ihrem Schicksal.

Der werthvollste Theil unserer Ladung wurde dann an Bord des Korsarenschiffs gebracht, und wir als Gefangene betrachtet. Darauf hieben die Seeräuber mehrere Löcher in unser Schiff; es füllte sich mit Wasser, und wurde bald von den gähnenden Wogen verschlungen. Wirbelnd und schäumend rauschten die Wellen über die Stelle, wo das Schiff vor unsern Augen versank.

3. Kapitel.

Peter wird nach Tripolis geführt, wo man ihn einkerkert, und wo er viel zu leiden hat.

Wir bemerkten jetzt bald, daß das Korsarenschiff, das uns gefangen genommen hatte, nach Tripolis gehörte. Tripolis ist ein ziemlich großer Landstrich in dem nördlichen Theile von Afrika. Die wichtigste Stadt in dem Lande heißt gleichfalls Tripolis. Die Bewohner sind barbarische, grausame Menschen, und damals, als ich in jener Gegend war, gingen sie hauptsächlich

darauf aus, die Schiffe anderer Nationen zu plündern. Sie hatten bereits mehrere amerikanische Fahrzeuge gekapert, und wir wußten, daß einige unserer Landsleute in ihren Gefängnissen schmachteten. Natürlicher Weise mußten wir uns nun auf ein ähnliches Schicksal gefaßt machen.

In fünf Tagen langten wir bei der Stadt Tripolis an. Man behandelte uns mit Grausamkeit, und unser Kapitän hatte schrecklich an seinen Wunden zu leiden. Nachdem wir ans Ufer gekommen, wurden wir durch Soldaten von schwarzer Farbe und sonderbarer Kleidung in einen großen Thurm gebracht, und darin in ein dunkles Gewölbe geführt. Da ließ man uns vier Tage lang bei Wasser und Brod.

Dann holte man uns aus dem Gefängniß, und von Soldaten bewacht marschirten wir durch die Stadt. In dieser Stadt sah Alles auffallend fremd aus. Die Bewohner waren schwarzbraun wie die Indianer in Amerika, und ihre Tracht war gar sonderbar. Die Straßen waren sehr enge, und die Dächer der Häuser flach.

Endlich kamen wir zu einem andern Gefängniß, wo man uns wieder einsperrte. Man trennte mich von meinen Gefährten. Mein Gefängniß war fast ganz dunkel; nur durch eine längliche Oeffnung in der Mauer kam etwas Helle herein. Einmal des Tages brachte man mir Wasser und Brod, und darin bestand meine ganze Nahrung. So vergingen nun Tage und Wochen. Von der Landessprache verstand ich nichts, auch schien der rauhe Gefangenwärter mich nicht anders zu betrachten, als ein unvernünftiges Thier. Wie drückte mich da

die lange Weile! Wie langsam gingen die Stunden vorüber! Ich hatte keine Bücher zum Lesen; Niemand, mit dem ich hätte reden können. Von meinem künftigen Schicksal wußte ich nichts — doch war zu erwarten, daß mir das Leben genommen würde. Und so müde war ich dieser Gefangenschaft, daß ich gerne das Leben gelassen hätte, wäre mir nur auf einige Augenblicke gestattet worden, noch einmal den freien Himmel zu sehen und frische Luft zu athmen!

Allein unverändert dauerte meine Lage fort. Wohl konnte ich den Wechsel von Tag und Nacht bemerken, aber Wochen und Monate verstrichen in gleich trauriger, entmuthigender Einförmigkeit. Ich wollte auf Mittel zur Flucht sinnen; allein das Gefängniß war aus Stein, und jeder Versuch, die Mauern zu durchbrechen, war fruchtlos.

Einst kroch eine Spinne in meine Zelle, und fing an, ihr

Netz zu machen. Dieser sah ich nun lange Zeit zu, und unterhielt mich damit, sie zu beobachten. Einmal hatte ich sie verloren, doch kam sie wieder am folgenden Tag. Nun fing ich ein paar Fliegen und gab sie ihr.

Dies gefiel ihr, und sie behielt diesen Aufenthalt bei.

Später einmal glaubte ich, in der Nacht ein Geräusch an der Maueröffnung zu hören. Ich lauschte, und hörte wirklich jemand daran. Was es aber zu bedeuten hatte, konnte ich nicht errathen; wohl befürchtete ich Allerlei.

Am folgenden Morgen fand ich, daß meine Spinne weg, und ihr Gewebe zerstört war. Ich weinte über den Verlust meines einzigen Freundes in der Einsamkeit. In der nächsten Nacht hörte ich das Geräusch wieder, und eben so in der dritten Nacht; auch kam es mir diesmal vor, als wollte jemand leise etwas sagen, doch war ich meiner Sache nicht gewiß.

Unterdessen vergingen wieder einige Wochen. Das Geräusch in der Nacht, das in mir doch auch eine schwache Hoffnung erregt hatte, wurde nicht mehr gehört. Da träumte mir einmal, ich sey aus dem Gefängniß befreit worden, sey über das Meer gefahren, habe meine Heimath wieder gefunden, und höre die freundlichen Begrüßungen der Meinigen; und während mir im Traume noch vorkam, als kniee ich nieder und danke Gott für meine Befreiung und glückliche Rückkunft, erwachte ich plötzlich. Zuerst konnte ich mich nicht recht besinnen, wo ich war. Als ich aber das düstere Licht, das durch die Maueröffnung hereinbrach, erblickte, da ward es mir

klar, daß ich im Gefängniß war, und in der Gewalt eines grausamen, barbarischen Volks.

Aber gerade in diesem Augenblicke hörte ich etwas an der Thüre, und vernahm deutlich, wie der Schlüssel in das Schloß gesteckt, und der Riegel langsam und vorsichtig zurückgeschoben wurde. Ganz stille öffnete sich darauf die schwere eiserne Thüre. Ich hörte keine Tritte, aber eine Hand berührte mich jetzt und leise sagte jemand zu mir: „Folge mir, und mach' kein Geräusch!"

Ich war im höchsten Grade überrascht, doch zögerte ich keinen Augenblick, meinem Befreier zu folgen. Wir gingen hinaus. Die Thüre schlossen wir hinter uns zu, und schon wollten wir wegeilen, als plötzlich ein Mann, der auf dem Boden geschlafen hatte, sich aufraffte und mit einem Säbel auf meinen Führer einhauen wollte. Dieser aber versetzte ihm mit der größten Schnelligkeit einen Schlag auf den Kopf, daß er augenblicklich niederstürzte. Darauf kamen wir durch viele enge Gänge, und endlich in einen weiten Hof, der mit hohen Mauern eingeschlossen war.

Mein Geleitsmann kletterte mittelst einer Strickleiter an der Mauer hinauf und ich folgte ihm. Alsdann ließen wir uns auf der andern Seite in die Straße hinunter. Sogleich hörten wir dann einen Lärm hinter uns und bemerkten Lichter; man mußte mein Entkommen gewahrt haben. Nun verdoppelte mein Führer seine Schritte und lief mit mir durch viele kleine Gassen, bis wir in bedeutender Entfernung von dem Gefängniß waren.

Zuletzt führte er mich in ein Haus, und darin an einen

abgelegenen Ort, und sagte mir, ich sollte da bleiben bis auf weitere Nachricht. Dann verließ er mich. An jenem Orte war es ganz finster. Natürlich wußte ich gar nicht, wo ich mich befand; eben so wenig konnte ich errathen, wer mich befreit, und warum man mich aus meiner Gefangenschaft geholt hatte.

Mehrere Stunden lang war ich in völliger Ungewißheit. Dann trat eine Frau mit einem Licht zu mir herein. Anfangs redete sie mich in der dortigen Landessprache an, was ich aber nicht verstand; dann sprach sie italienisch. In dieser Sprache hatte ich keine große Kenntniß, doch konnte ich verstehen, ich sollte mich nur ruhig halten und versichert seyn, daß mir nichts Leids geschehen werde.

Als es Tag wurde, kam dieselbe Frau wieder und brachte mir etwas zu essen. Auch wiederholte sie, zu meiner und meines Retters Sicherheit sey durchaus nöthig, daß ich still in meiner Verborgenheit bleibe, und fügte hinzu, er werde bald zurückkommen und mir alsdann Alles erklären; unterdessen wolle sie mir so viel als möglich die Zeit verkürzen helfen.

Ich beruhigte mich bei diesen Worten. Die gute Frau verschaffte mir die nöthige Nahrung, und leistete mir oft Gesellschaft. Ueberhaupt bezeigte sie sich gegen mich auf mancherlei Weise wohlthätig und erleichterte meine Lage. Bald verstand ich sie auch besser, und erfuhr durch sie Allerlei, was die Gegend und die dortigen Bewohner betraf.

4. Kapitel.

Eine kurze Beschreibung von Afrika.

Jetzt will ich euch Einiges von dem Lande erzählen, in welchem ich damals war. Oben findet ihr eine Karte von Afrika. Ganz im Süden ist das Vorgebirg der guten Hoffnung. Im Norden seht ihr auf der Karte die Namen: Tripolis, Tunis, Algier und Marocco. Diese Länder sind bei uns unter dem Namen der Barbarei bekannt.

Afrika ist ein unermeßliches Land des östlichen Kontinents. Von Amerika oder dem westlichen Festlande wird Afrika durch den atlantischen Ocean getrennt. Seine Länge von Norden bis Süden beträgt zweitausend, dessen größte Breite achtzehnhundert Stunden. Die Einwohnerzahl beträgt gewiß vierzig Millionen. Diese bestehen hauptsächlich aus zwei Stämmen, nämlich aus Arabern und aus Negern. Die Bewohner der Barbarei sind größtentheils Mohren, die fast aussehen, wie die Araber. Hier findet man viele Negersclaven, die aus den inneren Theilen Afrika's dahin gebracht werden.

Die Barbarei wird in vier Staaten oder Reiche eingetheilt, nämlich: Tunis, Tripolis, Algier und Marocco. Jeder von diesen Staaten hat eine Hauptstadt desselben Namens. Die Einwohner sind Mahomedaner. Sie sind feindselig gegen die Christen gesinnt, und zur Zeit meines dortigen Aufenthalts

gingen viele Schiffe darauf aus, die Schiffe christlicher Völker zu berauben.

Südlich von der Barbarei ist eine unermeßliche Wüste, die man nur mit Kameelen durchreisen kann. Und auch so ist es noch gefährlich, denn oft erheben sich große Sandwolken, welche die Reisenden ganz überschütten. Zudem gibt es viele Araberstämme, die in der Wüste die Wanderer anfallen und ausplündern.

Südlich von dieser großen Wüste, welche die Wüste Sahara genannt wird, leben verschiedene Neger-Stämme in einer fruchtbaren Gegend.

Kapitän Clapperton, der in diesem Theile Afrika's Entdeckungsreisen machte, stattete den Sultanen oder den Häuptlingen mehrerer jener wilden Stämme Besuch ab. Einmal kam er in zwei Dörfer, die voll von Schmiede-Werkstätten waren. Das Eisen bezogen sie aus nahen Gebirgen, und schmolzen es an der Stelle, wo es ausgegraben wurde. Er sah auch Koalfu, eine bedeutende Marktstadt und die Hauptstadt von Nyffe. Das Land soll da wohl angebaut seyn mit Korn, der Brodwurzel und mit Baumwollstauden. Die Ameisenhaufen aber waren dort von solcher Größe, wie sie Kapitän Clapperton früher nie gesehen hatte. Sie sollen fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch seyn und wie gothische Thürme in Miniatur aussehen. In derselben Nacht, als der genannte Reisende in Koalfu ankam, ward der Neumond mit einem Freudengeschrei begrüßt. Seine Erscheinung machte nämlich der langen Fastenzeit, dem Rhamadan, ein Ende, und deshalb war der darauf folgende Tag ein all-

gemeiner Festtag. Da war jedermann aufs schönste gekleidet; man machte Besuche, gab und erhielt Geschenke. Ueberall hörte man Waldhörner, Guitarren und Flöten, während kleine Gesellschaften von Männern und Frauen im Schatten vor ihren Wohnungen oder unter Bäumen saßen und Buga, eine Art Bier, tranken.

Die Frauen waren im schönsten Schmucke; ihr Kopfputz bestand aus gefärbter, zierlich geflochtener Wolle; die Augenbrauen hatten sie mit Indigo gefärbt, die Lippen gelb, und die Zähne roth. Sie trugen ihre buntesten Kleider; auch hatten sie schöne Halsbänder. Arme und Beine waren mit gläsernen, messingenen und silbernen Spangen geziert, und an den Fingern glänzten Ringe von Messing, Zinn, Silber und Kupfer. Einige hatten spanische Thaler an ihre Ringe gelöthet.

Ihr wundert euch vielleicht, daß unter diesen Wilden eine Fastenzeit beobachtet wird. Allein ihr müßt wissen, daß die Araber große Eroberungen in Afrika gemacht, und bei den Besiegten gewöhnlich ihre Religion eingeführt haben. Diese ist aber die mahomedanische', die zwar Allah als den einzigen wahren Gott erkennt, aber doch auch mit allerlei Aberglauben vermischt ist, und, wie ich schon früher sagte, ihre Anhänger mit Haß gegen die Christen erfüllt. Die Mahomedaner glauben an den falschen Propheten Mahomed, und betrachten diejenigen, die Christus als den Sohn Gottes erkennen, als Ungläubige.

Auf der westlichen Küste von Afrika, von dem Flusse Senegal (den ihr auf der Karte finden werdet) bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung, hausen mancherlei Negerstämme. Da ist auch die Küste von Guinea, von wo aus schon so viele Sklaven nach Amerika gebracht wurden.

Nicht ferne von dem Vorgebirg der guten Hoffnung leben die Hottentotten, eine Neger-Race, von der ich euch gelegentlich mehr erzählen will. Am Kap der guten Hoffnung befindet sich eine große Stadt, welche die Kap-Stadt heißt und von Engländern bewohnt wird. Eben so liegen viele kleine englische Dörfer in der Nähe der Kap-Stadt.

Auf der östlichen Küste von Afrika gibt es wieder andere Neger-Stämme, wovon die Kaffern die merkwürdigsten sind. Sie sollen von ausgezeichnetem Körperbau seyn. Wendet ihr euch von dem Lande der Kaffern nordwärts, so kommt ihr nach Abyssinien. Dies ist ein Gebirgsland, und wird von einem ganz eigenen Schlag Menschen bewohnt. Der Nil, einer

der merkwürdigsten Flüsse in der Welt, fließt durch Abyssinien. Darauf durchströmt er Nubien und Egypten und fällt endlich auf der östlichen Seite in das mittelländische Meer.

Nun habt ihr schon einen Begriff von Afrika, und werdet daher leichter verstehen, was ich euch darüber erzählen will. Ihr müßt aber fleißig auf der Karte nachsehen.

5. Kapitel.

Beschreibung der Stadt Tripolis.

Zuerst will ich euch etwas mehr über die Stadt Tripolis sagen. Tripolis ist eine große Stadt, mit einer bedeutenden Zahl von Einwohnern. Die Häuser sind viereckig und nur ein Stockwerk hoch. Die Dächer der Häuser sind sehr flach, und die Leute spazieren oft darauf herum. Die Straßen sind enge, krumm und sandig. Fast Alles, was ein wenig schwer ist, wird von Kameelen getragen, daher hat man in den Straßen immer viel Staub.

Um die Stadt ziehen sich starke Mauern mit Wällen zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe. Thore hat die Stadt blos zwei; das eine gegen Norden am Meere, das andere hingegen südlich gegen die Landseite.

Im östlichen Theile der Stadt steht das feste Schloß, in welchem der Pascha seinen Wohnsitz hat. Der Pascha herrscht

über sein Volk wie ein König. Sein Gebiet ist sehr ausgedehnt, und es gehört dazu auch Fezzan, ein Landstrich, der viel weiter südlich mitten in der großen Wüste liegt.

Gewöhnlich ist der Pascha ein grausamer Mann und verfährt mit seinem Volke nach Willkühr. Sein Schloß ist mit einer starken, vierzig Fuß hohen Mauer umgeben. Er lebt in beständiger Furcht, von dem Volke getödtet zu werden. Er hat viele Frauen, die einen besondern Theil des Schlosses bewohnen. Ihr Anzug ist prächtig, und strotzt von Juwelen, Gold und Silber; auch duften sie stets von Wohlgerüchen; aber nichts destoweniger sind sie eingesperrt und wie Gefangene gehalten.

Ich hab' euch auch gesagt, daß die größere Zahl des Volkes aus Mohren besteht. Diese tragen keine Hüte, sondern große Turbane wie die Türken. Auch haben sie keine anliegenden Kleider wie wir, sondern ein langes, weites Gewand, das um den Leib mit einem Gürtel befestigt ist. Dabei tragen sie weite Beinkleider und gelbe Stiefel. Die Frauen hüllen sich in ein Stück Tuch, welches Berkan heißt, und die ganze Person bedeckt. Sogar über den Kopf ziehen sie es, so daß das Gesicht völlig verborgen ist, und nur die Augen frei bleiben.

Im Sommer herrscht hier eine außerordentliche Hitze. Im Herbste regnet es mehrere Tage und Nächte lang ununterbrochen fort. Aber bald hört der Regen wieder auf, und viele Monate hindurch fällt kein Tropfen Wasser.

Die Bewohner von Tripolis sind Mahomedaner. Sie verachten alle diejenigen, die nicht ihres Glaubens sind. Auch viele Juden gibt es in Tripolis, und da die Mohren sehr träge

sind, so verrichten jene die meisten Geschäfte; und dennoch werden sie von den Mohren mit der größten Verachtung behandelt.

Auch gegen die Christen benehmen sich die Mohren oft auf eine grausame Weise.

6. Kapitel.

Beschreibung von Algier, Marocco und Tunis.

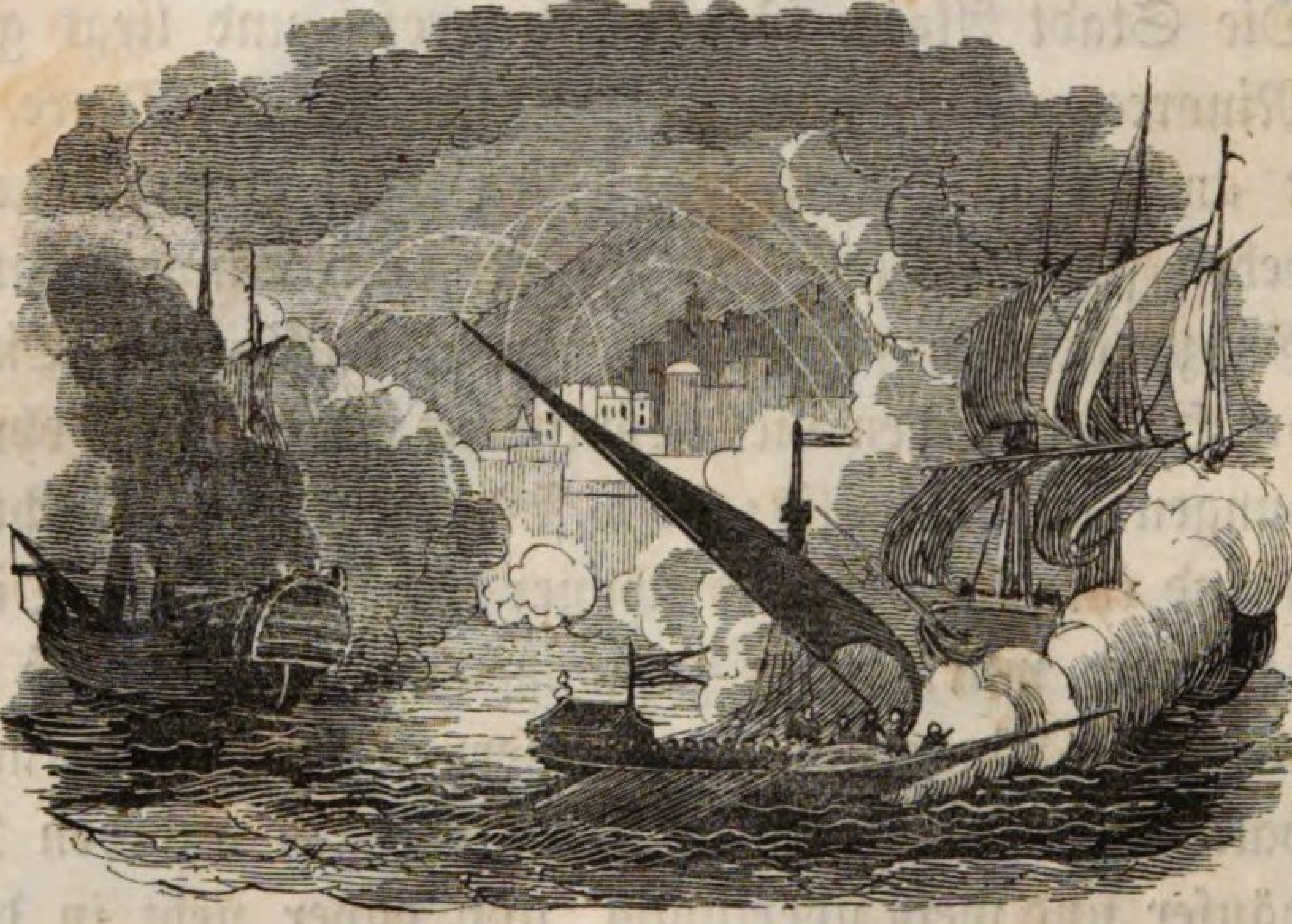
Nachdem ihr eben von Tripolis gehört, will ich euch auch etwas über Algier sagen. Algier ist ein großes Land mit einer bedeutenden Einwohnerzahl. Früher war Algier durch

einen Dey beherrscht, der in der Stadt Algier residirte. Dieser Dey war und lebte fast wie der Pascha von Tripolis. Das Klima ist meistentheils so gemäßigt, daß fortwährend Alles grün bleibt, denn die Blätter der Bäume werden weder durch die Sommerhitze verbrannt, noch durch den Winterfrost zerstört.

Die Stadt Algier ist ziemlich groß, und liegt gegenüber von Minorca, einer Insel im mittelländischen Meere. Da die Stadt an der See-Seite auf einen Berg-Abhang gebaut ist, so erheben sich die Häuser in Gestalt eines Amphitheaters, und das Ganze gewährt einen schönen Anblick. Die Einwohner, wie ihre Häuser, haben viel Aehnlichkeit mit den Bewohnern und Wohnungen von Tripolis; doch sind die Algierer nicht so barbarisch und ihre Häuser sind schöner und bequemer. Die Dächer sind flach und miteinander zusammenhängend, so daß man die ganze Straßen-Länge auf den Häusern fortspazieren kann. Auch unterhalten manche Familien kleine Gärten auf den Dächern. Alle Häuser sind weiß übertüncht, und daher sieht in der Ferne die Stadt aus wie das Segel eines großen Schiffes.

Algier hatte sich längst das Mißfallen mehrerer der größten Mächte Europa's zugezogen wegen der Seeräuberei, die von seinen Bewohnern als Haupterwerb getrieben wurde. Auch machte man viele Versuche, dort allmählig die Gesetze der Civilisation geltend zu machen, allein stets vergebens. Endlich trat Großbritannien gegen diese Seeräuber auf. Das Erscheinen der englischen Flotte schreckte den Dey, und er versprach, den. Räubereien zur See Einhalt zu thun. Doch nach

kurzer Zeit brach er den Vertrag wieder. Nun wurde Lord Exmouth mit einer starken Flotte abgesandt und zerstörte am 27. August des Jahres 1816 die Flotte von Algier, so wie die Batterien, die den Hafen schützten, gänzlich.



Nun blieb dem Dey nichts übrig, als sich zu ergeben, und nach der Erfahrung, die er gemacht hatte, durfte man hoffen, daß die Christen-Sklaverei zu Ende wäre. Dieß ist nun auch geschehen, denn seitdem — im Jahre 1830 — ist Algier von den Franzosen eingenommen und besetzt worden; doch haben diese bisher keine großen Vortheile daraus geschöpft.

Marocco ist ein großes Land; es wird von einem Kaiser beherrscht, der seinen Sitz in der Hauptstadt Marocco hat. Diese Stadt liegt in einer fruchtbaren Ebene, und ist rings

umgeben mit hohen Palmen. Hier wachsen im Ueberfluß: Pomeranzen, Feigen, Melonen, Aprikosen, Pfirsiche, Trauben, Birnen, Datteln, Pflaumen und Granatäpfel, und blühen auch die schönsten und wohlriechendsten Blumen. Zum Schutze ist Marocco mit sehr starken Mauern umgeben, und der Palast des Kaisers ist ein Prachtgebäude. In dieser Stadt befinden sich viele Moscheen oder mahomedanische Tempel. Nicht ferne von der Stadt erhebt sich eine Reihe hoher Berge, deren Gipfel immer mit Schnee bedeckt, und so hoch sind, daß sie zur See schon in großer Entfernung erblickt werden. Die Alten gaben diesem Gebirge den Namen Atlas, und hielten es für das höchste in der Welt; allein in Indien und Thibet gibt es Berge, die bei weitem höher sind. Diese maroccanischen Berggegenden werden von den sogenannten Berbern bewohnt, welche eine ganz andere Sprache reden, als die Mohren und Araber. Sie sind ein kräftiges Hirtenvolk, und im Winter wohnen sie sammt ihren Heerden in großen Höhlen, in denen sie fortwährend Feuer unterhalten. Im Sommer leben sie in Hütten.

Im Kaiserthum Marocco befinden sich noch manche andere Städte; die merkwürdigste darunter ist Fez. Die Gebäude dieser Stadt sind die schönsten in der ganzen Barbarei. Sie besitzt viele Moscheen und darunter wirklich prachtvolle. Die Gärten enthalten alle Arten der köstlichsten Früchte im Ueberfluß; auch Rosen und andere wohlriechende Blumen sind da in solcher Menge vorhanden, daß sie die Luft auf weit hin durchdüften.

Tunis ist der kleinste der vier Raubstaaten. Die Hauptstadt führt gleichfalls den Namen Tunis. Das Land wird von einem Bey regiert, welcher seinen Sitz in der Stadt Tunis hat. In der Nähe dieser Stadt befinden sich die Trümmer der ehemaligen Stadt Karthago.

Ueber zweitausend Jahre sind verflossen, seit Karthago eine der mächtigsten Städte war, und selbst gegen Rom eine Armee schickte unter dem Befehle des berühmten Hannibal. Karthago war auf drei Hügeln erbaut und nahm einen großen Theil einer Halbinsel ein. Sieben mal hundert tausend Einwohner soll diese Stadt gezählt haben und von drei dicken Mauern vertheidigt gewesen sein. Dennoch wurde Karthago, nachdem es siebenhundert Jahre lang geblüht hatte, von den Römern erobert und in einen Aschenhaufen verwandelt. Siebzehn Tage lang dauerte der Brand.

Von der ganzen Stadt sind nur noch die Cisternen übrig. Eine lange Reihe derselben diente ehemals als Behälter für die große Wasserleitung, und jede Cisterne war hundert Fuß lang und dreißig Fuß breit. Von diesem Behälter ging die große Wasserleitung bis Zungiva, wohl zwanzig Stunden weit. An vielen Stellen sind die Bogen noch vorhanden, und man kann deutlich den ganzen Lauf auffinden.

Jetzt habt ihr für dießmal genug über die vier Raubstaaten gehört. Das Klima ist im Allgemeinen angenehm, und das Erdreich höchst fruchtbar. Im Ueberfluß gibt es da köstliche Früchte und herrliche, wohlriechende Blumen. Die Natur hat wirklich Alles gethan, diesen Landstrich zu einem der rei-

zendsten auf Erden zu machen; aber die Bewohner sind größtentheils roh und ungebildet.

Zu der Zeit, als ich in Tripolis war, was nun bereits dreißig Jahre her ist, waren diese Raubstaaten dem türkischen Sultan unterthan; allein unterdessen haben sie ihre Unabhängigkeit erlangt. Damals waren sie berüchtigt wegen ihrer Seeräuberei. Beständig kreuzten ihre Korsaren auf dem Mittelmeer umher, und kaperten jedes Schiff, das in ihre Nähe kam.

Unterdessen hat man, wie schon gesagt, dem großen Unfug zur See Einhalt gethan; allein das dortige Volk bleibt doch fast auf derselben niedrigen Stufe stehen, und hat sich kaum merklich gebessert.

7. Kapitel.

Peter entdeckt seinen Retter, und erkennt in ihm einen alten Bekannten.

Doch ich vermuthe, mein junger Leser werde auf die Fortsetzung meiner eigenen Geschichte gespannt sein, und ich kehre daher, nach dieser Beschreibung der Barbarei, zu derselben zurück.

Ueber zwei Monate blieb ich in dem Hause eingeschlossen, wovon ich früher gesprochen habe, und sah nichts mehr von dem Manne, der mich aus dem Gefängniß befreit hatte. Die

Frau, die mich pflegte, gab mir durchaus keine Kunde von ihm, obgleich ich sehr neugierig war. Natürlich konnte ich ganz und gar nicht begreifen, wer es wohl sein möchte, oder aus welchem Grunde sich jemand zu einem so gefahrvollen Unternehmen verstünde.

Endlich aber kam die Zeit heran, wo meine Zweifel gelöst werden sollten. In der Nacht wurde ich aus dem Schlafe geweckt durch einen Mann, der in einen Mantel gehüllt war. Er sagte mir, ich solle mich schnell anziehen und ihm folgen. Ich that, wie er gesagt hatte, und kam mit ihm in die Straße. Wir gingen durch allerlei enge Gassen, bis wir eines der Stadtthore erreichten. Mein Führer sprach mit dem Thorwächter ein paar Worte, und nach einer Weile ließ uns dieser durch eine schmale Seitenthüre hinausgehen. Bald darauf befanden wir uns an einem Werft oder Schiffsladeplatz. Da brannte der Führer etwas Pulver in einer Pi=

stole ab, und gleich näherte sich ganz still ein Boot; wir stiegen hinein, kehrten der Stadt den Rücken, und ruderten in den Hafen.

Wir hatten vier Ruderer, und glitten mit großer Schnelligkeit über die Wellen hin. Ungefähr eine Stunde weit fuhren wir in aller Stille; endlich erreichten wir einen kleinen Schoner (zweimastiges Fahrzeug), der uns zu erwarten schien. Wir gingen an Bord; die Segel wurden in die Höhe gezogen, und wir stachen in die See. Es war eine helle Nacht, aber der Wind blies kalt. Der Schoner war ein guter Segler, und er flog über das Wasser wie ein Vogel in der Luft.

Jetzt brach der Morgen an. Ich hatte bisher nichts erfahren, woraus ich hätte entnehmen können, wer meine Reisegefährten waren. Auf dem Verdeck hatte ich mich niedergelegt und war eingeschlafen; erst bei Sonnenaufgang erwachte ich wieder. Wie ich aber meine Augen öffnete, erblickte ich einen Mann mit schwarzbraunem Gesichte, und augenblicklich erinnerte ich mich, ihn schon früher gesehen zu haben, aber wo, das konnte ich nicht sagen. Nun fing er aber an zu sprechen, und sobald ich seine Stimme hörte, erkannte ich ihn plötzlich. Es war Leo, der italienische Kapitän, dem ich auf meiner Reise nach Europa das Leben gerettet hatte.

Während der Reise in Italien hatte ich ihn das letzte Mal gesehen, wie ich in meinen Erzählungen von Europa bemerkte. Damals war er Hauptmann bei einer Räuberbande. Weil ich nun seinen bösen Wandel kannte, so kam mir gleich die Vermuthung, er sei wieder in einem schlimmen Unternehmen be-

griffen; doch hatte ich keine Furcht für meine Person. Er war einmal mein Retter, und ich hatte die Ueberzeugung, daß er aus Dankbarkeit gegen mich so großmüthig handle.

8. Kapitel.

Eine Räubergeschichte.

Nachdem wir uns ein wenig besprochen, nahm mich Leo mit sich in die kleine Kajüte unseres Schoners. Es waren nun etwa fünfzehn Jahre, seitdem ich ihn gesehen hatte. Doch fand ich ihn nicht bedeutend verändert. Seine Gesichtsfarbe war ganz dunkelbraun; seine Augen waren schwarz und lebhaft; die Haare schwarz, lang, und hingen in Locken über die Schläfe und Stirne herunter. Sein ganzes Wesen hatte etwas höchst Auffallendes.

In der Kajüte setzte er sich nieder und fing an, von unserem ersten Zusammentreffen zu sprechen. Dann fragte ich ihn, was ihm denn unterdessen Alles begegnet sei. Darauf erzählte er mir seine Geschichte in folgenden Worten:

„Nachdem du mich an der Spitze einer Bande wackerer Gesellen in den Bergen an der Schweizergrenze gesehen, setzte ich das Räuberhandwerk noch eine geraume Zeit fort. Ich trieb aber mein Wesen stets auf eine menschliche Weise; wir

nahmen zwar Allen, die uns in die Hände fielen, Geld und Gut weg, doch hüteten wir uns vor unnöthiger Grausamkeit.

„Ziemlich lange ging es ganz gut mit unserm Geschäfte, allein nach und nach kamen doch so viele Klagen über uns der Regierung zu Ohren, daß mehr als tausend Soldaten ausgeschickt wurden, uns einzufangen. Und da unsre ganze Bande blos aus fünfzig Mann bestand, so hielten wir es nicht für rathsam, den Soldaten in offenem Felde die Stirne zu bieten, und zogen uns daher in einsame Gebirgsschluchten zurück, wo wir uns unter Tags in Felsenhöhlen verborgen hielten, und nur des Nachts an die Landstraßen gingen, um Reisende anzufallen.

„Ohnerachtet unserer größten Sorgfalt wurden doch mehrere der Unsrigen erschossen und andere gefangen. Auf meinen Kopf war ein Preis von tausend Thalern gesetzt. Dieses hohe Anerbieten fesselte einen meiner Gefährten, der sich dazu verstand, den Soldaten die Höhle, in der ich mich aufhielt, zu zeigen. Anfangs beschloß ich, Widerstand zu leisten, und mich durch dieselben durchzuschlagen; allein ein augenblickliches Ueberlegen belehrte mich, daß ein solcher Versuch Thorheit wäre. Nun ward ich ergriffen und nach Venedig geführt.

„In Venedig wurde ich verhört und zum Tode verurtheilt. Dicht am Meere sperrte man mich in einen Thurm. Da hoffte ich noch zu entkommen, und machte allerlei Versuche, aber stets vergebens. Endlich nahte der Tag heran, der zu meiner Hinrichtung festgesetzt war. Es war jetzt Mitternacht, und am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang sollte ich hinausgeführt, und durch eine Compagnie Soldaten er-

schossen werden. Ich saß in dem finstern Kerker, und dachte über mein Schicksal nach. Endlich fiel mir ein, noch einen letzten Versuch zu meiner Flucht zu machen. Ich sprang auf, faßte eine der eisernen Stangen, die vor dem Kerkerfenster waren, und riß daran aus Leibeskräften. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung brach das Eisen entzwei, und ich fiel rückwärts, mit der Stange in den Händen, auf den Boden.

„Dies ermuthigte mich. Schnell faßte ich eine andere Stange, und riß daran mit der Kraft eines Löwen. Auch diese brach, und nun war die Möglichkeit vorhanden, durch's Fenster hinauszukommen.

„Ich sah jetzt hinab, und im Mondschein konnte ich die Bewegung des Wassers unten am Fuße des Thurmes be-

merken. Wenigstens vierzig Fuß hoch war ich über dem Wasser; doch hatte ich kein Bedenken, sondern ließ mich von dem Fenster fallen und stürzte in die Wellen.

„Als ein guter Schwimmer kam ich bald wieder aus der Tiefe hervor, und schwamm eine bedeutende Strecke, ehe ich dem Ufer mich näherte. Dort angelangt, nahm ich das nächste Boot, und ruderte weiter in die See hinein.

„In Italien konnte ich mich nicht länger aufhalten, und beschloß daher, meine Heimath zu verlassen. Nach verschiedenen Abenteuern fand ich im Golf von Venedig ein Schiff, mit dem ich nach Egypten segelte, und dort trat ich als Mameluk bei dem Pascha in Dienste."

9. Kapitel.

Leo's Beschreibung von Egypten.

„Egypten ist dem türkischen Sultan unterthan. Der Pascha von Egypten regiert das Land im Namen des Sultans. Die Mameluken sind seine Leibgarde. Sie tragen schöne Uniformen und sind gut beritten. Sie sind kühn und im Kampfe furchtbar. Die meisten derselben sind aus fremden Gegenden, und viele, wie ich, Abenteurer."

Meine jungen Leser müssen hier bemerken, daß ich von Dingen erzähle, die vor mehr als vierzig Jahren statthatten.

Während dieser Zeit sind die Mameluken aus Egypten verjagt worden, und der Pascha sucht nun das Joch des türkischen Sultans abzuwerfen. Weiter sagte Leo:

„In diesem Dienste stand ich viele Jahre lang; auch machte ich mehrere Schlachten gegen Bonaparte mit. Wahrscheinlich hast du auch schon über die Expedition der Franzosen nach Egypten gelesen. Bonaparte hätte vermuthlich Egypten erobert, wären ihm nicht die Engländer in den Weg getreten. Aber Lord Nelson zerstörte die französische Flotte, darauf verließ Bonaparte seine Armee, und diese folgte ihm bald nach Frankreich zurück. So wurde Egypten die Franzosen wieder los.

„Auch nachher blieb ich noch in dem Dienste des Pascha. Und da du noch nicht in Egypten gewesen bist, so will ich dir dieses merkwürdige Land näher beschreiben. Egypten wird in Ober- und Unter-Egypten eingetheilt. Längs dem mittelländischen Meere hin erstreckt sich das flache Land, auf dem man so weit, als das Auge reichen kann, nichts erblickt, als einige Dattelbäume, wenige Palmen, und zuweilen Gruppen von Hütten aus Lehm gebaut.

„Unter-Egypten ist eine sehr große Ebene, durch welche der Nilstrom, der sich in mehrere Aeste theilt, dem Meere zufließt. Der Nil verursacht jedes Jahr eine große Ueberschwemmung, und bedeckt die Ebene mit einem Schlamme, der das Erdreich fruchtbar macht. Unter-Egypten hat die Gestalt eines Dreiecks, und erhielt daher den Namen Delta, von einem Buchstaben des griechischen Alphabets, der auch ein Dreieck vorstellt. Uebrigens behaupten die jetzigen Bewohner, das Land

habe eher die Gestalt einer Birne, und nennen es deshalb Rif oder Errif, das birnenförmige Land. Fast die Hälfte von Egypten wird jedes Jahr von dem Nilfluß überschwemmt; und obwohl das Erdreich Jahr für Jahr eine, manchmal zwei Ernten schon seit mehr als dreitausend Jahren hervorbringt, so behält es doch fortwährend seine ursprüngliche Fruchtbarkeit wie zur Zeit Mosis, ohne bebaut zu werden. In Egypten regnet es fast nie, und doch wird das Steigen des Nils, wovon die Ergiebigkeit des Bodens völlig abhängt, nur durch Regen verursacht; allein der Fluß bringt sein Regenwasser aus weit entfernten Gegenden her und dennoch hat das Anschwellen des Wassers stets genau zur nämlichen Zeit statt, und erreicht meistens denselben Höhegrad.

„In Unter-Egypten sind mehrere große Städte. Die Hauptstadt Alexandrien wurde vor mehr als zweitausend Jahren durch den berühmten Eroberer des alten Griechenlands, Alexander, erbaut. Diese Stadt enthält heut zu Tag noch eine Menge merkwürdiger Trümmer ihrer ehemaligen Größe. Mehrere Stunden um die jetzige Stadt herum sieht man nichts als Bruchstücke von Steinen, die zu den alten Bauwerken gehörten. Oft findet man Steinpfeiler, Säulen und Obeliske hoch aufgethürmt über einander liegen; manche davon sind noch mit schönen Skulpturarbeiten verziert. Unter andern kann man da einen Obelisk aus einem Stück gehauen sehen, der siebenzig Fuß Länge hat. Er ist ganz bedeckt mit eingegrabenen Figuren, die man Hieroglyphen nennt. Diese Hieroglyphen waren die Schrift der alten Egypter. Der erwähnte Obelisk liegt jetzt auf dem

Boden; aber einst stand er aufgerichtet und hieß die Nadel der Kleopatra, zum Andenken an Kleopatra, eine berühmte, schöne Königin des alten Egyptens.

„Unweit Alxandrien sind merkwürdige unterirdische Begräbnißplätze, die Katakomben genannt werden. In diesen Katakomben findet man noch heut zu Tag die Leiber von Menschen, die schon vor zwei- bis dreitausend Jahren begraben wurden. Man nennt sie Mumien. Gleich nach dem Tode sind nämlich die Leiber der Egypter einbalsamirt worden, und so behalten sie fast jetzt noch das Aussehen und die Gestalt von lebenden Menschen.

„Eine andere sehr merkwürdige Stadt in Unter-Egypten ist Cairo. Die Straßen dieser Stadt sind sehr krumm und immer angefüllt mit Menschen, Pferden, Kameelen, Eseln und Hunden. Alles treibt sich bunt durch einander herum, und deshalb erheben sich da fortwährend Wolken von Staub. Cairo ist die größte Stadt in Afrika, und enthält mehr Einwohner als Marocco.

„Ober-Egypten liegt südlich von Unter-Egypten. Mitten in einer weiten Sand-Ebene auf der Westseite des Nils sind dort einige der merkwürdigsten Bauwerke auf Erden, nämlich die Pyramiden.

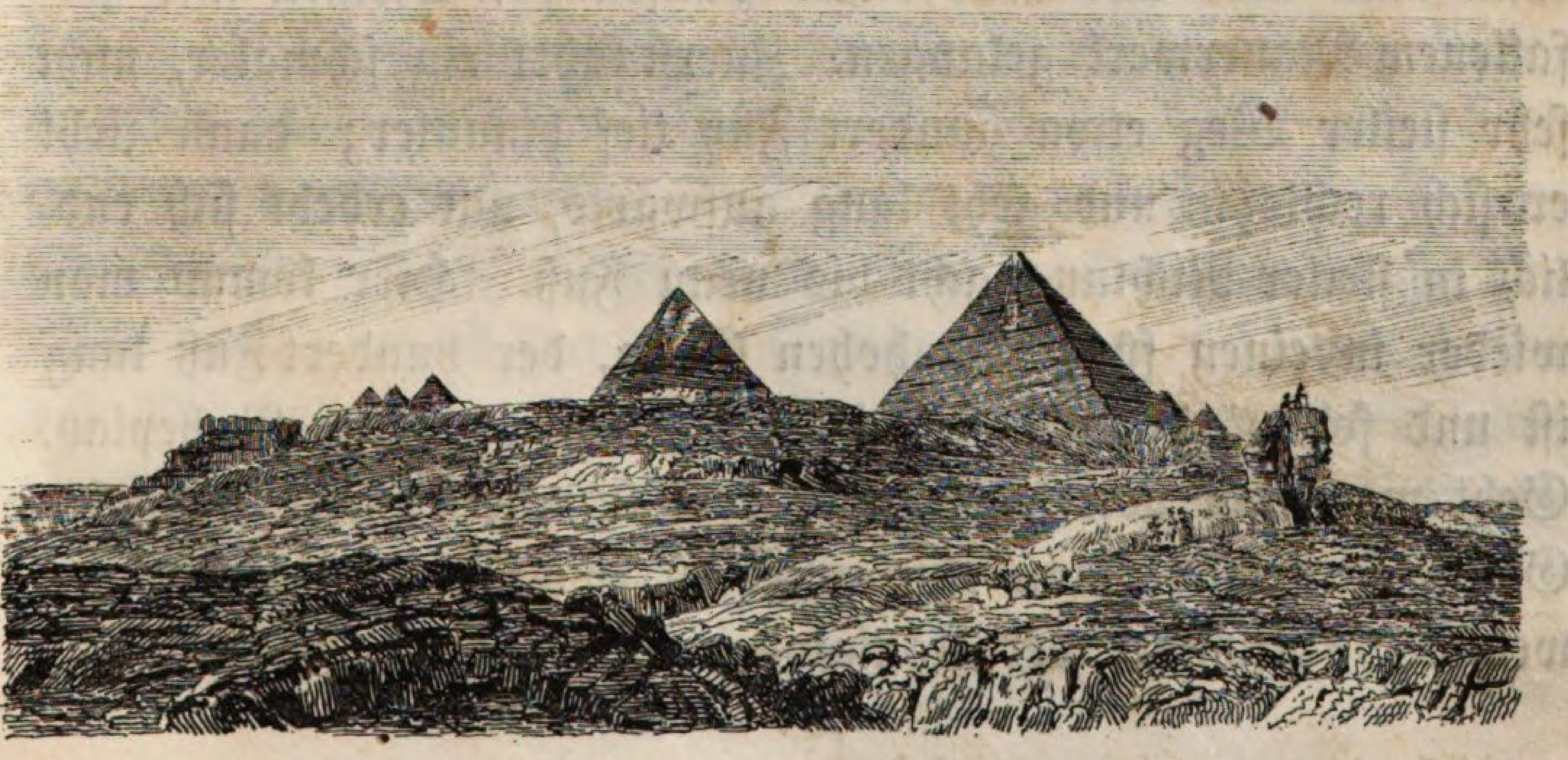
„Die größte derselben ist fünfhundert Fuß hoch. Wann, und zu welchem Zweck diese ungeheuren Bauten aufgeführt wurden, kann man nicht genau angeben. Einige sind der Meinung, sie seien bei Beobachtung der Gestirne benützt worden; andere behaupten, sie haben als Tempel oder Feuer-Altäre

gedient und seien zu Ehren des „Licht-Gottes", oder des „Vaters der Sonne" errichtet worden. Ein gelehrter Mann sagt, „Pyramiden" bedeute in der koptischen Sprache soviel als Sonnenstrahlen, und sie seien Grabdenkmäler. Ganz alte Schriftsteller, die etwa vor zweitausend Jahren lebten, sprechen schon von den Pyramiden als von den damaligen Wunderwerken der Zeit.

„Sie waren über den eigentlichen Ursprung derselben eben so unwissend als wir. Wahrscheinlich ist es aber, daß sie die Begräbniß-Plätze einiger der alten Könige Egyptens sind, und vielleicht schon vor der Zeit Pharaon's errichtet wurden.

„Zugleich glauben auch manche, die Israeliten seien, während ihrer Knechtschaft in Egypten, mit dem Bau der Pyramiden beschäftigt worden.

„Ungefähr vier Stunden von Cairo befinden sich die Pyramiden von Ghizeh. Der Weg dahin soll sehr schön sein, und abwechselnd durch Palmhaine, Dattelwälder und dürre Sandstriche führen. Diese Pyramiden sind die allergrößten



und merkwürdigsten; sie stehen auf einem Felsenbett 150 Fuß über der Sand-Ebene, und werden deshalb in so großer Entfernung gesehen. Die größte derselben bildet ein Viereck von 746 Fuß, und ihre Höhe beträgt nicht weniger, als 500 Fuß; sie ist daher um 24 Fuß höher, als die St. Peterskirche in Rom, und um 50 Fuß höher, als das Straßburger Münster. Sie besteht aus 206 Stufen von verschiedener Größe, von vier Fuß hohen bis zu einem Fuß hohen; jedes höhere Stufen-Viereck ist etwas kleiner, als das untere, so daß ringsum ein Raum übrig bleibt, der zum Hinaufsteigen dient. Man kann leicht und sicher hinauf und herunter gehen. In der Mitte sind die Stufen häufig zerfallen. Hunderttausend Menschen sollen zwanzig Jahre lang mit dem Bau dieses leeren Grabes beschäftigt gewesen sein.

„Das Innere dieses wunderbaren Baues ist nicht weniger merkwürdig, als sein Aeußeres. Der Eingang befindet sich auf der nördlichen Seite, über der sechzehnten Stufe; dazu kann man aber nur über einen Haufen von Steinen und zerfallenem Mauerwerk gelangen. Zuerst führt ein schmaler, nicht sehr steiler Weg etwa hundert Fuß tief hinunter; dann zieht er sich rechtshin und geht lang aufwärts, und erhebt sich endlich in steiler Richtung acht bis neun Fuß. Hier kömmt man wieder in einen fünf Fuß hohen Gang, der hundert Fuß lang ist und fortwährend steigt bis zu einem breiteren Ruheplatz. Geht man nun von hier gerade fort in einem niedern schmalen Gang, so erreicht man eine ungefähr zwölf Fuß hohe Kammer, welche die Kammer der Königin genannt wird. In der nord-

östlichen Ecke befindet sich ein kleines Gemach, das man der Königin Garderobe hätte nennen können. Aber weder dieses Gemach, noch die Kammer sind mit Granit ausgemauert, wie es bei andern Abtheilungen der Fall ist, sondern beide sind ganz leer, auch weiß man nicht, wozu sie einst bestimmt waren.

„Noch weiter gegen Süden, in Ober-Egypten, und gegen Nubien, fließt der Nil durch ein enges Thal zwischen zwei Reihen von Bergen hin. In diesem Thale finden sich noch viele großartige Ueberreste des Alterthums. Die merkwürdigsten darunter sind die Ruinen von Theben. Theben muß einst eine prächtigere Stadt gewesen sein, als jetzt irgend eine auf Erden zu finden ist. Ihre Trümmer liegen zerstreut auf beiden Ufern des Nils in großem Umfang. Der Boden ist bedeckt mit Säulen von außerordentlicher Größe, mit Statuen, Reihen von Obelisken, und anderen Dingen, die Staunen erregen. Man kann sich in der That keine Idee von diesen herrlichen Ueberresten machen.

„Diese große Stadt muß außerordentlich alt sein. Schriftsteller, die schon vor mehr als zweitausend Jahren geschrieben, erzählen davon als von einer großen Ruine, wie man heut zu Tage darüber spricht. Auch weiter gegen Süden, wo man sich Nubien nähert, findet man viele merkwürdige Reste der alten Zeit. Es ist klar, daß Egypten in den frühesten Zeiten voll Menschen war, die in glänzenden Städten lebten, und im Besitz von Wissenschaft und Kunst waren, wovon jetzt ein großer Theil verloren ist."

10. Kapitel.

Leo endigt seine Geschichte.

„Doch ich vergesse ja, dir meine eigene Geschichte zu erzählen. Vor einigen Jahren kam ein Mann, Namens Hamet-Pascha, nach Egypten. Er ist der zweite Sohn des verstorbenen Pascha von Tripolis. Der jetzige Pascha, der Joseph heißt, ließ seinen Vater und den ältesten Bruder tödten, und wurde dann selbst Pascha. Da Hamet aber, weil er älter als Joseph ist, ein Recht hatte, seinem Vater in der Regierung zu folgen, so strebte ihm Joseph nach dem Leben. Hamet kannte seine Absicht, und floh nach Egypten. Dort fand er eine günstige Aufnahme; auch wurden Pläne gemacht, seinen Bruder Joseph abzusetzen, und dagegen Hamet an die Spitze der Regierung von Tripolis zu stellen.

„Nun kam ich etwa vor einem halben Jahre im Geheimen nach Tripolis, mit dem Auftrage, als Agent die Sache des Hamet zu betreiben. Da man aber hievon nichts ahnete, so hatte ich in der Stadt überall freien Zutritt, und niemand hegte Argwohn gegen mich. Als man dich aus dem Schiffe ans Land brachte, war ich gerade in der Nähe, sah und erkannte dich. Sogleich nahm ich mir vor, dich wo möglich zu befreien. Deshalb gab ich mir viele Mühe, deinen Verwahrungsort ausfindig zu machen, und dich endlich in Freiheit zu setzen.

„Zuletzt gelang es mir, mittelst einer Strickleiter über die Mauer des Gefängnisses zu steigen, und drei Nächte hinter ein-

ander kam ich an dein kleines Fenster und suchte deine Rettung zu bewerkstelligen. Da sich aber dort nichts machen ließ, so schlich ich einmal zur Nachtzeit, da der Wächter gerade eingeschlafen war, zu der Gefängnißthüre, öffnete das Schloß und befreite dich, wie du weißt. Dann übergab ich dich der Pflege einer Frau aus meiner Heimath, auf deren Vertrauen ich bauen konnte."

„Hierauf war ich fast zwei Monate lang abwesend, und besorgte die Geschäfte, die mir von Tripolis aufgetragen waren. Sobald aber diese Angelegenheiten geordnet waren, holte ich dich aus deiner Verborgenheit, und führte dich an Bord dieses Schiffes, das mich erwartete. Ich segle jetzt nach Egypten, und wenn der Wind so günstig bleibt, so können wir in vier Tagen dort sein. Und ohne Zweifel findest du dann Gelegenheit, mit einem Schiffe in deine Heimath zu reisen."

11. Kapitel.

Peter erzählt, wie Decatur nebst zwanzig Amerikanern das Schiff Philadelphia verbrannt haben.

Der Wind blieb günstig. Während der Fahrt erzählte mir Leo mancherlei Dinge, die mir sehr interessant vorkamen. Bevor ich sie aber euch erzählen kann, muß ich zuerst einige frühere Umstände berühren, damit ihr alles genauer verstehet.

Ihr habt gehört, daß von den Raubstaaten viele Schiffe ausgeschickt wurden, um die Schiffe anderer Nationen zu plündern. Da nun auch aus Amerika viele Handelsschiffe in das mittelländische Meer kamen, so fielen mehrere derselben in die Hände der Seeräuber. Die Mannschaft wurde in Gefängnisse geworfen und auf die grausamste Art mißhandelt. Manche derselben wurden als Sclaven verwendet und mußten mühsame Arbeiten verrichten.

Die Leiden dieser unglücklichen Amerikaner bewogen ihre Regierung, einige Kriegsschiffe auszusenden, und zwar unter dem Befehl des Commodore Prebel. Der Zweck dieser Fahrt war nicht allein, die amerikanischen Schiffe auf dem Mittelmeer zu schützen, sondern auch hauptsächlich die Befreiung der in Gefangenschaft schmachtenden Landsleute zu erwirken. Dies geschah im Jahr 1803.

Eines der amerikanischen Schiffe hieß die Philadelphia, und war befehligt von Kapitän Bainbridge. Eines Tags verfolgte dies Schiff ein tripolitanisches Korsarenschiff bis an den Hafen von Tripolis, fuhr aber unglücklicher Weise auf einen Felsen, so daß es sich nicht mehr flott machen konnte. Die Philadelphia konnte sich nicht mehr retten, und wurde die Beute der Tripolitaner. Die sämmtliche Mannschaft wurde gefangen genommen und in's Gefängniß gebracht. Das Schiff blieb in den Händen der Seeräuber.

Bald war die Philadelphia flott gemacht, und die Tripolitaner gedachten nun, mit diesem Schiffe gegen die amerikanischen Schiffe Krieg zu führen. Da war bei den Ameri-

kanern, die unter dem Commando des Commodore Prebel standen, ein junger Mann Namens Decatur. Dieser befehligte ein kleines Schiff, genannt Enterprise, und war ein kühner junger See-Offizier. Er machte dem Commodore Prebel den Vorschlag, er wolle die Philadelphia in Brand stecken, und dadurch die Tripolitaner verhindern, davon gegen sie Gebrauch zu machen.

Der Commodore Prebel billigte sein Vorhaben. Nun wartete Decatur, bis es Nacht war, dann nahm er etwa zwanzig Mann mit sich, verbarg sie auf dem Boden eines kleinen Schiffes, und segelte zu dem Schiffe Philadelphia. Die Tripolitaner, die am Bord jenes Schiffes waren, sahen wohl das kleine Fahrzeug herannahen, allein sie glaubten, es gehöre zu ihnen, vermutheten daher keine Gefahr, und ließen es ganz nahe kommen.

Plötzlich aber sprang Decatur mit seiner kleinen Mannschaft auf das Verdeck. Fünfzig Tripolitaner befanden sich auf der Philadelphia; diese stellten sich augenblicklich zur Wehre, und ein furchtbarer Kampf begann. Die überraschten Tripolitaner hieben gewaltig um sich mit ihren Säbeln. Gleich ward Decatur entwaffnet und niedergeworfen. Schon hob einer der Tripolitaner seinen Säbel über ihn, und wollte gerade den tödtlichen Hieb führen, als in demselben Augenblick einer von Decatur's Leuten seine Gefahr sah, zwischen die beiden sich stürzte, und den Hieb mit seinem Arm auffing.

Decatur sprang wieder auf, und kämpfte wie ein Löwe. Er war in der That ein tapferer Mann, und eben so seine zwanzig Amerikaner. Die Tripolitaner fielen vor ihnen wie

Gras vor der Sense. Decatur steckte das Schiff in Brand, und keiner der fünfzig Tripolitaner kam mehr ans Ufer.

Hell stiegen die Flammen empor, und weit und breit sah man den Brand. Die Leute aus der Stadt blickten mit Angst und Staunen auf das brennende Schiff, Decatur aber kehrte triumphirend zu den Seinigen zurück.

Dies waren kühne Thaten; aber viele der armen Amerikaner schmachteten noch in der Sclaverei. Und als der Pascha von Tripolis von dem Brande der Philadelphia unterrichtet war, ließ er seinen Zorn an den in seiner Gewalt stehenden Amerikanern auf grausame Weise aus. In Amerika erfuhr man bald darauf, welchen Leiden jene Unglücklichen unterworfen seyen; man sprach allgemein davon mit der wärmsten Theilnahme. Auch legte die amerikanische Regierung dabei nicht die Hände in den Schoos, sondern schickte den General Eaton auf das mittelländische Meer, um dort die Befreiung der gefangenen Landsleute zu bewirken.

Nachdem General Eaton von der Lage Hamet's, von dem ich schon gesprochen, gehört hatte, begab er sich nach Egypten, um ihm einen Besuch abzustatten. Er versprach ihm seinen Beistand zur Entthronung seines Bruders, unter der Bedingung, daß er nach seiner Thronbesteigung die gefangenen Amerikaner frei gebe und in friedliche Verhältnisse mit Amerika trete. Dazu willigte Hamet ein, und General Eaton traf unverzüglich Anstalten zur Vollführung seines Planes.

12. Kapitel.

Peter langt in Egypten an, und zieht mit der Expedition des Generals Eaton durch die Wüste.

Gerade jetzt, sagte Leo, sei General Eatón in Egypten, und werde in wenig Tagen mit einer Anzahl Soldaten aufbrechen, um in das Gebiet des Pascha von Tripolis einen Einfall zu machen. Ich hatte nun Gelegenheit, entweder gleich in die Heimath zurückzukehren, oder mich zu General Eaton's Expedition zu schlagen. Leo meinte aber durchaus, ich sollte das Letztere wählen. Er sagte, der Pascha von Tripolis sei ein grausamer Mensch, er habe seinen eigenen Vater ermordet, und Hamet sei gesetzlich zu dem Throne berechtigt; und hauptsächlich stellte er mir noch vor, daß ich, durch den Beitritt zu des General Eaton's Unternehmen, zur Befreiung der armen amerikanischen Gefangenen beitrage.

Diese Gründe vermochten Vieles über mich, doch beschloß ich noch nicht gleich, Leo's Rath zu befolgen; lieber wollte ich zuvor meine Ankunft in Egypten abwarten, und dort die Sache reiflich erwägen.

Bald darauf langten wir in Alexandrien in Unter-Egypten an. Da fand sich Alles genau so, wie Leo gesagt hatte. Außer dem General Eaton traf ich mehrere amerikanische Seeleute, die im Begriff waren, in einigen Tagen gegen Tripolis aufzubrechen. Ich beschloß, sie zu begleiten. Kaum eine

Woche lang dauerte unser Marsch westwärts, so betraten wir schon das Gebiet des Pascha von Tripolis.

Wir mußten eine große Wüste durchreisen, und deshalb hatte General Eaton über hundert Kameele gemiethet, denen das Gepäck aufgeladen wurde. Amerikaner waren nicht viele bei dem Zuge, und in Allem waren es ungefähr vierhundert Mann. Manche derselben reisten zu Pferd, der größere Theil aber zu Fuß. Auch viele Araber und Mohren befanden sich dabei, und standen unter dem Befehl des Pascha Hamet.

Unser Zug ging achtzig Stunden weit über eine Ebene fort, in der zur Abwechslung blos dürre Sandhügel vorkamen, und nur selten ein Baum oder Strauch.

Nicht eine einzige Menschen-Wohnung zeigte sich auf der ganzen Strecke. Endlich führte uns der Weg durch einige

Araber=Stämme. Diese Leute lebten in Zelten, und hatten eine Anzahl Pferde und Rindvieh. Da wir die ersten Christen waren, die ihnen zu Gesicht kamen, so lachten sie aus vollem Halse, besonders über unsere Kleidung.

Diese Araber hatten ganz dunkle Gesichtsfarbe und trugen Turbane, wie die Türken. Sie waren alle Mahomedaner, und, wie überhaupt die Mahomedaner, hatten sie von den Christen eine schlechte Meinung. Sie glauben, die Christen müssen sämmtlich in einem andern Leben lange Zeit in einem schrecklichen Feuer Strafe ausstehen. Gar gerne hätten sie es gesehen, daß ich ein Mahomedaner geworden wäre. Sie schienen wirklich die Ueberzeugung zu haben, daß ich als Christ einst große Qualen in einer andern Welt zu erdulden hätte.

Bei diesen Leuten sah ich oft Strauße, welche sie jung gefangen und zahm gemacht hatten. Ihr wißt, die Strauße sind die größten Vögel auf Erden. Man findet sie nur in Afrika und einem kleinen Theil von Asien. Sie legen ihre Eier in den Sand, und die Sonnenhitze ist so groß, daß der Vogel nur zur Nachtzeit darauf zu sitzen braucht, um sie auszubrüten. Fliegen können diese Vögel nicht, aber dagegen laufen sie so schnell, oder noch schneller, als ein Pferd.

Die Araber hatten auch schöne Antilopen, Thiere, die aussehen wie Rehe, sehr schüchtern sind, und außerordentlich schnell laufen können. Viele derselben werden von Panthern und Löwen gefangen, die irgendwo im Buschwerk liegen und plötzlich auf sie losspringen, wie die Katzen auf Mäuse.

Je weiter wir auf unserm Zuge vorrückten, desto mehr

zeigten sich die Mühseligkeiten und Beschwerden der Reise. Oft war es unausstehlich heiß, und wir verschmachteten beinahe vor Müdigkeit und Durst. Bisweilen entstand Streit unter den Soldaten, und mehreremal wurde Hamet Pascha sammt seinen Leuten so entmuthigt, daß er vorschlug, den Rückweg einzuschlagen. Allein General Eaton ließ sich durch diese Hindernisse nicht abschrecken; er flößte den Truppen Muth ein, Hamet erfüllte er mit Vertrauen, und überwand Alles durch seine Beharrlichkeit.

Zuletzt gingen uns auch noch die Lebensmittel aus. Wir befanden uns in einer großen Wüste, die durchaus unfruchtbar war. Niemand kam in unsere Nähe, als die wandernden Stämme der Araber, die uns zwar unter Tags nicht belästigten, sich aber zur Nachtzeit in unser Lager schlichen, und uns Pferde stahlen. Einmal waren unsere Leute zerstreut hinausgegangen in allen Richtungen, um sich nach Kräutern und Wurzeln zur Nahrung umzusehen.

Auch ich hatte mich auf den Weg gemacht, in der Hoffnung, etwas Eßbares zu finden. Schon war ich ziemlich entfernt von meinen Gefährten, als ich endlich an einer hügeligen Stelle einiges Gesträuch gewahr wurde. Zwischen den Hügeln fand ich ein Thälchen und einen kleinen Teich. Hier sah es grün und schön aus, während sonst ringsumher Alles wüst und öde war. Solche Stellen in den Wüsten nennt man Oasen.

Wohlan, sobald ich diesen Ort entdeckt hatte, eilte ich hin, und glaubte da etwas Genießbares zu finden. Wie war

ich aber überrascht, als plötzlich aus dem Gebüsch, wie wilde Thiere, vier Männer auf mich losstürzten!

Ich sah, es waren Araber. Ich war ohne alle Waffen, und konnte mich also keineswegs vertheidigen. Jetzt fielen sie über mich her, und fingen schon an, in aller Geschwindigkeit mir die Kleider vom Leibe zu reißen. Den Hut und Rock hatten sie schon, als glücklicher Weise drei oder vier der Unsrigen zu Pferde sich von ferne blicken ließen.

Da fuhren die Araber zusammen, warfen Hut und Rock auf den Boden, und eilten zu ihren Pferden, die sie in dem Gebüsch gelassen hatten. In einem Satz waren sie auf dem Sattel, galoppirten fort über die Sandhügel, und verschwanden schnell, wie die Vögel in der Luft.

Trotz all unserm Suchen fanden wir doch nichts zu essen,

und faßten daher den Entschluß, eines unserer Kameele zu schlachten. Wir thaten es, und das Fleisch schmeckte trefflich. Nun ging's wieder weiter, bis wir in zwei Monaten gegen dreihundert Stunden Wegs durch die Wüste gewandert waren. Endlich kamen wir in eine ziemlich fruchtbare Gegend, und erreichten die Stadt Derne.

13. Kapitel.

Ankunft in Derne. Der Sirocco. Ein Treffen u. s. w.

Derne liegt am Meere, und ist fast so groß als Tripolis. Es gehörte damals dem Pascha von Tripolis, und wurde durch einen Bey beherrscht. Hier gesellten sich zu General Eaton mehrere amerikanische Schiffe, und sogleich wurde ein Angriff auf die Stadt beschlossen. Von der See aus sollte sie von den Schiffen beschossen, und durch General Eaton zu Land mit den Truppen angegriffen werden.

Während dieser Kriegs-Zurüstungen erhob sich eines Tags ein furchtbarer, heißer Wind, der Sirocco genannt. Dieser Wind erfüllte die Luft mit feinem Sande. Der ganze Himmel sah fast kupferfarben aus. Die Thiere schnappten nach Luft. Blätter, Pflanzen und Blumen welkten ab. Es war in der That schrecklich. Ich glühte vor Hitze, und meine Haut war

ganz entzündet. Drei Tage lang hielt dieser Sirocco an. Er ist in den Wüsten von Afrika und Asien nichts Seltenes und wird oft Menschen und Thieren tödtlich.

Nachdem die Zurüstungen beendigt waren, begann der Angriff auf Derne. Die amerikanischen Schiffe feuerten auf die feindlichen Batterien und auf die Stadt. Der Kanonendonner war laut und furchtbar. Zugleich machten unsere Truppen von der Landseite einen Angriff auf die Stadt. Eine große Zahl tripolitanischer Soldaten widersetzte sich uns, und ein hartnäckiger Kampf hatte statt. General Eaton erhielt einen Schuß in die Hand, allein darauf achtete er nicht. Er war immer an unserer Spitze, wo es am heißesten zuging. Wir hatten auch einige Griechen bei uns, die tapfer an unserer Seite fochten. Der Feind mußte endlich weichen; er zog sich zurück, und wir marschirten in die Stadt.

Derne war also eingenommen. Unterdessen hörte Joseph Pascha mit Schrecken von den neuesten Ereignissen. Er befürchtete sogleich, es könnte seinem Bruder Hamet gelingen, ihn vom Throne zu stoßen. Deshalb war ihm sehr darum zu thun, auf's bäldeste mit den Amerikanern Friede zu schließen. Er schickte daher zu Herrn Lear, dem amerikanischen Konsul, und machte Anerbietungen, die gefangenen Amerikaner ohne Verzug frei zu geben, im Fall General Eaton dem Hamet Pascha allen fernern Beistand versagen wollte. Herr Lear gab darauf befriedigende Antwort, und General Eaton mußte somit wieder von Derne abziehen. Bald nachher segelten wir Alle nach Malta, einer Insel im mittelländischen Meere, die

jetzt auch den Engländern gehört. Der arme Hamet Pascha hatte nun keine weitere Hoffnung, nachdem sich seine amerikanischen Alliirten zurückgezogen hatten. Er überließ also seinem grausamen Bruder Joseph die Herrschaft, zog aus dem Lande und begab sich nach Amerika. Auch General Eaton kehrte nach Amerika zurück, und starb einige Jahre nachher. Bei den Amerikanern wird er aber stets im Andenken bleiben als ein Mann von Muth, Kraft und Beharrlichkeit.

Sobald der Vertrag zwischen Herrn Lear und Joseph Pascha abgeschlossen war, wurden in Tripolis alle Gefangene aus Amerika in Freiheit gesetzt. Unter diesen befanden sich auch meine früheren Reisegefährten, die mit mir von den Korsaren im Mittelmeer gefangen genommen wurden. Von ihrem Schicksal hatte ich nichts mehr gehört seit unserer Einkerkerung in Tripolis. Desto größer war nun meine Freude, als ich bei meiner Ankunft in Malta sie wieder alle antraf. Sie hatten während ihrer Gefangenschaft viel zu leiden gehabt, waren aber jetzt ganz glücklich bei dem Gedanken, in die Heimath zurückkehren zu können.

14. Kapitel.

Peter reist nach China. Etwas von Kapitän Riley.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Malta landete an dieser Insel ein großes amerikanisches Schiff, genannt Kien-

Long. Es kam von Smyrna, einer Stadt in Kleinasien am mittelländischen Meer, wo es Opium geholt hatte. Opium ist der Saft von Mohnköpfen, welcher in der Sonne getrocknet, und als eine schlafbringende Arznei gebraucht wird. Mit dieser Ladung wollte das Schiff nach China fahren, und dort dagegen Thee, Seide und andere Waaren eintauschen. Während der Kien-Long in Smyrna war, wüthete dort die Pest. Dies ist eine furchtbare Krankheit, die in allen großen Städten am mittelländischen Meere vorkömmt. Bisweilen sterben daran viele tausend Menschen in einer Stadt im Laufe weniger Monate. Von den Seeleuten, die am Bord dieses Schiffes waren, hatte die Pest in Smyrna auch mehrere weggerafft, und als es in Malta ankam, fehlte es ihm an der nöthigen Mannschaft. Man trug mir die Stelle als zweiter Steuermann an.

Ich nahm sie an, und anstatt in die Heimath zu reisen, wie ich zuerst vorhatte, begab ich mich in einigen Tagen auf eine Reise nach China. Wir fuhren durch die Meerenge von Gibraltar, und segelten westlich längs der nördlichen Küste von Afrika. Bald passirten wir die Kanarien-Inseln und erreichten endlich das Kap Blanco auf der westlichen Küste von Afrika.

Bei diesem Kap litt Kapitän Riley mit seiner Mannschaft im Jahre 1815 Schiffbruch. Er schrieb auch ein Buch, worin er diesen Schiffbruch und überhaupt seine Leiden in Afrika schildert.

15. Kapitel.

Kapitän Riley's Schiffbruch.

Ich will euch jetzt etwas von Kapitän Riley's Abenteuern erzählen, sie sind sehr interessant. Kapitän Riley war in Connecticut in Amerika geboren. Er segelte in dem Schiffe Commerce von Hartford ab uud begab sich nach Gibraltar. Von da steuerte er den Kanarien-Inseln zu. Als er sich aber denselben näherte, wurde die Luft neblig, so daß er nicht mehr genau wußte, wo er war. Er hatte sich getäuscht in seinen Berechnungen, kam über diese Inseln hinaus, und fuhr bis zum Kap Blanco, auf der afrikanischen Küste. Ein heftiger Wind trieb das Fahrzeug schnell dahin gegen das Land zu. Da hörte Kapitän Riley plötzlich ein starkes Geräusch im Wasser. Er erkannte sogleich, daß es Brandungen von verborgenen Felsen im Meere waren, an denen die Wellen gewaltsam anschlugen und sich mit Heftigkeit brachen.

Kaum hatte er aber das Rauschen der Brandungen gehört, so stieß auch schon das Fahrzeug auf die Felsen. Die Wogen erhoben sich rings an dem Schiffe und schlugen mit donnerndem Getöse an dasselbe. Bald brach die See darüber her, und füllte es schnell mit vielem Wasser. Kapitän Riley befürchtete nun jeden Augenblick das Zertrümmern des Schiffes und begab sich daher mit einem Theile der Mannschaft in das Boot, um damit das Ufer zu erreichen, das man in nicht großer Ferne erblickte.

Das Meer war äußerst ungestüm, und das Boot wurde herumgeworfen wie ein Federball. Die Wellen brachen fortwährend darüber her, und bedeckten fast die darin arbeitende Mannschaft. Doch wurde es schnell dem Ufer zu getrieben, nnd lief auf einen sandigen Strand. Ein bedeutender Theil der Leute befand sich noch auf dem großen Schiffe, endlich aber gelang es auch diesen mit großer Anstrengung, an's Land zu kommen.

Da war nun Kapitän Riley sammt seiner Schiffsmannschaft auf der öden Küste von Afrika. Ihr Fahrzeug stand auf Felsen, und sie wußten wohl, daß es dort bald in Trümmer gehen müsse. Auch ihr Boot war in solchem Zustande, daß man sich darin nicht auf das Meer wagen konnte. In dieser höchst bedenklichen Lage bedurfte es der Entschlossenheit und Kraft eines Mannes, wie Kapitän Riley war, um wo möglich einen Ausweg von dieser einsamen Küste zu finden.

Vor Allem errichtete er mit seinen Leuten ein Zelt, um darin sich einigermaßen zu schützen; alsdann fingen sie an,

ihr Boot auszubessern, und wollten dann bei ruhiger See damit fortsegeln, um sich nach einem freundlich gesinnten Schiffe umzusehen, oder vielleicht eine der englischen Niederlassungen zu erreichen, die, wie sie wußten, gegen Süden auf der afrikanischen Küste lagen.

Am Morgen, nachdem sie Schiffbruch gelitten, waren Kapitän Riley und seine Leute überrascht, einige ganz sonderbar aussehende Menschen gegen sie kommen zu sehen; nämlich einen alten Mann mit einem häßlichen Gesichte, und mit

langen, in allen Richtungen hinausstehenden Haaren, und zwei eben so häßliche alte Weiber, nebst mehreren Kindern. Diese Menschen waren fast nackt und sahen wild und böse aus.

Am Ufer lagen allerlei Dinge zerstreut, die aus dem Schiffe hergeschwommen waren. Die Leute fielen sogleich darüber her; sie rissen die Federbetten auf, und zeigten besonderes Vergnügen, als die Federn in die Luft flogen. Sie öffneten einige Pakete, worin seidene Tücher und gestickte Schleier waren, und banden sie um den Kopf, um die Arme und Beine.

Endlich entfernten sie sich wieder. Die Nacht kam heran, und Kapitän Riley und seine Mannschaft schliefen in ihrem Zelt am Ufer des wogenden Meeres.

Des Morgens machten sie sich wieder an die Ausbesserung ihres Bootes. Allein bald kamen auch die Araber wieder. Der alte Mann hatte diesmal eine Lanze, mit der er gegen Kapitän Riley und seine Leute Drohungen machte.

Mit ihm waren auch einige andere, gleichfalls mit Lanzen bewaffnete Araber gekommen. Sie führten eine Anzahl Kameele mit sich, um darauf die Beute fortzuschaffen. Kapitän Riley und die Seinigen hatten keine Waffen zur Vertheidigung und konnten also keinen Widerstand leisten. Sie begaben sich daher in ihr ausgebessertes Boot, und fuhren zu dem Schiffe, welches noch auf den Felsen lag.

16. Kapitel.

Kapitän Riley's Schicksale und Leiden.

Die Araber luden die Beute auf ihre Kameele, und was sie nicht fortschaffen konnten, das zerstörten sie. Dann winkten sie Kapitän Riley, er solle zu ihnen an's Land kommen, und zuletzt ließ er sich auch dazu überreden. Allein kaum war er bei ihnen, so fielen sie mit Dolchen über ihn her, und drohten, ihn zu tödten.

Dies thaten sie aber nur, um ihn zu schrecken. Darauf sagten sie ihm, sie müßten das Geld haben, das im Schiff sei. Nun gab Kapitän Riley seinen Leuten Zeichen, und diese brachten etwa tausend Thaler in einem hölzernen Gefäß, und gaben sie den Arabern. Allein damit waren diese noch nicht zufrieden, sie wollten mehr haben.

Weil man aber ihrem Verlangen nicht entsprechen konnte, so fingen die Drohungen gegen Kapitän Riley auf's Neue an. Einige seiner Leute, die ihn in solcher Lebensgefahr sahen, kamen an's Ufer, um ihm Beistand zu leisten; allein er erkannte deutlich, daß die einzige Sicherheit für ihn in der Flucht bestünde. Er wartete also auf einen günstigen Augenblick, dann entsprang er seinen Feinden, lief dem Strande zu, und stürzte sich in die Wellen. Drei Araber verfolgten ihn. Eine Lanze flog ihm nach, aber im nämlichen Augenblick rauschte eine Welle über seinen Kopf, und die Lanzenspitze wurde von ihm abgewandt. Er rettete sich durch Schwimmen, und erreichte glücklich das Schiff.

Einer der Seinigen war aber noch am Ufer geblieben, und gegen diesen richtete sich nun die Wuth der entrüsteten Wilden. Sie durchbohrten ihn mit einer Lanze, und augenblicklich fiel er todt nieder. Die Lage der armen Seeleute war jetzt schrecklich. Ihre barbarischen Feinde lauerten am Ufer, und hielten sich bereit, sie, sobald sie an's Land kämen, zu ermorden.

Ihr Schiff war an den Felsen durch die stürmischen Wellen so zerschlagen worden, daß das Wasser überall wie durch ein Sieb einströmte. Nichts blieb ihnen daher übrig, als sich in das lecke Boot zu begeben, und hinaus in das bewegte Meer zu stoßen, mit der traurigen Wahrscheinlichkeit, bald ihr Grab in den Wellen zu finden. Und doch wollten sie dies lieber, als sich der Grausamkeit der dortigen Uferbewohner aussetzen.

Nachdem das Boot ausgerüstet war, fuhr Kapitän Riley mit seinen zehn Gefährten von dannen. Anfangs war das Meer

ziemlich ruhig, allein mit einbrechender Nacht erhob sich ein furchtbarer Sturm. Die Gefahr, in der sie jetzt schwebten, ist unbeschreiblich. Ihr Boot hatte noch viele Risse und faßte so viel Wasser, daß alle mit den Hüten, und was sie sonst dazu hatten, dasselbe ausschöpfen mußten. Und trotz aller Anstrengung war es kaum möglich, das völlige Versinken zu verhindern. Die Nacht war sehr dunkel, und sie sahen nichts um sich her, außer wenn die blendenden Blitze ihnen die tobenden Wellen zeigten.

Das Toben des Meeres in einem Sturme ist furchtbar. Es ist schrecklich selbst für solche, die sich auf großen, starken Fahrzeugen befinden, geschweige für Leute in einem offenen Boot, das bei jedem Wellenstoß schwankt und zittert. Sie hatten wirklich keine Hoffnung, je wieder das Land zu erreichen; doch ließen sie in ihrer angestrengtesten Arbeit nicht nach. Mehrere Tage lang dauerte der Sturm. Da ging ihnen auch noch der Vorrath an Lebensmitteln und Wasser aus, und sie hatten Hunger und Durst zu leiden. Kaum hatten sie Wasser genug, ihre trockenen Lippen zu benetzen. Ungekocht verzehrten sie die letzten Reste von geräuchertem Fleisch, und nagten an den Beinen. Ihre Noth nahm immer zu. Endlich, nachdem sie eine Woche lang zur See gewesen, versuchten sie wieder zu landen. Sie näherten sich dem Ufer, und von der Gegenströmung ergriffen, wurden sie hoch auf den Strand getrieben.

Das Ufer bestand aus hohen, steilen Felsen, und unten lief der Strand hin. Darauf legten sie sich bei einbrechender Nacht, und schliefen zum ersten Mal nach den ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren fest bis zum Morgen. Beim Erwachen fühlten sie sich gestärkt. Nun kletterten sie über die Felsen und wander-

ten gegen Osten. Ihre Leiden auf dieser Wanderung waren auch sehr groß. Ich kann euch aber hier nicht Alles erzählen, was ihnen begegnete. Nachdem sie einige Zeit lang gereist waren, kamen sie an die Grenze der großen Wüste. Da trafen sie einen jener Wanderstämme von Arabern an, die mit ihren Kameelen und Heerden durch die Wüste ziehen, sich Weideplätze aufsuchen und alle diejenigen plündern, die ihnen in den Weg kommen. Diese Araber ergriffen Kapitän Riley und seine Leute, rissen ihnen die Kleider vom Leibe und machten sie zu Sclaven.

Dann setzten sie ihren Zug gleich weiter fort gegen Osten, und kamen mitten in die Wüste. Kapitän Riley sammt seinen Gefährten mußten Kameele besteigen; da sie aber von der nöthigen Kleidung entblöst waren, so hatten sie außerordentlich von der großen Hitze auszustehen. Ueberdies erhielten sie zu aller Nah=

rung nichts als Kameel-Milch, und auch davon kaum so viel, um sich kümmerlich das Leben zu fristen. Ihre Lippen glühten vor Durst, und ihre Qualen waren so groß, daß sie lieber gestorben wären, als ferner in solchem Elend zu schmachten.

Zuletzt wurde Kapitän Riley und vier der Seinigen von arabischen Kaufleuten, denen man in der Wüste begegnete, gekauft. Diese Leute zogen nach Marocco, und beabsichtigten, sie dort wieder zu verkaufen. Unterwegs mußten die armen Gefangenen die äußerste Noth, Hunger, Durst und Mühseligkeit erdulden. Nach vielen Abenteuern erreichten sie Marocco.

Da fanden sie einen Engländer, der sie loskaufte und auf die menschenfreundlichste Weise behandelte. Obwohl sie durch ihre vielen Mühseligkeiten und alle Arten von Leiden und Entbehrungen körperlich ganz geschwächt waren, so brachte doch diese unerwartete Sorgfalt und Pflege ihnen bald wieder Gesundheit und Kraft zurück. Kapitän Riley kehrte dann nach Amerika zurück, wo er einen Bericht über seinen Schiffbruch und seine überstandenen Gefahren herausgab. Auch von seinen Leuten fanden die meisten wieder ihre Heimath.

17. Kapitel.

Peter fährt fort in seiner Reisebeschreibung, und erzählt von Mungo Park und andern Reisenden im Innern von Afrika.

Ich hab' euch von Kapitän Riley's Reisebegebenheiten

erzählt, und wenn ihr einen Blick auf die Karte werfen wollt, so könnt ihr seine Wege verfolgen. Es scheint die westliche Küste von Afrika, nördlich von Kap Blanco, nur spärlich von wilden Araber-Stämmen bewohnt zu sein, die sich ein Geschäft daraus machen, Seefahrer, welche auf die dortige Küste verschlagen werden, zu plündern. Auch genügt es ihnen nicht, denselben Hab und Gut zu rauben, sondern sie machen sie zu Sclaven, und behandeln sie mit Grausamkeit und Härte.

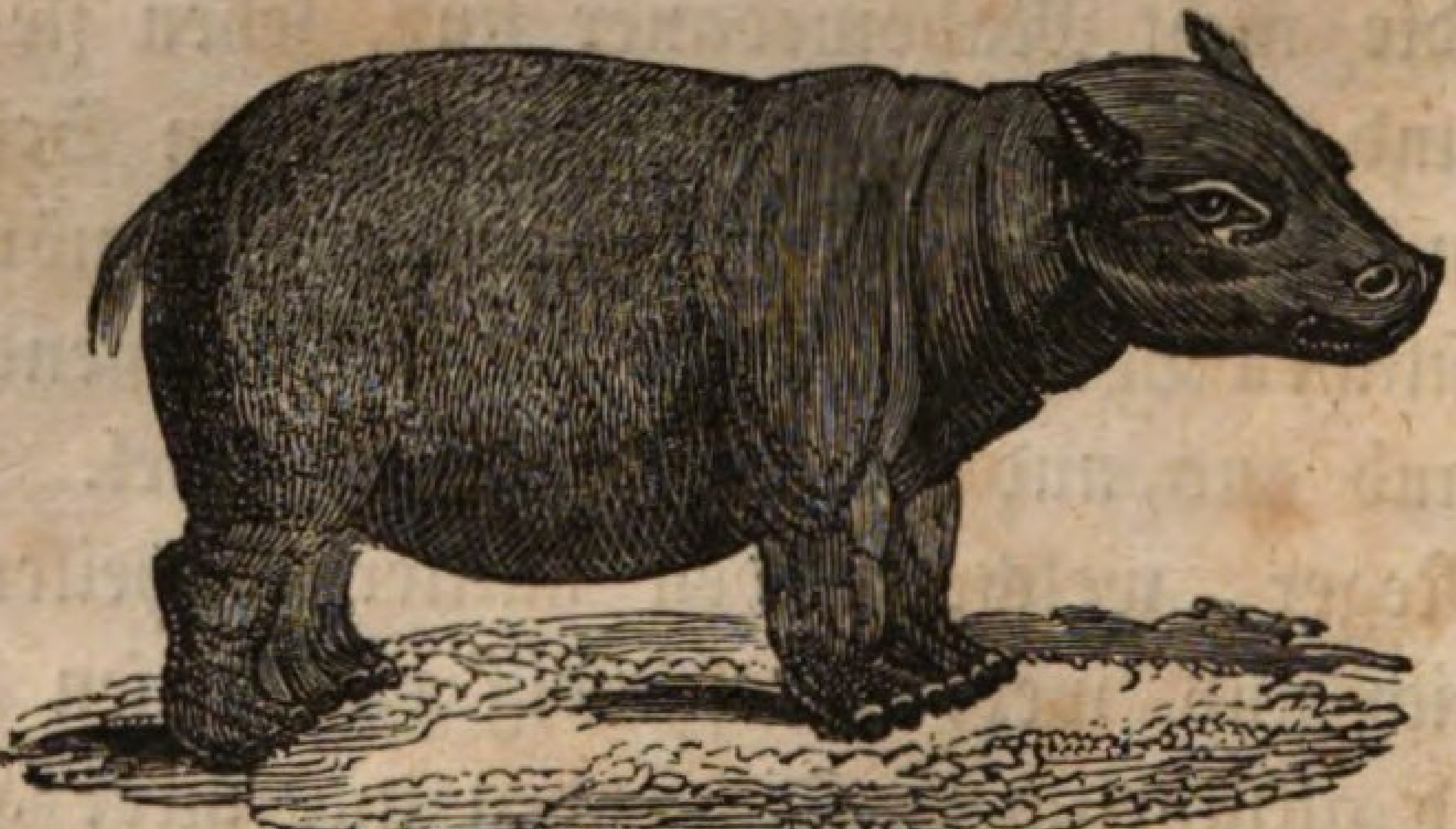
Sonst sind die Araber gutmüthig und gastfreundlich gegen einander; allein für ihre Feinde haben sie keine Schonung. Auf alle, die nicht Mahomedaner sind, sehen sie mit Geringschätzung, und halten sie nur gut genug, um Sclaven zu sein. Von solchen Arabern gibt es eine Menge in den nördlichen, mittlern und östlichen Theilen von Afrika, und meistens gehen sie auf Menschenraub aus und treiben Sclavenhandel.

Die Neger, welche in den mittlern Theilen von Afrika sehr zahlreich sind, werden beständig von diesen Räubern aufgesucht, und alljährlich zu Tausenden aus ihrer Heimath fortgeschleppt, ihren Verwandten und Freunden entrissen, und in ferne Länder entführt. Dort entbehren sie die Freiheit, und müssen für reiche Leute, die sie kaufen, arbeiten. In solchen Ländern leben und sterben sie als Sclaven, ohne je zu erfahren, was aus ihren Kindern oder Freunden geworden ist, ob sie noch lebendig oder todt, ob sie glücklich oder unglücklich sind.

Aber ich muß wieder zu meiner Reise zurückkehren. Wir fuhren längs der Küste von Afrika hin bis in die Nähe des Kap verde oder grünen Vorgebirgs. Etwas westlich von Kap

verde liegen die Inseln des grünen Vorgebirgs. Es sind deren sechzehn an der Zahl, allein mehrere davon sind blos kahle Felsen. St. Jago ist die größte unter ihnen. Zu diesen Inseln kommen viele Schiffe, um Salz zu holen, welches aus Seewasser gewonnen wird, nachdem dieses in der Sonnenhitze verdunstet hat.

Bald passirten wir auch die Mündung des Flusses Gambia. Auf der Karte könnt ihr diesen Fluß finden. Er ist groß und hat ein schmutzig gelbes Wasser, und darin halten sich häufig das sogenannte Flußpferd oder Hippopotamus und un-



geheure Krokodile auf. Auch leben Tausende von Affen an den Ufern des Gambia.

Vor ungefähr fünf und vierzig Jahren fuhr ein berühmter schottischer Reisender diesen Fluß hinauf, und in das Innere des Landes, um zu untersuchen, was für Menschen dort lebten. Sein Name war Mungo Park. Vor jener Zeit kannte man von diesem Theil von Afrika äußerst wenig. Zwar hatten viele Reisende unternommen, das Land auszukundschaften,

allein entweder mußten sie ohne Erfolg zurückkehren, oder sie wurden gar dort ermordet.

M. Park fand die Bewohner aus verschiedenen Neger-stämmen bestehend. Er hatte auf seiner Reise allerlei wunderliche Dinge erlebt. Einst machte er dem Neger-König von Bondou einen Besuch; er überreichte ihm einen Regenschirm und mehrere andere Sachen, die dem König viel Freude machten. Dann bezeigte der König auch sein Wohlgefallen über M. Park's blauen Rock und die glänzenden gelben Knöpfe, und zuletzt verlangte er ihn für sich und versprach, denselben bei allen feierlichen Gelegenheiten zu tragen. Darauf wußte M. Park nichts Besseres zu thun, als den Rock auszuziehen und zu Füßen des Königs zu legen.

M. Park verweilte lange Zeit in diesem Lande, dann reiste er noch einmal den Gambia hinauf, um weitere Nachforschungen anzustellen. Dies war nur ein paar Monate vor meiner Reise nach China. Und gerade damals, als ich längs der Küste segelte, reiste M. Park im Innern des Landes.

Bei dieser zweiten Expedition begleiteten ihn gegen fünfzig Europäer, worunter auch Soldaten waren, deren Hauptgeschäft darin bestand, daß sie ihm den nöthigen Schutz und Beistand leisteten. Er schlug fast wieder dieselben Wege ein, wie zuvor, allein er sowohl, als seine Gefährten, stießen diesmal auf vielfältige Schwierigkeiten und Gefahren. Die Reisenden benahmen sich mit Muth und Beharrlichkeit, und rückten so lange vor, bis theils durch Krankheit, theils aus andern Ursachen, alle das Leben verloren, mit Ausnahme von M. Park und noch vier andern. Diese fünf erreichten eine Stadt, genannt Boussa, etwas weiter gegen Osten als Tombuctu. Als sie in einem Boote ostwärts den Niger hinunter fuhren, wurden sie von den Eingebornen angefallen. Sie vertheidigten sich mit Heldenmuth; drei Tage lang widerstanden sie den Feinden, endlich aber wurden sie durch die Menge überwältigt, und sämmtlich erschlagen.

Also nicht ein *einziger* von der ganzen Expedition konnte sich retten, und ihre traurige Geschichte erzählen. Deswegen blieb ihr Schicksal völlig unbekannt, bis etwa zwanzig Jahre später Kapitän Clapperton, ein anderer englischer Reisender, nach Boussa kam, und dort das unglückliche Ende von M. Park und dessen Gefährten vernahm.

Trotz dem Mißgeschick, welches die meisten Reisenden im Innern von Afrika erfuhren, hatten doch wieder andere Muth, sich in diese Gegenden zu wagen. Vor mehreren Jahren durchkreuzten Major Denham und Kapitän Clapperton, von dem ich schon erzählte, die Wüste von Tripolis nach Bornou. Da kamen sie zu einem großen See, genannt Tschad, auf dem sie ganze Schaaren Vögel antrafen, die so zahm waren, daß sie kaum wegschwammen, als Major Denham sich ihnen näherte.

Von Bornou berichten sie, es sei ein großer, mächtiger Neger-Staat, wo die Soldaten zu Pferd, bevor sie in die Schlacht reiten, Panzerhemden anziehen. Kapitän Clapperton kam westlich bis Sackatu. Er fand das Land, durch welches er reiste, sehr bevölkert, und einen Theil davon recht schön und gut angebaut. Diese beiden Reisenden kehrten glücklich nach England zurück, und veröffentlichten eine höchst interessante Schilderung von Allem, was sie gesehen hatten.

Im Jahre 1825 unternahm Kapitän Clapperton eine zweite Expedition in das Innere von Afrika von der westlichen Küste aus. Zu Wasser begab er sich von England nach Badagry, welches ihr auf der Karte finden werdet. Da landete er, ging nach Boussa, wo er, wie schon gesagt, das Schicksal des schottischen Reisenden M. Park vernahm. Von hier aus kam er nach Sackatu, das er schon einmal besucht hatte. In Sackatu befiel ihn aber eine Krankheit, an der er starb.

Ich befürchte, ihr möchtet nun schon genug gehört haben über Reisende in's Innere von Afrika; allein von einem

muß ich euch doch noch ein paar Worte sagen. Nämlich von einem Franzosen, Namens Caillée. Dieser ist vor einiger Zeit in Tombuctu, einer großen Neger-Stadt, gewesen. Auf der Karte könnt ihr Tombuctu finden. Viele Reisende waren früher bemüht, diesen Ort zu erreichen; aber keinem war es je geglückt, von dort wieder zurück in die Heimath zu kommen, außer Herrn Caillée. Er hat seine interessante Reisebeschreibung durch den Druck veröffentlicht.

18. Kapitel.

Etwas von der Sierra Leone, von Liberia, der Elfenbein-Küste, Gold-Küste, Guinea und von dem Sclavenhandel.

Auf der westlichen Küste von Afrika findet ihr einen Landstrich, Sierra Leone genannt. Hier ist eine Niederlassung der Engländer, hauptsächlich gegründet als eine Zufluchtstätte für Neger-Sclaven, die ihre Freiheit erlangt haben. Ueber zehntausend Sclaven, die frei geworden sind, kamen dahin. Jetzt bildet sich allmählig eine beträchtliche Stadt, Namens Freetown (Freistadt), in der diese Neger ein vergnügtes Leben führen.

Etwas mehr südlich von Sierra Leone ist eine andere Niederlassung, genannt Liberia; diese verdankt ihre Gründung einer wohlthätigen Familie in Amerika. Wie die vorige ist sie auch als Wohnort bestimmt für freigelassene Sclaven und freie Schwarze; besonders aber soll sie ein Asyl sein für Neger aus den vereinigten Staaten.

Noch südlicher als Liberia ist ein Theil von Afrika, welcher die Elfenbein-Küste heißt. In dieser Gegend gibt es große Heerden von Elephanten. Die Zähne der Elephanten liefern aber das Elfenbein, wie ihr wißt. Die Landesbewohner bringen diese Zähne an die Küste, um sie an amerikanische und europäische Handelsleute, die dahin zu Schiffe kommen, zu vertauschen. Dagegen bringen ihnen diese Flinten, Pulver und Blei, Rum und Spielsachen.

Nicht ferne von der Elfenbein-Küste ist die Gold-Küste. Das Gold wird in kleinen Körnern von den Bergen dahin geschwemmt. Die Neger waschen das Gold, das heißt, sie reinigen es von dem Sande, mit dem es vermischt ist, und bringen es an's Land. Dann wird es an die Handelsleute gegen dieselben Waaren, wie das Elfenbein, vertauscht.

Noch weiter gegen Süden ist Guinea. Hier befinden sich verschiedene Negerstämme, und hier wurden die meisten Sclaven geholt, die man nach Amerika gebracht hat. Die Anzahl dieser armen Sclaven, die von hier nach den vereinigten Staaten, nach Westindien und Südamerika verkauft worden sind, muß sich auf viele hunderttausende belaufen. Die Regierung der vereinigten Staaten sowohl, als auch die-

jenige von England und Frankreich bemühten sich längst, diesem grausamen Handel Einhalt zu thun, allein nichts desto weniger befassen sich noch viele Schiffe damit, die Unglücklichen mit Zwang aus ihrer Heimath fort zu führen, und in weit entfernte Länder zu schleppen, aus denen ihnen kein Heimweg mehr offen steht.

Es ist empörend, wenn man an das Elend denkt, welches aus dem Sclavenhandel entstanden ist, der selbst von christlichen Völkern getrieben wurde und leider noch getrieben wird. Als die Häuptlinge der Neger in Afrika bemerkten, daß sie Flinten, Pulver, Rum und allerlei andere Handelsartikel, die ihnen erwünscht sind, für Sclaven erhalten konnten, so verkauften sie manchmal ihre eigenen Unterthanen, noch öfter aber bekriegten sie benachbarte Völkerstämme, machten sie zu Sclaven und verkauften sie. Auf solche Weise bewaffnete der Sclavenhandel die Bewohner von Afrika gegen einander. Unablässige Kriege und fortwährendes Blutvergießen war die Folge. Ganze Strecken Landes, die einst von zahlreichen glücklichen Menschen bevölkert waren, liegen jetzt öde, oder sind nur kümmerlich von armseligen Stämmen bewohnt. Welch' unsäglicher Jammer ist so verursacht worden! Die armen Neger wurden von den Sclavenhändlern aus ihrer Heimath an's Meer geführt und mit Gewalt auf Schiffe gebracht. Dort sperrte man sie in den engen Schiffsraum zusammen und führte sie dann nach Amerika. Wie Viele sind der Heimath und Allem, was ihnen lieb und theuer war, auf diese Weise ent-

rissen und in fremde Länder geschleppt worden, um dort wie Thiere zu arbeiten, zu leiden, und zu sterben!

Und das ist noch nicht Alles. Das Schlimmste ist noch, daß die Sclaverei auch in mehreren christlichen Ländern eingeführt wurde. In den südlichen und westlichen Theilen der vereinigten Staaten gibt es Sclaven in Menge; was nur schwere Arbeit heißt, muß durch sie verrichtet werden. Die weißen Bewohner behandeln sie als eine Waare, und kaufen und verkaufen sie nicht anders, als wie sie mit Pferden oder andern Thieren zu thun pflegen.

19. Kapitel.

Peter erzählt von seiner Reise, und von einem Sturme in der Nähe des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

Ich kehre wieder zu meiner eigenen Geschichte zurück. Unser Schiff setzte seine Reise weiter fort. Wir hatten gutes Wetter und günstigen Wind, und erreichten in einigen Wochen das Vorgebirg der guten Hoffnung. Als wir aber die südliche Spitze von Afrika umfahren hatten, und weiter gegen Osten kamen, überfiel uns plötzlich ein heftiger Sturm. Ich war damals schon oft auf Seereisen gewesen, und hatte schon manchen Sturm erlebt, allein nie zuvor war ich Zeuge eines so gewaltsamen Aufruhrs der Elemente. Das Meer stieg nicht in hohen Wellen, und fiel in tiefe Thäler wie sonst, sondern der Wind hob ganze Massen von Wasser in die Höhe, und streute sie in weißem Schaume auf die Oberfläche der See.

Wir zogen die Segel ein, und kehrten dem Winde nur den Rumpf unseres Schiffes mit seinen Masten und Takelwerk zu. Allein es ward fortgetrieben mit einer Schnelligkeit, als hätte es Flügel. Das Wasser bildete fortwährend eine ganze Schichte über uns her, und das Schiff hing so sehr über, daß die Seite fast gänzlich unter Wasser ging. Mehrere Matrosen wurden von den Masten herab in das Meer geschleudert, und verschwanden auf immer.

Es war eine schreckliche, aber zugleich erhabene Scene. Gegen zwei Tage dauerte der Sturm. Alles ward von dem Kapitän und der Mannschaft versucht, das Schiff zu retten. Da kam aber eine furchtbare Brandung, und warf es völlig auf eine Seite. Die Gefahr war jetzt groß. Der Kapitän ließ aber schnell die Maste kappen, das Schiff richtete sich wieder auf, und kämpfte mit den Wellen. Nun hofften wir neuerdings auf Rettung, obwohl wir kurz zuvor alle Versuche für fruchtlos hielten.

Endlich legte sich der Sturm. Die Wolken vertheilten sich; die Sonne brach hervor, und eine gänzliche Stille herrschte auf den Gewässern. Wir benützten diese Zeit, um die schadhaften Theile des Schiffes auszubessern. Auch errichteten wir unterdessen einen Noth-Mast, zogen ein Segel auf, und sobald sich etwas Wind erhob, steuerten wir der Kap-Stadt, einer englischen Niederlassung auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung, zu. In zwei Tagen langten wir dort an; da brachten wir die Maste wieder in gehörigen Stand, und unternahmen überhaupt die nöthige Schiffs-Reparatur. Während meines Aufenthaltes in der Kap-Stadt konnte ich mancherlei Erkundigungen einziehen über den südlichen Theil von Afrika, wovon ich euch in einem andern Kapitel erzählen werde.

20. Kapitel.

Peter erzählt von der Kap-Kolonie, von den Hottentotten, von verschiedenen wilden Thieren, und von einer sonderbaren Erscheinung im indischen Ocean. Schluß.

Die Kap-Stadt wurde vor vielen Jahren von einigen holländischen Ansiedlern gegründet. Als Eingeborne fanden sie in dem Land eine Race von großen, schlanken, gutmüthigen Negern, Hottentotten genannt.

Die Holländer nahmen ohne weitere Umstände die Ländereien dieser Leute für sich weg, machten einen Theil der Bewohner zu Sclaven, und trieben die übrigen zurück in das innere Land.

Die Kolonie vergrößerte sich, und endlich kam sie in die Hände der Engländer, die seither im Besitze derselben geblieben sind. Die Kap-Stadt ist schon bedeutend, und zählt ungefähr zwanzigtausend Einwohner. Darunter befindet sich jedoch eine beträchtliche Anzahl Neger und Hottentotten, die bis vor Kurzem noch Sclaven waren, und zum Theil grausam behandelt wurden. Die meisten Sclaven waren Mahomedaner, weil ihre eigennützigen Herren nicht wollten, daß sie im Christenthum unterrichtet würden. Uebrigens ist jetzt die Sclaverei in der Kap-Kolonie sowohl, als auch in allen andern englischen Besitzungen abgeschafft.

In der Nähe der Kap-Stadt liegt ein merkwürdiger Berg, der Tafelberg genannt. Er ist oben flach wie ein Tisch, und an einer Seite ist er ganz senkrecht abgeschnitten. Dieser Berg ist viertausend Fuß hoch.

Nördlich von der Kap-Kolonie ist das Land von verschiedenen Hottentotten-Stämmen bewohnt. Mehrere derselben sind wild und roh; aber größtentheils sind sie doch sanft und gutmüthig.

In diesen Gegenden gibt es in großer Zahl Löwen, Elephanten und andere wilde Thiere; auch Giraffen, Zebra und Quagga's, das ist eine Art wilder Esel, die dem Löwen oft zur Beute werden. Bisweilen sieht man große Heerden von Antilopen (bis zehntausend) die Ebenen bedecken. Der Löwe lauert da auf diese Thiere, und springt mit einem Satze aus seinem Hinterhalt auf sie zu. Zuweilen hält er seinen Kopf gegen den Boden, und stößt ein furchtbares Gebrüll aus.

Darüber gerathen die Antilopen in Angst, und laufen in Verwirrung auseinander; und da sie nicht unterscheiden können, woher das schreckliche Gebrüll kömmt, so geschieht es manchmal, daß sie gerade dahin laufen, wo der Löwe verborgen ist, und so seine Beute werden.

Die Landesbewohner sind wegen der vielen Löwen in beständiger Gefahr. Oft, wenn Reisende in ihren Wagen, die gewöhnlich mit mehreren Ochsen bespannt sind, in abgelegenen Gegenden übernachten, werden sie von diesen gefährlichen Thieren überfallen.

Zwar greifen diese den Menschen nicht jedesmal an; allein der Hunger treibt sie oft dazu. So hat mir ein Holländer, Namens Lukas erzählt, er sei im Lande der Hottentotten zu Pferde gereist; da habe er in einiger Entfernung einen Löwen

erblickt, und auch gehofft, er werde ihn passiren lassen; allein statt dessen sei der Löwe wie ein Blitz auf Roß und Reiter losgestürzt. Augenblicklich habe er das Pferd zu Boden gerissen, und mit den furchtbaren Zähnen sich in den Hals eingebissen. Ihm sei es noch gelungen, zu rechter Zeit zu entlaufen, weil der Löwe noch zu sehr mit dem Pferde beschäftigt war, als daß er ihn hätte verfolgen mögen. So habe er sich in ein Haus flüchten und retten können. Einige Zeit nachher wäre er zu jener Stelle zurückgekehrt; da sei der Löwe verschwunden, aber das Pferd bis auf die Knochen verzehrt gewesen.

Auf der östlichen Küste von Afrika, in der Nähe der Kap-Kolonie, wohnen die Kaffern. Sie leben in einer fruchtbaren Gegend, und sollen die schönsten Neger sein, die es gibt. Sie haben kleine Dörfer und ihre Wohnungen bestehen aus kleinen halbrunden Hütten, die mit groben Matten bedeckt sind. Auch besitzen sie große Viehheerden, und finden Vergnügen an der Jagd. Ihr Hauptvergnügen besteht aber in einem steifen, lächerlichen Tanz.

Weiter gegen Norden, längs der östlichen Küste von Afrika, leben noch andere Neger- und mehrere Araber-Stämme; man weiß aber wenig von ihnen.

Nun hab' ich euch so viel von Afrika erzählt, daß ihr vielleicht schon müde seid. Allein für mich ist es ein gar interessanter Welttheil. In früheren Zeiten stellte man uns die Neger immer als eine dumme, niedrige Menschenart vor, die nur als die Sclaven und Diener der übrigen Menschheit betrachtet werden könne. Die heutigen Reisenden hingegen, die

mehr Vertrauen verdienen, geben viel günstigere Berichte von ihnen. Sowohl Denham als auch Clapperton fanden die Neger des Innern von Afrika bei weitem verständiger und gebildeter, als man bisher glaubte. So weiß man auch mit Bestimmtheit, daß die Kaffern und Hottentotten in jeder Hinsicht besser sind, als sie von ihren holländischen Nachbarn geschildert wurden.

Es ist überhaupt nicht unwahrscheinlich, daß die Europäer blos so nachtheilig von den Negern gesprochen haben, um darin gleichsam eine Entschuldigung für ihre barbarische und grausame Behandlung zu finden. Viel schöner wäre es aber, wenn sich alle christlichen Völker mit Herz und Hand vereinigten, um das Licht der Erziehung und wahre Religion unter den unglücklichen Bewohnern von Afrika zu verbreiten.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenhalt in der Kap-Stadt sollte unser Schiff weiter segeln. Wir zogen daher die Segel auf, nahmen Abschied von Afrika, und begaben uns ostwärts auf den weiten indischen Ocean. Unsere Fahrt war glücklich. Eines Tages, als wir still und ruhig dahin fuhren, bemerkten wir vor uns ein großes Ding, welches mitten aus dem Meere sich zu erheben schien. Und als wir näher kamen, erschien es noch größer, und sah fast aus wie der Rücken eines ungeheuern Elephanten. Aber davon hab' ich euch schon früher in meiner Erzählung über Asien gesagt.

Und nun bin ich wieder zu Ende mit meiner Geschichte. Also unterdessen lebt wohl, bis auf baldiges Wiedersehen! —

Karte
von
AMERICA
Nördlicher Polar Kreis
Nord See
Jsland
Grönland
Baffins Bay
Davis Straße
Sclaven See
Hudsons Bay
Labrador
Winipeg See
HUDSONS BAI LÄNDER
Columbia
N. Foundland
Canada
Obere S.
Huron S.
Quebek
Montreal
Boston
New York
Philadelphia
Washington
Balti more
VEREINIGTE NORDAMERICANISCHE STAATEN
Missouri
Missisippi
Ohio Fl.
MEXICO
Colorado
Californien
Rio de Norte
M. B. v. Mexico
Mexico
St. Salvador
St. Georg Jn.
Bermudas In.
Wendekreis des Krebses
DER ATLANTISCHE OCEAN
Azorische Jn.
Canarische Jn.
AFRIKA
Jn. des Grü: Vorgebirgs
Grünes Vorgebirg
WESTINDIEN
Cuba
Haiti
Jamaika
CARAIBISCHES MEER
GUATIMALA
Caracas
Orinoco
St. Fede
Bogota
COLUMBIA
GUIANA
M. B. v. Panama
Gallopagos In.
Chimborasso Bg.
Aequator
Amazonen Strom
Madera
BRASILIEN
PERU
Lima
Bolivia
Paraguay
Araguay
Tocantines
S. Francesco
St. Salvador od: Bahia
Rio de Janeiro
Parana
Asumcao
Wendekreis des Steinboks
CHILI
Rio de la Plata
La Plata
Uruguay
St. Jago
Araucania
Buenos Ayres
Patagonien
Falklands Jn.
Feuerland
C. Horn
DAS STILLE WELT MEER
AUSTRALIEN
240
260
280
300
320
340
0
30
10

Peter Parley's Erzählungen

über

Amerika.

1. Kapitel.

Peter erzählt von sich selbst, von Boston, und von den Indianern.

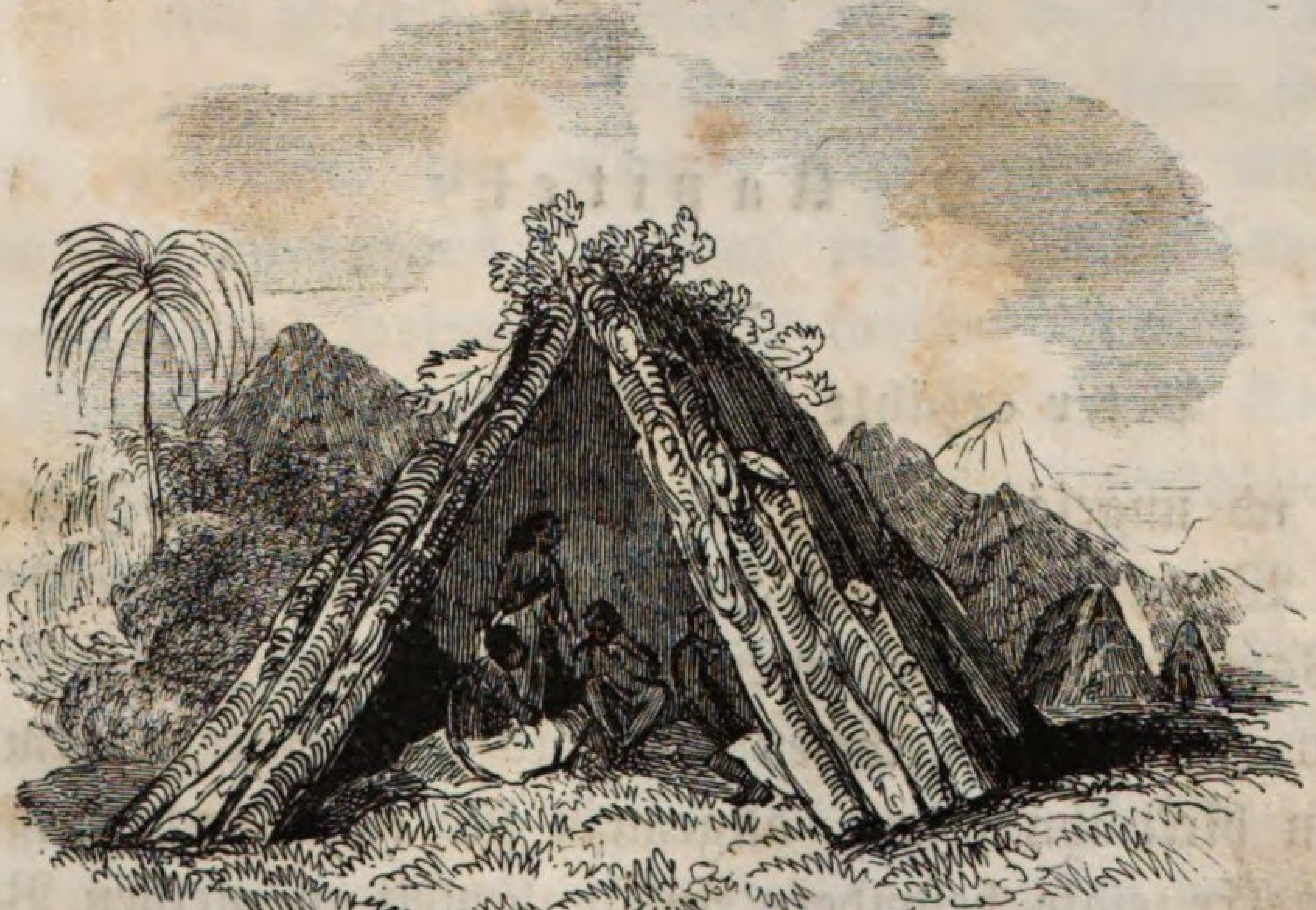
Hier bin ich wieder! Nun sollt ihr weitere Geschichten hören. Ich hab' euch von Europa, von Asien und Afrika erzählt; jetzt will ich euch noch einiges Interessante von Amerika und den rothen Indianern sagen, — Dinge, die ich alle selbst gesehen und gehört habe.

Ich wohne in Boston. Boston ist eine große Stadt, mit vielen Häusern und Straßen, und einer bedeutenden Zahl von Einwohnern. Wo man nur geht und steht, da sieht man in Boston Leute in Kutschen fahren, Leute zu Pferd und zu Fuß in Bewegung nach allen Richtungen. Hier ist eine Ansicht von Boston.

Als ich noch klein war, war Boston nicht halb so groß als es jetzt ist, und jenes große Gebäude, welches auf der Anhöhe steht, wie ihr in dem Bilde sehen könnt, und den Namen Staats-Haus führt, war damals noch nicht gebaut.

Und wißt ihr auch, daß an der Stelle, wo Boston steht, ehemals Alles mit Wald bedeckt war, und daß in jenen Wäldern viele Indianer lebten! Die Indianer pflegten fast ganz nackt zu gehen, ausgenommen im Winter. Ihre Haut ist nicht weiß, wie die unsrige, sondern röthlich, oder kupferfarb. Als ich noch ein Knabe war, hielten sich viele Indianer in der Nähe von Boston auf. Hier sind deren zwei im Bilde dargestellt.

Sie lebten in kleinen Hütten, die aus Baumstämmen zusammengefügt waren, und Wigwams hießen. Hier könnt ihr eine solche Indianer-Wohnung sehen.



Die Indianer waren ganz unwissend; sie konnten weder lesen, noch schreiben; ihre Wigwams waren klein und unbequem, und hatten nicht einmal einen Herd und Kamine. Von Stühlen oder Tischen war keine Rede. Auch fand man bei ihnen weder Bücher, noch Schulen, noch Kirchen. Im Winter trugen sie zuweilen Felle von Bären und Hirschen, die sie mit Bogen und Pfeil, oder auch mit Flinten erlegt hatten.

Heut zu Tage gibt es keine Indianer mehr bei Boston; sie sind fast alle todt, oder haben sich weit gegen Westen über die Berge begeben. Aber, wie gesagt, noch zu meiner Zeit sah man viele in Neuengland, und nach Boston kamen sie häufig, um die Felle von wilden Thieren zu verkaufen, die sie in den Wäldern geschossen hatten.

2. Kapitel.

Peter erzählt seine Begebenheiten.

Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, kam ein Indianer, Namens Wampum, in das Haus meines Vaters in Boston. Dieser Wampum war ehedem ein Häuptling, oder großer Mann, unter den Indianern gewesen, damals aber war er arm.

Man hielt ihn jedoch allgemein für einen rechtschaffenen Indianer. Er zeigte besondere Anhänglichkeit an meinen Vater,

weil er ihm einst das Leben gerettet hatte, als er in den Straßen von Boston von Matrosen angefallen wurde.

Eines Tages bat er meinen Vater, er möchte mich mit ihm in seine Heimath gehen lassen. Er erzählte mir von dem Vergnügen, das sie dort mit der Jagd hätten und andern Dingen. Ich bat meinen Vater um die Erlaubniß, mit ihm ziehen zu dürfen, und endlich gab er die Einwilligung dazu.

Wampum wohnte bei Northampton, am Fuße eines Berges, genannt Holyoak, am Ufer des Flusses Connecticut, etwa vierzig Stunden von Boston.

Jetzt führt eine gute Straße von Boston nach Northampton, und der Postwagen fährt täglich hin. Aber als wir zusammen hinreisten, da war der Weg schlecht, und Postwagen gab es noch keine in ganz Amerika. Wir traten die Reise zu Fuß an. Am zweiten Tag kamen wir in Worcester an. Damals war dies eine kleine Stadt, und hatte keine so schönen Häuser, als jetzt. Am vierten Tage erreichten wir endlich Wampum's Wohnhaus; es war ein kleiner Wigwam, am Fuß des Berges Holyoak. Darin fanden wir seine Frau und drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. Sie kamen heraus, um uns zu begrüßen, und zeigten eine lebhafte Freude, Wampum und mich zu sehen.

Ich war sehr hungrig und müde bei der Ankunft. Die Frau gab uns gebratenes Bärenfleisch und etwas Brod aus zerstoßenem Korne. Wir setzten uns auf den Boden, aßen das Fleisch aus der Hand, denn die Indianer hatten weder Messer,

noch Gabeln, dann legte ich mich auf eine Bärenhaut, und schlief vortrefflich.

Schon ganz früh am folgenden Morgen weckte mich Wampum auf, und sagte, sie gingen jetzt in den Wald, um zu schießen, und ich müsse mitgehen. Ich machte mich also schnell fertig, und ging mit Wampum und seinen beiden Söhnen in den Wald.

3. Kapitel.

Peter erzählt von einer Jagd-Parthie.

Es war ein schöner heller Oktober-Morgen. Die Sonne beschien die Spitze des Berges Tom und Holyoak, beide unweit Northampton. Durch den Wald stiegen wir hinauf zum Holyoak.

Zuletzt kletterten wir auf einen hohen Felsen, von wo aus wir tief unter uns ein schönes Thal übersehen konnten, und mitten darin die kleine Stadt Northampton.

„Siehst du jene Häuser?“ sagte Wampum zu mir. „Als mein Großvater noch ein Knabe war, da stand noch kein einziges Haus, wo du jetzt so viele erblickst. Jenes Thal, welches nun den weißen Menschen gehört, gehörte damals den rothen Menschen“.

„Damals waren die rothen Menschen reich und glücklich;

jetzt aber sind sie arm und elend. Ihnen gehörte damals jener schöne Fluß, den du durch das Thal fließen siehst, und der Connecticut heißt".

„Eben so waren auch diese stattlichen Berge ihr Eigenthum; in diesen Wäldern jagten sie, in jenem Flusse fingen sie Fische, und waren zahlreich und mächtig. Jetzt aber sind sie nur noch in kleiner Zahl und machtlos".

„Wie kam denn dies so?" fragte ich. „Wer hat euch denn eure Ländereien genommen und euch unglücklich gemacht?"

„Das will ich dir alles heute Abend erzählen", sagte Wampum, „wenn wir von der Jagd heim kommen. Aber still! Ich höre ein Eichhörnchen schmatzen, wir müssen ihm nachgehen. Nur still!" sagte Wampum, „und kommt mir nach."

Wir folgten ihm Alle, und sahen bald ein schönes, graues Eichhörnchen in dem Wipfel eines Nußbaumes. Es saß aufrecht auf seinen Hinterbeinen, der Schweif war über seinen Rücken gerollt, und mit den Vorderpfötchen hielt es eine Nuß.

Jetzt winkte Wampum seinem jüngsten Sohne, der sogleich den Bogen spannte und den Pfeil abschoß; allein dieser flog über des Thierchens Rücken, ohne es zu berühren.

Da schoß aber schnell Wampum's älterer Sohn, traf das Eichhörnchen in die Seite, und es fiel todt zur Erde.

Darauf gingen wir still im Walde weiter fort. Aber nicht lange dauerte es, so gab uns Wampum ein Zeichen zum Stillestehen.

„Sieh' dort", sagte er zu mir, „dort oben auf jenem

Felsen!" Ich sah hin, konnte aber nichts entdecken. „Sieh' noch einmal", sagte er. Ich gehorchte, und nun erblickte ich ein Hirschkalb; es stand auf der höchsten Spitze eines Felsens, der über das Thal hinragte.

Es war ein schönes Thier, mit großen schwarzen Augen, leichten Beinen, und hatte eine röthlich-braune Farbe.

Da suchte Wampum einen stärkern Pfeil aus, legte ihn auf, und schnellte ihn zischend durch die Luft. Das Thier war getroffen. Es stürzte vorwärts über den Felsen, und fiel todt viele Fuß tief hinunter, wo es aber die Söhne sogleich fanden. Nun kehrten wir zurück, und trugen das Hirschkalb nach Hause.

4. Kapitel.

Peter erzählt, was Wampum von seinen Voreltern ihm sagte.

Des Abends erinnerte ich Wampum an sein Versprechen, und bat ihn, mir zu erzählen, wie die Indianer ihrer Ländereien beraubt und in's Elend gebracht worden seien. Darauf sagte er mir Folgendes:

„Vor etwa hundert und fünfzig Jahren gab es noch keine weißen Menschen in dieser Gegend; es waren da blos rothe oder Indianer. Ihnen gehörte Alles, was man da sieht; sie

jagten und fischten und wanderten umher, wo es ihnen gefiel.

„Die Wälder waren damals voll von Hirschen und anderm Wilde, und in den Flüssen gab es eine Menge Salmen und andere Fische.

„Da kamen aber die weißen Männer in ihren Schiffen über das Meer. Die rothen Menschen sahen sie, und zeigten sich freundlich. Sie landeten daher, und wurden von den rothen Männern gut aufgenommen.

„Die Weißen bauten aber Häuser, verstärkten sich, vertrieben endlich die Rothen fort in die Wälder, nachdem sie zuvor ihre Ländereien für sich genommen. Ja, sie waren gegen sie so grausam, daß sie ihre Weiber und Kinder tödteten, und ihre Hütten oder Wigwams verbrannten.

„Die Weißen hatten Flinten, die Indianer blos Bogen und Pfeil. Die Rothen vertheidigten sich und tödteten auch viele Weiße, aber die Weißen behielten die Oberhand. Die Besiegten liefen in Verzweiflung in die Wälder, wo sie größtentheils starben, oder auch weit fortzogen über alle Berge. Nur ganz wenige blieben hier, und diese sind nun arm und unglücklich."

Da brach der alte Indianer ab; er sah traurig aus, und auch die beiden Söhne waren betrübt, und ich mußte fast weinen, weil ich erfuhr, daß Wampum so unglücklich war.

5. Kapitel.

Peter erzählt, wie er nach Vermont kam.

Nachdem ich ungefähr eine Woche in Wampum's Hause gewesen, sagte er mir, er werde mit seinem ältern Sohne einen Ausflug machen, um in Vermont, damals Neu-Connecticut genannt, einige Indianer zu besuchen, und wenn es mir gefiele, so möchte ich sie begleiten. Dazu verstand ich mich sehr gerne, denn mir ging nichts über das Herumwandern in den Wäldern und über das Vergnügen auf der Jagd.

Wir brachen also auf, zogen westwärts zu dem Flusse Connecticut bei Northampton, und reisten längs seinen Ufern durch Hatfield, Deerfield und Greenfield.

Der Weg führte uns zu der Stelle, wo heut zu Tag die schöne Stadt Brattelburg steht. Damals war aber noch Alles mit Wald bedeckt, und nur selten konnte man eine Menschen-Wohnung erblicken.

Wenn ihr auf die Karte von Neu-England seht, so werdet ihr unsern Weg leicht finden. Nach dreitägigem Wandern kamen wir zu dem Bellows-Wasserfall, wie er jetzt heißt. Er liegt über vierzig Stunden nordwestlich von Boston, im Staate Vermont.

Dort sieht es wild aus; die Felsen sind hoch und steil, und das Wasser des Connecticut-Flusses schießt mit solcher Gewalt darüber hin, daß es hoch aufschäumt und ein Getöse verursacht wie Donner.

Anfangs wurde mir ganz bange bei dem Sausen und Brausen; das Strudeln und Wirbeln des Wassers machte mich schwindelig, und das Geräusch betäubte mich völlig. Allein nach und nach faßte ich mich wieder, und konnte die große, wilde Natur-Scene nicht genug bewundern.

Wampum sagte mir, daß die Salmen (schöne große Fische) im Frühjahre aus dem Meere den Strom herauf schwimmen, und selbst über den Wasserfall sich hinaufschwingen.

Das muß doch gewiß sehr schwer sein; übrigens ist der Salmen ein starker, kraftvoller Fisch. Und Wampum sagte auch, sie versuchen den Sprung manchmal zwei-, dreimal, bevor es ihnen gelinge, und gerade zu jener Zeit stellen sich auch die Indianer ein, um bei dem Wasserfall Salmen zu stechen.

Kämet ihr jetzt an diesen merkwürdigen Ort, so würdet ihr ein schönes Dorf und eine Brücke dort finden, von der ihr den Fall gerade unter euch betrachten könntet.

6. Kapitel.

Peter erzählt weiter von seinen Begebenheiten in Vermont.

Das indianische Dorf, zu dem wir uns begaben, lag nur noch wenige Stunden westlich von dem Bellows-Wasserfall. Wir verließen den Fall erst gegen Abend, und schlugen einen Waldweg ein.

Nicht lange waren wir gegangen, so erblickten wir einen Bären, der schnurstracks auf uns zu kam. Wampum hatte einen Karabiner bei sich. Diesen nahm er schnell zur Hand, zielte und schoß das Thier auf den Kopf. Der Bär aber war nicht todt, sondern lief wüthend und mit schrecklichem Geheul auf uns zu. Als er aber ganz nahe war, stieß ihm Wampum ein starkes Messer in den Leib, und da stürzte er augenblicklich zusammen.

Bald nachher langten wir in dem indianischen Dorfe an. Es bestand etwa aus zwölf Wigwams, worin dreißig bis vierzig Indianer lebten, die Weiber und Kinder mitgerechnet.

Es war Nacht, als wir ankamen, und es kam mir nicht ganz heimlich vor, mich plötzlich unter so vielen Indianern zu wissen. Auch schien es mir, als sähen sie auf mich mit Unwillen. Aber ich durfte ruhig auf Wampum zählen, und unter seinem Schutze hatte ich nichts zu befürchten.

Ich legte mich sehr müde zu Bette, und schlief fest, bis die Sonne aufging, als ich aufgeschreckt wurde durch lautes Geschrei und Flintenschüsse.

Ich sprang rasch an die Thüre, und sah die Indianer in Eile dem Wald zulaufen, während ein Trupp von etwa zwanzig Soldaten auf sie Feuer gab. Die Indianer waren schnell verschwunden, und die Soldaten steckten die Wigwams in Brand.

7. Kapitel.

Peter erzählt von seiner Rückkunft mit den Soldaten und von andern Dingen.

Die Soldaten schickten sich sogleich zum Rückmarsch nach dem Fort Dummer an, woher sie gekommen waren. Sie konnten erwarten, daß die Indianer sie verfolgen würden, und hielten deßhalb für nothwendig, so schnell als möglich zurückzukehren, um noch vor Nacht das Fort zu erreichen.

Mich nahmen sie mit und marschirten in größter Eile.

Während der Zug durch den Wald ging, fragte mich einer der Soldaten, wie ich denn unter die Indianer gekommen sei. Und nachdem ich ihm die Sache auseinandergesetzt hatte, sagte er, die Indianer seien böse Leute, sie hätten schon viele Weiße getödtet, und zudem hielten sie zu den Franzosen in Canada, die uns damals bekriegten.

Von diesem „französischen Krieg", der vor einigen siebzig Jahren statthatte, will ich euch gelegentlich mehr erzählen.

Wir waren noch nicht weit gekommen, so hörten wir einen Schuß fallen, und eine Kugel über unsere Köpfe pfeifen. Der Wald war hier sehr dicht, und wir merkten nun, daß wir von den Indianern umgeben waren.

Die Soldaten blickten nach allen Seiten hin, allein die listigen Indianer hielten sich hinter den Bäumen verborgen.

Auf einmal wurde aus einem Dickicht herausgeschossen, und einer der Soldaten ward verwundet. Und als ich auf jene Stelle hinsah, so erkannte ich deutlich, daß Wampum aus dem Gebüsch hervorschaute. Aber kaum hatte ich ihn wahrgenommen, so feuerte einer der Soldaten auf ihn, und ich mußte leider Zeuge sein von dem Tode meines alten Beschützers und Freundes.

Nun erhoben die Indianer ein wildes, fürchterliches Geschrei, so daß selbst die Bäume davon erzittern mochten. Die Soldaten dagegen benützten den Augenblick, sich schnell voranzumachen, und erreichten noch denselben Abend das Fort Dummer.

8. Kapitel.

Peter erzählt von Hartfort und vom Flusse Connecticut.

In dem Fort Dummer verweilte ich fünf bis sechs Tage; dann fuhr ich in einem Schiffe auf dem Flusse Connecticut abwärts nach Hartfort. Hartfort liegt dicht an diesem Flusse, und ist heut zu Tag eine schöne Stadt. Damals war es aber nur ein ganz kleines Städtchen. Jetzt befindet sich dort ein

großes Rathhaus, ein Asyl für die armen Taubstummen und ein Irrenhaus. Von all' dem war nichts vorhanden, als ich dort war.

In Hartford bestieg ich die Schaluppe Chenevard und segelte nach New-York, und zwar auf dem Flusse Connecticut, welcher in den Sund von Long Island fällt.

Der Connecticut ist der größte Fluß in Neu-England. Seinen Ursprung hat er in Canada, fließt über einhundertzwanzig Stunden weit, und gehört überhaupt zu den schönsten Flüssen der Welt. Sein Wasser ist ganz klar, und das Land, welches er durchströmt, ist sehr schön und fruchtbar.

In der Nähe von New-York befand sich unsere Schaluppe in großer Gefahr, in Stücke zu gehen; dies war nämlich bei dem sogenannten Höllenthor.

So nennt man einen Wirbel, wo das Wasser so heftig im Kreise herumgetrieben wird, daß nicht selten Schiffe hineingerissen und an den Felsen zerschmettert werden. Wir kamen glücklicher Weise noch davon, und gelangten nach New-York.

9. Kapitel.

Peter erzählt von New-York.

New-York liegt auf einer Insel, an der Mündung des Hudson, und ist die größte Stadt in Amerika. Ihre Einwohnerzahl beträgt zweimalhunderttausend! — New-York ist dreimal so groß als Boston, und das schöne Gebäude, die Stadt-Halle genannt, übertrifft das neue Rathhaus in Boston an Größe.

Zu meiner Zeit war New-York noch klein; doch war es auch damals schon ziemlich bevölkert.

Holländer, die aus Europa kamen, waren die frühsten Bewohner von New-York. Von den Holländern habt ihr unter andern schon gehört, daß sie besonders starke Tabakschmaucher seien.

Jetzt aber findet man in New-York Leute aus allen Gegenden der Welt. Dort sah ich auch zum ersten Mal in meinem Leben Franzosen; diese waren aus Frankreich in Europa gekommen. Die Franzosen sind sehr höflich.

Engländer findet man in großer Zahl nicht nur in New-York, sondern auch in andern Theilen von Amerika. Sie sind von den Amerikanern fast gar nicht unterschieden.

Hier seht ihr eine Abbildung von einem Engländer und einer englischen Dame. Diese kamen aus England.

Hier folgt auch eine Abbildung von Spaniern, Leute, die aus Spanien in Europa kamen. In New=York leben viele Spanier.

Auch mehrere Türken sah ich in New=York; diese hatten lange Bärte, trugen rothe Mäntel, und als Kopfbedeckung trugen sie den Turban. Diese Leute kamen aus der europäischen Türkei.

Sogar Chinesen kamen mir in New=York zu Gesicht. Sie waren aus China gekommen, aus jenem weit entfernten Lande in Asien, woher wir den Thee beziehen. Hier ist ein chinesischer Landkrämer, der Ratten verkauft zu Pasteten.

Nachdem ich mich in New=York ungefähr einen Monat lang aufgehalten hatte, segelte ich mit Kapitän Phillips wieder nach Boston zurück. Wir hatten guten Wind, der uns schnell durch Long Island Sound (Lang Insel Sund) trieb. So heißt nämlich ein Theil des Meeres, welcher zwischen Connec=

ticut und Long Island liegt. Darauf landeten wir in New-Port, einer artigen Stadt im Staate Rhode Island, um dort einige Waaren abzusetzen.

10. Kapitel.

Peter erzählt von Jakob Jenkins und seinen Reise-Abenteuern.

In New-Port traf ich einen jungen Mann an, der ein Paar Jahre älter als ich war, und den ich früher in Boston gekannt hatte. Jakob Jenkins hieß er.

Dieser Jenkins führte ein unstätes Leben, und war damals gerade von einer Reise aus Westindien zurückgekommen. Auf seinem Wege nach Westindien hatte er Charleston besucht.

Charleston ist eine große Stadt in Süd-Carolina (so heißt einer der Vereinigten Staaten), und liegt viele hundert Stunden südlich von Boston. Unter West-Indien versteht man eine große Anzahl Inseln, die zwischen Nord- und Süd-Amerika liegen. Werft ihr einen Blick auf die Karte, so werdet ihr die Lage all' dieser Länder und Städte genau finden.

Jenkins erzählte mir einige sonderbare Geschichten, die

sich mit ihm zugetragen hatten, und ich will euch Einiges davon mittheilen.

Er segelte von New-Port in Rhode Island auf der Brigantine Yankee mit Kapitän Bassett ab. Kaum waren sie einige Tage zur See gewesen, so wurden sie schon von einem großen französischen Schiffe verfolgt.

Die Franzosen führten damals Krieg gegen uns, und hätte ihr Schiff den Zweimaster erreicht, so wäre der Kapitän sammt den Matrosen als Gefangene nach Frankreich geschleppt, und die Waaren wären weggenommen worden.

Deshalb wendete die Mannschaft des Yankee alle Kräfte an, zu entfliehen, das französische Schiff hingegen ließ nicht ab von seiner Verfolgung.

Endlich kam letzteres so nahe heran, daß es auf den Yankee Feuer geben konnte. Die Kanonenkugeln pfiffen durch die Luft, sie flogen durch die Segel, doch wurde niemand beschädigt.

Bei einer wiederholten Abfeuerung von Seiten des französischen Schiffes aber wurden zwei Matrosen dicht neben Jenkins getödtet, und die Gefahr vergrößerte sich zusehends.

Die Franzosen unterhielten ein lebhaftes Feuer, und über und um den Yankee fiel ein beständiger Kugelregen. Doch als gerade die Gefahr am größten war, ging die Sonne unter, und die Nacht unterbrach das Treffen.

Nun benutzte Capitän Bassett diesen Umstand, um zu entfliehen, und am folgenden Morgen war er dem französi-

schen Schiffe aus dem Auge. Zwei Tage darauf landete er glücklich in Charleston.

Jenkins sagte, er sei überrascht gewesen, in Charleston so viele Neger zu finden. Es gibt nämlich dort bei weitem mehr Schwarze als Weiße.

Diese Neger sind Sclaven, und arbeiten für die Weißen, denen sie gehören. Jenkins sah dort solche Neger, Männer, Weiber und Kinder, die öffentlich versteigert wurden, wie man bei uns Waaren veräußert.

Manche Neger, die zufälliger Weise gute Herren haben, sind ganz glücklich; allein diejenigen, welche grausame Herren haben, sind höchst unglücklich.

Nachdem die Brigantine Yankee einen Monat lang in Charleston angehalten hatte, segelte sie nach Cuba ab, welches die größte der westindischen Inseln ist, und kam dort in Bälde an. Westindien bringt besonders viel Zucker hervor. Der Zucker wird aus einer Pflanze gemacht, welche das Zuckerrohr heißt, und fast aussieht wie Wälsch-Korn (türkisches Korn), oder wie Schilfrohr. Das Zuckerrohr wird gemahlen, und dann wird Syrup daraus gezogen. Aus dem Syrup setzt sich dann der Zucker zu Boden. Jenkins war erstaunt, in Cuba noch mehr Neger zu finden, als in Charleston. Doch schienen sie ganz vergnügt und glücklich zu sein. Die Neger tanzen gern. Hier könnt ihr sie tanzen sehen.

11. Kapitel.

Fortsetzung der Reiseabenteuer von Jenkins.

Als einst Jenkins mit zweien seiner Reisegefährten zur Abendzeit an dem Ufer war, wurden ihnen von einem betrunkenen spanischen Soldaten Grobheiten gemacht, und da sie sich dies nicht gefallen ließen, kam es zu einer Schlägerei, in der der Soldat getödtet ward.

Sogleich wurde darauf Jenkins sammt seinen beiden Freunden ergriffen und zur Strafe auf zwei Jahre zur Arbeit in den Bergwerken von Peru in Südamerika verurtheilt.

Dahin wurden sie alsbald transportirt, und mußten ohne Gnade die Zeit ihrer Verurtheilung ausdienen. Da war nun ihre Lage in der That grausam.

In tiefen Gruben mußten sie unter der Erde arbeiten, mußten das Silber-Erz zu Tag fördern, und wurden oft mit äußerster Strenge von ihren Meistern behandelt.

Endlich erhielten sie wieder ihre Freiheit, und reisten dann von Peru nach Brasilien, nämlich von Westen nach Osten in Südamerika.

Auf dieser langen Reise hatte Jenkins gute Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche des Volkes zu beobachten, und die Natur des Landes kennen zu lernen.

Hier seht ihr eine Abbildung von Männern und Frauen aus Peru, nach der Beschreibung von Jenkins.

In Südamerika gab es damals, und gibt noch heut zu Tag, viele wilde Indianer. Zwar haben sie unterdessen Vieles von ihrer Rohheit abgelegt, aber dennoch sind sie jetzt noch in hohem Grade unwissend und böse.

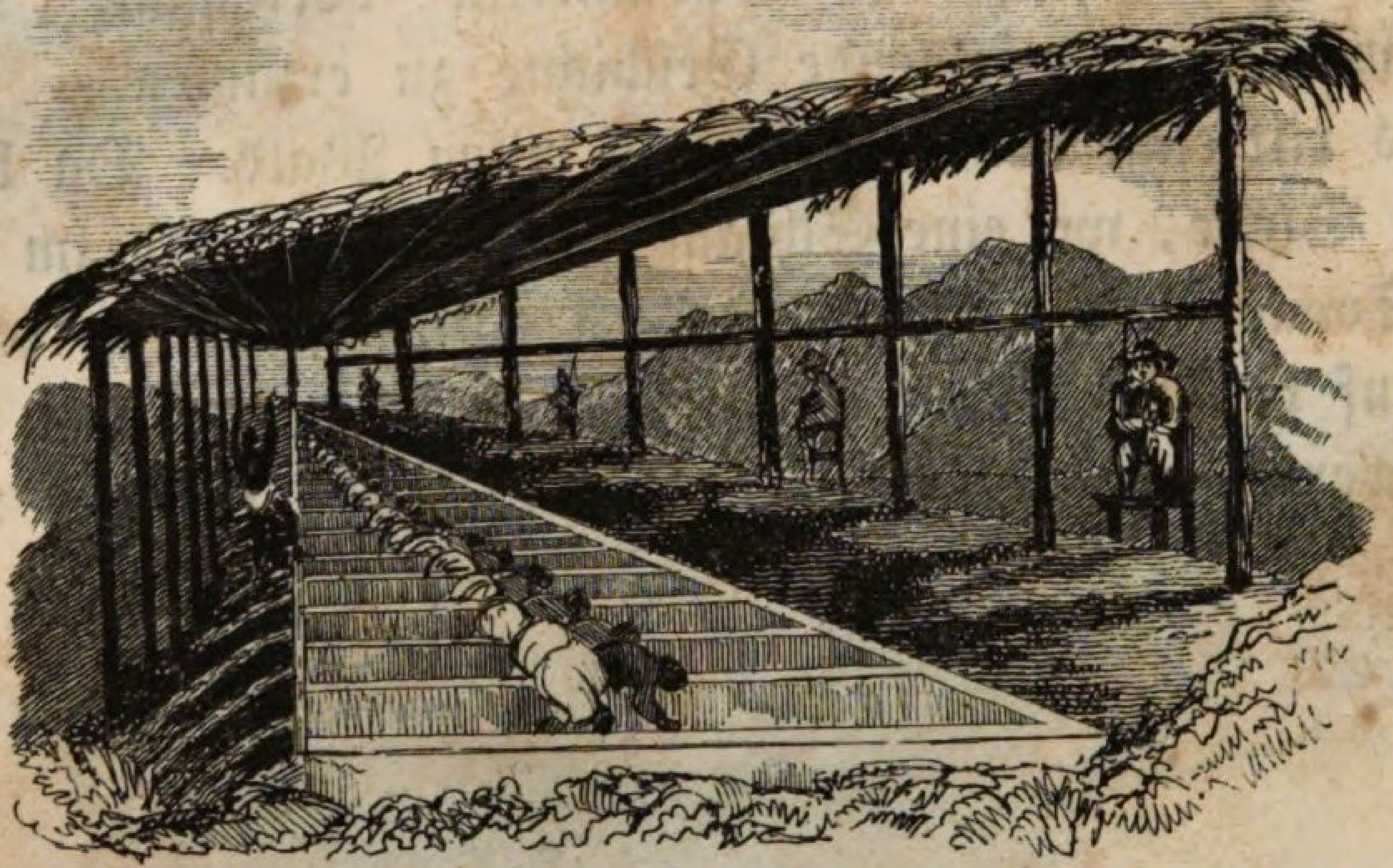
Nichts fällt dem Reisenden in Südamerika so sehr auf, wie die Andes, eine Gebirgskette, die sich von Norden nach Süden durch das Land hin zieht. Die Andes-Gebirge gehören zu den höchsten in der Welt. Die höchste Spitze derselben heißt Chimborasso, und ist zwanzigtausend Fuß hoch.

Einige dieser Berge sind Jahr aus Jahr ein mit Schnee bedeckt, und andere enthalten Feuer, so daß aus deren Gipfel beständig Rauch ausströmt, und zuweilen Flammen und geschmolzene Steine ausgeworfen werden. Solche Berge, wie ihr schon wißt, nennt man Vulkane oder feuerspeiende Berge.

Gewiß habt ihr auch schon von der großen Schlange Anaconda gehört, die in Südamerika vorkömmt. Davon wußte mir Jenkins folgende Geschichte zu erzählen.

Es ritt einst ein Mann durch einen Wald. Da kam er an eine Stelle, wo eine Schlange zusammengerollt im Wege lag. Sowie sie den Reiter bemerkt hatte, schoß sie wie ein Pfeil auf das Pferd zu, und schlang sich um Roß und Mann mit solcher Gewalt, daß beide auf der Stelle erwürgt waren.

Auch werdet ihr schon von den Diamanten, köstlichen Edelsteinen, gehört haben, die dort vorkommen. Diese werden durch Regen von den Bergen gespült und dann im Sande in den Thälern gefunden. Sclaven müssen den Sand waschen oder durchsuchen, um die Diamanten zu bekommen. Hier ist eine Diamanten-Wascherei.



Nach einer langen und mühsamen Fußreise von Peru (welches auf der westlichen Küste von Südamerika liegt) nach Brasilien (auf der östlichen Küste) kam Jenkins mit seinen Gefährten endlich in Rio Janeiro an.

Rio Janeiro ist die Residenz-Stadt des Kaisers von Brasilien. Von da aus schiffte er sich nach Amerika ein, und erreichte ohne weitere Unfälle die Heimath.

---

12. Kapitel.

Peter leidet Schiffbruch.

Nachdem Jenkins seine Geschichte beendigt hatte, begab ich

mich an Bord unseres Zweimasters, und wir segelten dann sogleich nach Boston ab.

Kaum waren wir von dem Hafen zu New-Port in Rhode Island einige Stunden weit entfernt, so fing es an heftig zu schneien, und es erhob sich ein starker Wind.

Dieser Wind wehte von Süd-Ost und daher gegen das Ufer zu. Aus Furcht, wir möchten so auf Felsen getrieben und unser Schiff möchte zertrümmert werden, suchten wir nun uns auf der hohen See zu erhalten. Allein der Wind war zu heftig, als daß wir uns der Segel hätten bedienen können; wir mußten sie herablassen und das Fahrzeug dem Ungestüm der Wellen preisgeben.

Mehrere Stunden lang waren wir in dieser Lage. Unterdessen wurde der Wind immer heftiger. Nie werde ich den Anblick vergessen, welchen damals die See darbot. Die ganze Wassermasse sah schwarz aus wie Dinte; nur die Spitze der Wellen war weiß vom Schaume.

Die Wellen gingen aber furchtbar hoch; zuweilen schlugen mehrere zusammen, und das Wasser spritzte hoch in die Luft; dann öffneten sich wieder plötzlich tiefe Abgründe vor unsern Augen.

Unser Schiff ward umhergeworfen wie ein Ball: jetzt schwebte es auf der Höhe einer Woge; jetzt sank es tief wie in ein Grab; nun erhielt es einen heftigen Stoß von der Seite; dann dröhnte und zitterte es, weil es von beiden Seiten durch zusammendrängende Wellen gepreßt war.

Darüber brach die Nacht an, und mit ihr steigerte sich das Schreckliche unseres Zustandes. Der Sturm wüthete noch lange fort, und steuerlos mußten wir uns dahin treiben lassen.

Wir wußten, daß das Land nicht sehr fern sein konnte, und mußten fürchten, noch vor Morgen zu stranden. Es war eine qualvolle Nacht. Endlich brach die Morgen-Dämmerung an; jedoch zeigte sie uns nur noch deutlicher die große Gefahr, in der wir schwebten.

Das Ufer erschien uns ganz nahe; aber rings mit steilen, zackigen Felsen besetzt, gegen die uns die Gewalt des Windes unaufhaltsam hinzuschleudern drohte. Nun warfen sich einige auf die Kniee, um zu beten; andere erhoben ein Angstgeschrei; ja im Schrecken sprang sogar Jemand über Bord und ertrank.

Schon hörten wir das Knarren der Felsen an dem Schiffsboden. Welch' ein schrecklicher Augenblick! Schon dachte ich, das Schiff müsse in Stücke gehen, und die Wellen würden mich verschlingen; da erfaßte plötzlich eine mächtige Woge unser Fahrzeug, und hob es mit erstaunlicher Schnelle hinauf auf eine Felsenspitze.

Zum Glück fanden wir, daß von da aus andere Felsen zu erreichen waren, und daß wir nun der Todesgefahr entgehen könnten. Wir säumten nicht, und mit unsäglicher Freude entdeckten wir, daß unser Landungsplatz New-Hampshire, etwa 26 Stunden nordöstlich von Boston, war.

Die Heimath wieder zu erreichen, war mir diesmal eine unaussprechliche Freude, und die Verwandten bezeigten sich nicht

weniger erfreut, mich wieder zu sehen. Als ich ihnen aber meine Begebenheiten erzählte, fanden sie dieselben fast unglaublich.

---

13. Kapitel.

Peter erzählt von verschiedenen Dingen.

Ich brauche euch nicht zu sagen, daß ich für die Indianer ein besonderes Interesse faßte. Auch hatte mir Wampum gesagt, daß ehemals ganz Amerika nur von Indianern bewohnt gewesen sei.

Ferner hatte ich durch Wampum erfahren, daß früher die Ländereien ihnen eigen waren, daß sie wohlhabend und glücklich gewesen, und nur durch die Weißen ihrer Güter beraubt und in Armuth und Noth gebracht worden seien. Ich war daher begierig, die Geschichte der Indianer näher kennen zu lernen.

Ich bat also meinen guten Großvater, der mit der Geschichte von Amerika wohl bekannt war, mir ein Weiteres zu erzählen. Alles, was er sagte, fand ich sehr interessant. Doch bevor ich euch dies wieder erzähle, muß ich erst einige andere Dinge berühren.

Die Erde ist rund, wie eine Kugel, das wißt ihr, oder wie der Mond, und die Leute gehen auf deren Oberfläche und um sie herum, gerade wie Fliegen um einen Apfel oder

eine Pomeranze. Der Mond sieht klein aus, weil er so weit entfernt ist; allein in der Wirklichkeit ist er doch eine ganze Welt, mit Bergen, Flüssen und Meeren.

Unsere Welt aber, auf welcher wir leben, bildet zwei große Landstücke, und zwischen beiden befinden sich große Weltmeere, und eines dieser Landstücke heißt Amerika.

Amerika besteht aus zwei großen Theilen, die mittelst eines schmalen Strich Landes zusammenhängen; der nördliche Theil wird Nord-Amerika, und der südliche Süd-Amerika genannt.

Aus Süd-Amerika kömmt fast alles Gold und Silber. Dort war Jenkins in Gefangenschaft, wie ihr euch erinnern werdet, und dort sah er die große Schlange Anaconda.

Entgegengesetzt aber von Amerika ist ein größeres Stück festen Landes und enthält die Welttheile, Europa, Asien und Afrika.

Zwischen diesen Welttheilen und Amerika liegt der atlantische Ocean, das unermeßliche Meer, vielleicht zwölfhundert Stunden breit.

Im Westen von Amerika breitet sich der stille Ocean aus, der eine noch weit größere Ausdehnung hat, als der atlantische, und Amerika von Asien trennt.

Europa ist jener Welttheil, in dem die Engländer, Deutschen, Franzosen, Schweden, Dänen, Ungarn, Italiener, Spanier, Holländer, Russen und andere Nationen leben, von denen ich euch schon erzählt habe. Jetzt aber muß ich euch noch von Columbus erzählen.

14. Kapitel.

Peter erzählt von Columbus.

Vor ungefähr dreihundert Jahren wußte man in Europa noch nicht, daß auf der andern Seite des atlantischen Meeres irgend ein Land wie Amerika existire.

Zu dieser Zeit lebte ein Mann, Namens Columbus. Dieser sagte, er glaube, daß über dem Meere noch ein großes Land zu finden wäre, und wenn man ihm einige Schiffe ausrüsten wolle, so werde er über das Meer segeln und dieses Land aufsuchen. Allein darüber lachte man ihn nur aus.

Endlich aber gelang es Columbus, die damalige Königin von Spanien, Isabella, zu überreden, ihm die nöthigen Geldsummen zu verschaffen, mit denen er einige Schiffe kaufte und sich dann wirklich nach dem neuen Lande einschiffte.

Es ist euch wohl bekannt, daß man heut zu Tag häufig über den atlantischen Ocean von Europa nach Amerika segelt. Man bedient sich nämlich einer Art Schiffe, die Paketboote heißen, und solche Schiffe fahren jede Woche von London und Havre nach New-York und zurück. In neuester Zeit fährt man sogar mit ungeheuer großen Dampfschiffen von England nach New-York.

Diese Schiffe sind sehr groß und stark gebaut, und enthalten sehr schöne Zimmer, die man Cajüten nennt; allein zur Zeit von Columbus, vor mehr als dreihundert Jahren, nämlich im Jahre 1492, oder eintausend vierhundert und zwei

und neunzig Jahre, nachdem Christus geboren ward, da gab es nur kleine, schwache Fahrzeuge, und es war gefährlich, darin zu segeln.

Jedoch Columbus war ein beherzter Mann, der sich von den Gefahren nicht schrecken ließ. Er segelte also ab, und war in Kurzem so weit vom Lande entfernt, daß er nur Himmel und Wasser um sich erblickte.

Viele Tage lang segelte er fort, da erhob sich aber ein Sturm; der Wind wehte schrecklich, und die Wellen stiegen und fielen gewaltig. Die Schiffe wurden furchtbar umhergeworfen, und das Wasser schlug über denselben zusammen, so daß die Matrosen in äußerste Angst geriethen und schon glaubten, sie seien unrettbar verloren.

Sie baten Columbus, mit ihnen zurückzukehren, und drohten sogar, ihn zu tödten, wenn er es nicht thun wolle. Allein Columbus hatte keine Lust, dies zu thun.

Nachdem sie siebzig Tage lang fortgefahren waren, erblickte einer der Matrosen, der sich oben auf den Mastkorb begeben hatte, das Land. Er schrie „Land! Land!“ Columbus hörte dies mit inniger Freude. Dieses Land war Amerika.

Außer den Indianern hatte nie Jemand zuvor es gesehen, noch gewußt, daß es ein solches Land gäbe; Columbus und seine Mannschaft waren die ersten Menschen aus Europa, die Amerika sahen und besuchten.

15. Kapitel.

Die Geschichte von Columbus fortgesetzt.

Bald nachdem sie das Land entdeckt hatten, erreichten sie mit ihren Schiffen das Ufer.

Wie groß war aber Columbus Ueberraschung, als er Leute am Ufer sah, die fast ganz nackt, und von einer röthlichen Kupferfarbe waren! Sie waren weit verschieden von den Menschen, die er bisher gesehen hatte.

Diese Leute waren nun Indianer, so wie Wampum sie gesehen hatte, und wovon ich euch früher erzählte.

Diese Indianer waren eben so sehr erstaunt, den Columbus und seine Schiffe zu erblicken, wie er über sie erstaunt war. Nie hatten sie zuvor einen Weißen, oder ein Schiff gesehen.

Sie schienen gute Leute zu sein, und nahmen Columbus freundlich auf.

Die Stelle, an welcher Columbus zuerst an's Land stieg, war eine Insel in West-Indien, der er den Namen St. Salvador gab. Da fand er allerlei Arten von Früchten, die er nie zuvor gesehen hatte. Nach einer Abwesenheit von sieben Monaten segelte Columbus nach Europa zurück, und langte glücklich zu Palos in Spanien an.

Nun erzählte er den Europäern, was er gesehen hatte; daß er ein neues Land entdeckt habe, welches reich sei an köstlichen Früchten, an Silber und Gold, und daß die Leute dort roth seien.

Diese Nachricht von Columbus erregte in vielen Leuten die Lust, gleichfalls das neue Land, das später Amerika genannt wurde, zu besuchen, um zu sehen, was sie da entdecken könnten, und Früchte und edle Metalle aufzufinden.

So geschah es, daß Europäer in Menge nach Amerika überschifften. Viele derselben waren aber böse und schlechte Menschen, welche die armen Indianer mordeten, ihre Wohnungen zerstörten, das Silber und Gold ihnen raubten, und ihre Ländereien in Besitz nahmen.

Dies war hauptsächlich der Fall in Süd-Amerika und Mexico, welches die Spanier eroberten und dem König von Spanien unterwarfen.

Ich will euch etwas Näheres von diesen Begebenheiten erzählen. Am merkwürdigsten ist wohl die Geschichte der Eroberung von Mexico und Peru.

16. Kapitel.

Die Geschichte von Cortez und Pizarro.

Mexico ist in dem südlichen Theile von Nordamerika. Die Ländereien, die dem Kaiser von Mexico angehörten, waren sehr ausgedehnt. Die Hauptstadt von Mexico lag in einem schönen, breiten Thale, und war eine große, herrliche Stadt. Sie führte gleichfalls den Namen Mexico.

Zur Zeit der Entdeckung von Amerika war diese Stadt in jeder Hinsicht die größte und wichtigste. Sie enthielt viele Tausende von Einwohnern. Auch heut zu Tag existirt Mexico noch und ist ein bedeutender Ort.

Der König von Spanien hatte beschlossen, Mexico zu erobern. Das Volk von Mexico hatte ihn aber auf keine Weise beeinträchtigt, und war ihm nichts schuldig; die Mexicaner waren gutmüthige Leute, allein all' dies half ihnen nichts.

Der Mann, der zur Eroberung von Mexico gewählt wurde, war Ferdinand Cortez, ein grausamer, gewaltthätiger Mann, wie ihr bald hören werdet. Er nahm kaum etwa sechshundert Soldaten mit sich.

Nachdem Cortez schon auf seinem Zuge gegen Mexico den Mexicanern mehrere Schlachten geliefert hatte, näherte er sich endlich dieser Stadt.

Der Kaiser, welcher in jener Zeit regierte, war Montezuma. Er empfing Cortez gastfreundlich, und erzeigte ihm große Ehre. Allein dadurch ließ sich Cortez von seinem Vorhaben nicht abbringen; er brach mit einer Anzahl Soldaten plötzlich in den Palast von Montezuma, ließ ihn ergreifen und wegschleppen.

Bald darauf legte er ihm Fesseln an, und steckte ihn in ein Gefängiß. In solcher Lage schmachtete Montezuma lange Zeit, und hatte schlechte Behandlung zu erdulden.

Da die Mexicaner sich einst gegen Cortez sehr aufgebracht zeigten, so hoffte er, sie dadurch zu besänftigen, daß er ihnen Montezuma vorführte. Allein da endigten sie plötzlich durch Pfeilschüsse sein qualvolles Leben.

Nach dem Tode dieses unglücklichen Fürsten trat dessen Sohn Guatimozin als tapferer Vertheidiger von Mexico auf, und wurde Kaiser.

Doch konnte die Stadt sich nicht lange halten, und mußte sich endlich an Cortez ergeben. So nun wurde Mexico ein Theil der Besitzungen Spaniens.

Auf solche Weise, nämlich durch Unterdrückung und Unterjochung der Schwachen und Hilflosen, vermehrten damals manche Könige ihre Macht und ihren Reichthum, und nannten dies Ruhm.

Ihr sollt gleich noch eine andere ähnliche Geschichte hören: Ein Spanier, Namens Pizarro, entdeckte Peru, ein Land in Süd-Amerika, welches berühmt ist wegen seiner ergiebigen Gold- und Silber-Bergwerke. Es ist dasselbe Land, in dem Jakob Jenkins, von dem ich euch früher erzählt habe, gefangen war.

Nachdem Pizarro dies Land entdeckt hatte, beschloß er sogleich, es zu erobern. Durch List gelang es ihm auch, den Atahualpa, einen der indianischen Häuptlinge, zu seinem Gefangenen zu machen.

Er bot ihm seine Freilassung an, wenn er eine große Summe Goldes bezahlen wollte. Atahualpa bezahlte die Summe; allein der treulose Pizarro ließ ihn verbrennen, anstatt das gegebene Versprechen zu halten. Das ist das Werk von Eroberern!

Darauf setzte Pizarro seine Eroberungspläne fort und unterjochte im Jahre 1532 ganz Peru. Alsdann führte er Gesetze für das Laud ein, und legte den Grund zu der jetzigen Stadt

Lima, die ihr auf der Karte von Süd=Amerika finden könnet. Allein im Jahre 1541 ward er ermordet.

Nun habt ihr Einiges aus der Geschichte von Süd=Amerika vernommen; jetzt will ich euch noch das Merkwürdigste von Nord=Amerika erzählen.

17. Kapitel.

Peter erzählt von den Niederlassungen in Nord=Amerika.

Im Jahre 1607 kam eine Anzahl Engländer nach Virginien, bestehend ungefähr aus hundert Personen. Sie ließen sich am James River (Jakobsflusse) nieder.

Die erste Stadt, die sie bauten, nannten sie Jamestown (Jakobsstadt).

Ich brauche euch nicht erst zu sagen, daß zu jener Zeit nur Indianer in diesem Theile von Nordamerika lebten. Die großen Städte, wie Boston, New=York, Philadelphia und andere, waren damals noch nicht vorhanden.

Endlose Wälder zogen sich durch die ganze Gegend hin, und in diesen Wäldern hausten zahlreiche Stämme von Indianern. Diese Indianer benahmen sich aber feindselig gegen die weißen Menschen, und trachteten ihnen oft nach dem Leben.

So war Kapitän Smith, der zu den Engländern in Jamestown gehörte, einst in einem Boote den Strom hinauf gefahren; da wurde er von den Indianern entdeckt, und sogleich von ihnen ergriffen und vor Powhattan, ihren Häuptling oder Anführer, gebracht.

Powhattan und seine Rathgeber beschlossen, er sollte getödtet werden. Schon ward er vorgeführt und sein Haupt auf einen Stein gelegt. Dann ergriff Powhattan eine Keule, und erhob sie, um den tödtlichen Schlag zu führen.

Doch wie erstaunte er, als seine Tochter, ein schönes indianisches Mädchen, mit einem lauten Schrei zwischen ihn und Smith sich stürzte, um letztern vor der Keule ihres Vaters zu schützen!

Powhattan wurde so gerührt durch das Benehmen seiner guten Tochter, daß er Kapitän Smith frei gab, und ihn am

folgenden Tage unverletzt seinen Freunden in Jamestown zurücksandte.

Ungefähr acht Jahre, nachdem sich die Engländer in Virginien niedergelassen hatten, nämlich im Jahre 1614, kamen einige Holländer aus Europa, und ließen sich auf der Insel New-York nieder. Die Insel hieß damals Manhattan. Daher datirt sich die Gründung der Stadt New-York.

Im Jahr 1620 kamen aus England Leute (Puritaner genannt), nach Plymouth in Massachusetts, und bildeten die erste Niederlassung in Neu-England.

Diese hatten sich hauptsächlich nach Amerika begeben, um dort ungehindert ihre besondere Religion ausüben zu können. Es mochten etwa hundert an der Zahl gewesen sein.

Die Stelle, an der sie landeten, war leer von Indianern, in Folge einer heftigen Krankheit, die dort einige Jahre zuvor geherrscht hatte.

18. Kapitel.

Peter fährt fort, von den Niederlassungen in Nord-Amerika zu erzählen.

Diese Puritaner theilten sich in neunzehn Familien, und jede Familie baute sich ein kleines Haus. In den Wäldern fanden

sie zuweilen Indianer, doch ergriffen diese die Flucht, sobald ihnen die Weißen nahe kamen.

Eines Tages aber trat ein Indianer in ihre Mitte und überraschte sie durch die Begrüßung: „Willkommen, Engländer! Willkommen, Engländer!“

Sein Name war Samoset; er hatte das Englische von einigen Fischern, mit denen er umgegangen war, gelernt. Dieser meinte es gut mit den Engländern und überredete den Masassoit, mit ihm zu kommen und sie zu sehen.

Masassoit war ein großer Häuptling oder indianischer König, und er versprach den Engländern, gegen sie friedlich gesinnt zu bleiben und sie nicht zu belästigen.

Ich habe euch nun von den drei ersten Niederlassungen in Nord-Amerika erzählt, von Virginien, New-York und Neu-England. Diese Niederlassungen nannte man Kolonien.

Die Leute in den Kolonien hatten mit vielerlei Beschwerden zu kämpfen; bald wurden sie von verheerenden Krankheiten heimgesucht; bald wurde ihnen die reife Korn-Saat abgeschnitten und es traf sie Hungersnoth; bald waren sie verwickelt in das Ungemach des Krieges mit den Indianern. Allein trotz all' dieser Betrübnisse kamen doch die Kolonien in Flor und wurden dazu noch neue errichtet.

Im Jahre 1621 wurde die erste Niederlassung in Delaware gegründet, und zwar durch Schweden und Finnländer.

Im Jahr 1634 sandte ein englischer Edelmann, Lord Baltimore, eine Kolonie von Katholiken aus, die sich in Maryland niederließen.

Im Jahre 1681 gründete William Penn, ein Quäker, eine Niederlassung von Quäkern in dem heutigen Pennsylvanien.

So ward nun, wie ihr sehet, innerhalb weniger Jahre nach der Niederlassung in Virginien ein großer Theil der jetzigen Vereinigten Staaten bevölkert, und nachdem der Grund einmal gelegt war, trat bald ein Zustand der Blüthe und des Wachsthums ein, wie dies kaum in irgend einem andern Lande je bekannt war.

19. Kapitel.

Peter erzählt von dem ehemaligen Zustande von Nord-Amerika und von dem alten französischen Kriege.

Ihr werdet wohl begreifen, daß die Lage und Verhältnisse der früheren Bewohner von Nord-Amerika ganz anders waren, als wir sie heute finden. Werfet ihr einen Blick auf eine große Karte, so seht ihr sie angefüllt mit den Namen von Städten und in jeder Richtung von Straßen durchzogen.

Vor etwa hundertundfünfzig Jahren waren nur ganz wenige dieser Städte vorhanden, und der Grund, auf dem sie jetzt stehen, war bedeckt mit Wäldern.

Sähet ihr euch aber jetzt im Lande um, so würdet ihr schöne Häuser, Gärten, Wiesen und Fruchtfelder erblicken.

Damals hingegen boten diese Strecken nur den Anblick einer großen Wildniß dar.

Heut zu Tag findet ihr da Postwagen, Eisenbahnen und Dampfschiffe, die euch rasch von einem Ende des Landes zum andern bringen.

Damals gab es noch keine Straßen, oder nur sehr schlechte, und beim Reisen war man in Gefahr, von den Indianern angefallen oder von wilden Thieren zerrissen zu werden.

Nun werdet ihr begreifen, daß unsere Lage um Vieles besser ist, als die unserer Vorfahren. Und wie meint ihr wohl, daß eine solche Veränderung, wie wir eben bemerkt, und wofür wir unsern Vätern so viel Dank schuldig sind, endlich zu Stande gebracht ward?

Wie wurden die Wälder gelichtet und die fruchtbaren Felder umgeschaffen? Wie erhoben sich große und prächtige Städte? Wie wurden brauchbare und schöne Straßen gebaut? Wie vertrieb man die reißenden Thiere? Wie wurden die Indianer über die Berge zurückgedrängt? Wie, endlich, ward eine Wildniß in ein lachendes, glückliches Land verwandelt?

Alle diese Fragen zu beantworten, wäre ein langes Geschäft für mich; ich beschränke mich daher, euch für diesmal nur so viel zu sagen, daß dieser große und glückliche Wechsel die Frucht ist des Fleißes, des Muthes und der Tapferkeit unserer Väter.

Doch ihr müßt selbst so bald als möglich die Geschichte von Amerika lesen; ihr werdet sie gewiß sehr anziehend finden.

Ich übergehe nun einen langen Zeitraum, während welchem Amerika zunahm an Bevölkerung und Macht, und komme jetzt auf das Jahr 1756. In diese Periode fällt ein merkwürdiger Krieg, welcher der alte französische Krieg genannt wird.

Ihr erinnert euch, daß Amerika von Engländern bevölkert wurde und daß es zu England gehörte. Die Franzosen hatten aber einige Kolonien in Canada, im Norden, und längs den Flüssen Missisipi und Ohio, im Westen errichtet, während die Engländer sich längs der Küste des atlantischen Meeres festgesetzt hatten.

So kam es denn, daß Frankreich und England sich zu bekriegen anfingen. Unter Völkern aber, die sich feindlich gegenüber stehen, ist es gewöhnlich, daß sie einander so viel als möglich zuwider handeln und daß sie, wo möglich, einander zu besiegen und sich die Ländereien wegzunehmen suchen.

Und zu solchem Zwecke tragen ihre Soldaten kein Bedenken, die Leute zu tödten, die Häuser niederzubrennen und das Eigenthum der Bekriegten zu zerstören.

Da nun die Haupt-Niederlassungen oder Kolonien in Nord-Amerika zu England gehörten, so trachteten natürlich die Franzosen darnach, denselben auf verschiedene Weise Schaden zuzufügen und sie endlich für sich zu erobern. Dagegen suchten die Engländer ihrer Seits, den französischen Kolonien in Canada und längs dem Ohio und Missisipi Nachtheil zu bringen und sich derselben zu bemeistern.

20. Kapitel.

Peter erzählt weiter von dem alten französischen Kriege.

Als der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, kamen die Völker der französischen und englischen Kolonien mit einander in Kampf.

Die Franzosen riefen eine große Anzahl Indianer zu Hilfe, welche von Rache gegen die Engländer glühten, weil diese ihre Länder in Besitz genommen hatten; und deßhalb begingen sie gegen die Letzteren die grausamsten und abscheulichsten Thaten. Ohne

Erbarmen erschlugen sie alle Engländer, die ihnen in die Hände fielen; selbst wehrlose Frauen und Kinder verschonten sie nicht, wie ihr auf unserm Bilde sehet.

Doch von diesen Grausamkeiten will ich euch jetzt nicht mehr erzählen; ich will euch nur die Einnahme von Quebec beschreiben, welches das merkwürdigste Ereigniß dieses Krieges war. Die Stadt Quebec war die Hauptstadt der französischen Niederlassungen in Canada, und ist jetzt eine große Stadt,

die den Engländern gehört. Sie war stark befestigt und wurde durch eine große Armee vertheidigt unter dem Befehle eines tapfern französischen Generals Namens Montcalm.

Allein General Wolf, der Befehlshaber der englischen Armee, war ein äußerst kühner Mann, und er beschloß, sie zu überfallen.

Die französische Armee, die sehr zahlreich war, besetzte die Schanzen und die Festungswerke in und außerhalb Quebec.

Nahe bei der Stadt befand sich eine bedeutende Anhöhe,

genannt die Abraham's-Höhe. Nachdem General Wolf mehrere erfolglose Angriffe auf die Franzosen gemacht hatte, beschloß er, wo möglich seine Armee auf diese Anhöhe zu ziehen. In der Nacht erstiegen seine Soldaten den Berg und waren am folgenden Morgen zum Kampfe gerüstet.

Das Gefecht begann um zehn Uhr. Ihr habt noch nie eine Schlacht gesehen und könnt euch daher schwerlich vorstellen, wie es dabei zugeht. Da sind nämlich Tausende von Soldaten in zwei große Hälften getheilt; sie sind bewaffnet mit Säbeln und Flinten, und führen Kanonen mit sich.

Dann nähern sich die beiden Armeen einander, und das Gefecht beginnt. Die Flinten werden abgefeuert und die Kanonen gelöst.

Der ganze Kriegsschauplatz überzieht sich mit einer Wolke von dickem Rauch, durch welchen man tausend Blitze wahrnimmt, und aus welchem fortwährend ein bedeutender Lärm dringt. Von Zeit zu Zeit gibt es eine kurze Pause; die Rauchwolke hebt sich langsam in die Luft, und man sieht das Schlachtfeld bedeckt mit Sterbenden und Todten.

Dann beginnt der Kampf auf's Neue; der Rauch verbreitet sich wieder über das Heer, und wieder hört man den Donner des Geschützes.

So war es auch bei der Schlacht auf der Abraham's-Höhe. Die Franzosen stürmten tapfer auf die Engländer ein, allein sie wurden von diesen zu Hunderten niedergehauen. Wiederholte Male erneuerten sie den Angriff, aber stets

vergebens; die Engländer behaupteten ihren Standpunkt, und die Franzosen wurden geschlagen und zur Flucht genöthigt.

Der tapfere General Wolf ward verwundet und starb

auf dem Schlachtfeld. Montcalm, der französische General, erhielt auch eine schwere Wunde und mußte bald darauf sterben.

Der Sieg war auf der Seite der Engländer. Tausend Franzosen blieben auf dem Schlachtfeld, und tausend wurden zu Gefangenen gemacht. Den fünften Tag nach dem Siege wurde Quebec

an die Engländer übergeben, und seitdem ist es in ihrer Hand.

Während diesem Kriege und kurz nach der Uebergabe von Quebec bemächtigten sich die Engländer auch der Stadt Montreal und anderer französischen Besitzungen in Canada, die nun seit jener Zeit den Engländern gehören.

21. Kapitel.

Peter erzählt von dem Kriege der Amerikaner mit England, und von seinen sonderbaren Begebnissen unter den Indianern.

Später, im Jahr 1776, geriethen die Bewohner der englischen Niederlassungen in Nordamerika in Streit mit der englischen Regierung. Daraus entstand ein blutiger Krieg, welcher acht Jahre lang währte. Die früheren englischen Kolonien trennten sich dann von England und bildeten ein eigenes Reich unter dem Namen: Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Ich kann euch hier nicht von allen Schlachten erzählen, die während dieses blutigen Krieges geschlagen wurden, dagegen will ich euch eine interessante Geschichte mittheilen, die mir selbst begegnete.

Jenkins und ich wir waren in einem kleinen Fort im Staate New-York, am Ufer des See's Ontario, stationirt.

Wir entschlossen uns, ein Detachement zu begleiten, das unter General Gates sich zu dem amerikanischen Heere ver-

fügte, welch' letzteres damals bei Saratoga stand und in Bälde mit einer großen britischen Armee, die unter General Burgoyne von Canada vorrückte, zusammentreffen sollte.

Der Marsch ward angetreten. Das Detachement bestand ungefähr aus sechzig Mann. Am zweiten Tag nach unserem Abmarsch kamen wir auf eine Art Kriegs=Straße, die durch den Wald gehauen war; da wurden wir plötzlich durch einen Musketenschuß aus dem nahen Dickicht aufgeschreckt.

Die Sonne war kurz zuvor untergegangen, und die Nacht brach an. Wir konnten daher niemand im Gehölze erblicken, und dachten auch keineswegs daran, daß ein Feind in der Nähe sein könnte. Doch zweifelten wir nicht, daß der Schuß von Indianern herkomme, die im Walde lauerten und uns zu überfallen trachteten.

Es traf sich gerade, daß Jenkins und ich etwas hinter den Uebrigen gingen. So wie der Schuß gefallen war, hielt Jenkins inne und deckte mit der Hand schnell seine Seite. Ich lief auf ihn zu — er war von der Kugel getroffen. Seinen Fall konnte ich nicht mehr hindern!

Ich faßte ihn um den Leib und erhob seinen Kopf. Da rief er aus: „ich bin verwundet und ich muß sterben, verlaß mich! Wir sind von Indianern umzingelt; die nächste Kugel kann dich treffen; eile zu dem Trupp und rette dich!"

Ich hatte nicht mehr Zeit zu antworten, denn in demselben Augenblicke sprangen vier Indianer aus dem Gebüsch hervor, ergriffen mich und schleppten mich von dannen. Zum Widerstand hatte ich auch keine Zeit, Alles war geschehen,

bevor ich mich dessen versah. Zwar wehrte ich mich ein wenig, um die Kraft meiner Ergreifer zu prüfen; allein ich merkte gleich, daß mich auf jeder Seite zwei starke Männer festhielten. Es war Nacht, und ich konnte nur unterscheiden, daß es Wilde waren und daß sie mit mir durch einen hochstämmigen Wald eilten. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde lang gegangen waren, hielt man an und band mir die Hände auf den Rücken.

Darauf eilten sie wieder mit mir davon, wie zuvor, und zuweilen trieben sie mich noch mit unsanften Stößen vorwärts. So ging es ungefähr eine Stunde lang fort; dann hielt man wieder an.

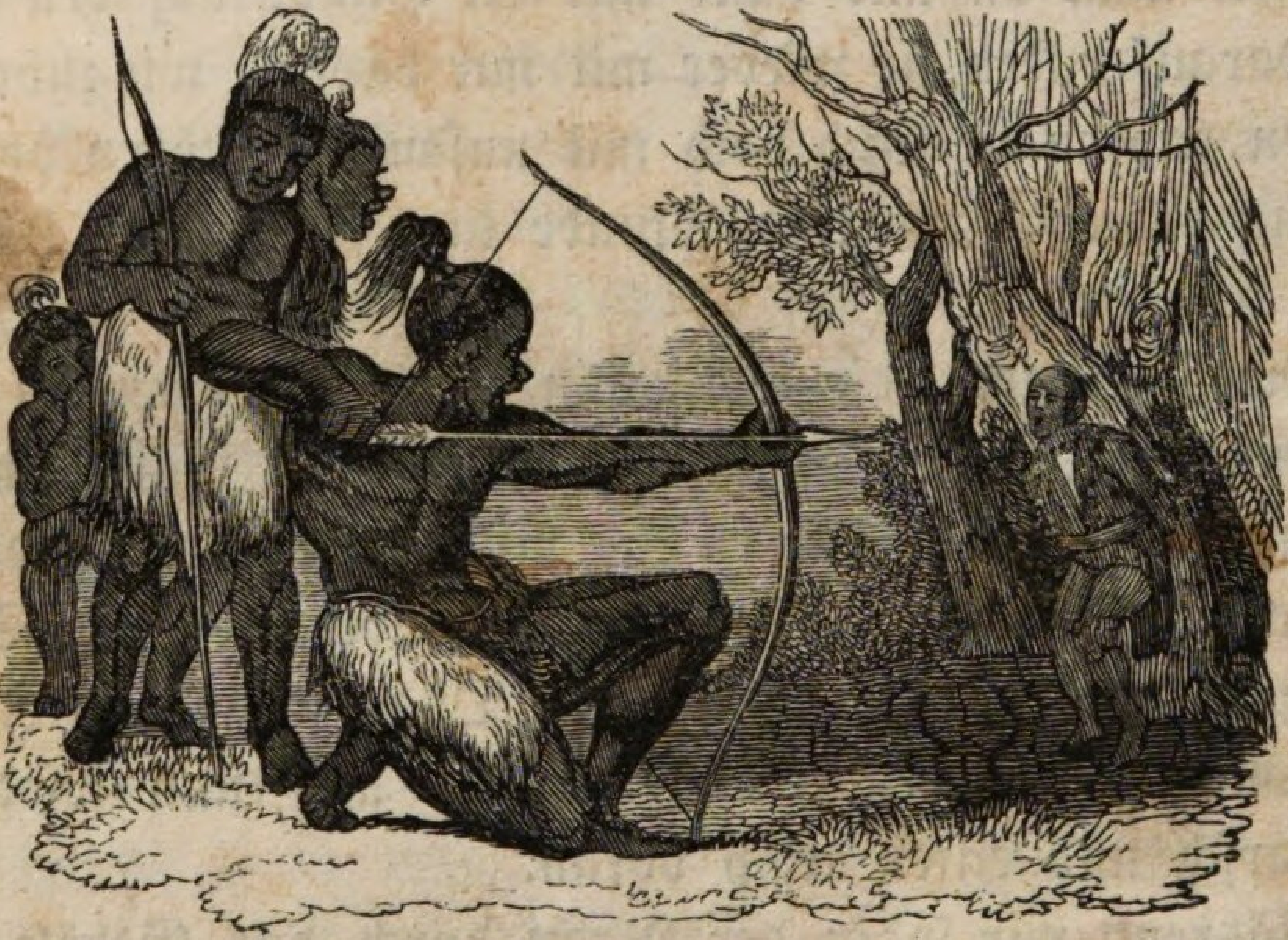
Die Indianer, die bis dahin ganz still gewesen waren, fingen nun an, mit einander zu sprechen. Nach einer anscheinenden Berathung ließen sie mich niedersitzen und setzten sich auch selbst nieder. Wohl brachten wir etwa zwei Stunden in dieser Lage zu, bis endlich ein Dutzend andere Indianer dazu kamen. Mit jenen machten wir uns nun wieder auf den Marsch und eilten rasch voran.

Während wir so in der Nacht durch das Gehölz fortzogen und ich die Hände rückwärts gebunden hatte, war es mir äußerst mühsam, mit den Indianern Schritt zu halten, und so wie ich etwas zurückblieb, mußte ich einige Hiebe verspüren.

Endlich fing der Morgen an zu grauen, und wir machten Halt. Die Indianer hatten bis dahin nur in ihrer Sprache gesprochen, nun stellten sie aber ein paar Fragen in englischer Sprache an mich. Dagegen fragte auch ich sie Einiges, erhielt aber keine Antwort. Nur so viel erfuhr ich in

Bezug auf mein Schicksal, daß ich dem Urtheilsspruche ihres Häuptlings, der am folgenden Tag ankommen sollte, unterworfen werde.

Mittler Weile banden sie mich an einen Baum, und zu meiner nicht geringen Qual und Beängstigung übten sich mehrere junge Indianer im Pfeilschießen an mir.



22. Kapitel.

Peter fährt fort in der Erzählung seiner Abenteuer.

Mehrere Pfeile kamen mir ganz nahe und einer oder zwei derselben trafen mich wirklich und verwundeten mich, doch nicht sehr gefährlich.

Als ich von den Pfeilen getroffen ward, erhoben die Indianer ein lautes Gelächter, und mein Jammer schien ihnen große Unterhaltung zu gewähren.

Ich wäre in Verzweiflung gerathen und hätte mich durchaus als verloren betrachtet, wäre ich nicht schon vorher oft in großer Gefahr gewesen, aus der ich stets wieder glücklich entkommen. Auch hatte ich gefunden, daß die Gefahren durch muthvolles Entgegentreten sich zu verringern schienen, und daß standhaft ertragene Leiden gewöhnlich gemildert würden oder gar verschwänden. Zudem setzte ich mein Vertrauen auf Gott und hielt mich überzeugt, daß die gütige Vorsehung mich erretten würde. So erduldete ich die Verwundungen der Indianer-Pfeile mit Standhaftigkeit und sah mit Verachtung und Mitleid auf die Elenden, die sich an meinem Unglück ergötzen konnten.

Endlich schienen sie ihres grausamen Scherzes müde zu sein, ließen mich angebunden an dem Baume zurück und begaben sich zu ihrer Mahlzeit. Als sie damit fertig waren, boten sie mir ein Stück geröstetes Hirschfleisch an; allein ich war zu fest gebunden, als daß ich hätte essen können. Dann banden sie mich los; da waren aber meine Hände so aufgeschwollen, daß ich sie fast gar nicht gebrauchen konnte. Doch aß ich ein wenig von dem Fleische, denn ich war sehr hungrig.

Nun wurde es wieder Nacht. Ich hatte schon den Entschluß gefaßt, wo möglich während der Nacht zu entspringen.

Auf den nächsten Morgen wurde der Häuptling erwartet, und soviel ich von den Indianern erfahren konnte, sollte

ich wahrscheinlich nach seiner Ankunft verbrannt werden, wenn mir nicht zuvor die Flucht gelänge.

Natürlich harrte ich nun auf die erste Gelegenheit, die sich für mein Entweichen darbieten sollte. Der Ort, wo wir uns befanden, war ein hohes, felsiges Ufer an einem kleinen Flusse. Ich hoffte, mich wo möglich ganz im Stillen, wenn Alles im Schlaf wäre, davon zu machen. Sollte sich aber dies nicht thun lassen, so wollte ich meinen Wächtern plötzlich entspringen, und über die Felsen in den Fluß setzen; dabei gab ich mich der Hoffnung hin, daß ich, wenn ich nicht durch den Fall zerschmettert würde, in der Finsterniß die Verfolgung der Feinde vereiteln und so meine Flucht bewerkstelligen könnte.

Mit solchen Planen beschäftigt, erwartete ich mit Ungeduld die Zeit, wo die Wilden sich dem Schlaf überlassen sollten.

Es wurde Mitternacht, bevor sie sich zur Ruhe begaben. Ich war fest gebunden und mußte auf dem Boden liegen; um mich her hatten sich gegen zwölf Indianer gelagert.

Endlich schienen sie sämmtlich im Schlafe versunken; da versuchte ich, meine Bande, die aus Bast bestanden, zu zerreißen. Beinahe war es mir gelungen, als plötzlich einer von den Indianern aufsprang und mit aufgehobener Axt auf mich zulief.

Schon hielt ich mich für verloren, doch vollführte er den verhängnißvollen Streich nicht. Er untersuchte meine Bande, und als sie noch fest zu sein schienen, und als er auch mich schlafend glaubte, trat er von mir zurück und legte sich wieder nieder.

Bald war Alles im Schlafe. Nun, dachte ich, ist der Augenblick vorhanden, der über mein Leben oder meinen Tod

entscheiden muß! Mit einer gewaltsamen Anstrengung zerriß ich das Strickwerk um meine Hände. Dann löste ich die Fesseln, die ich an den Füßen hatte, und schritt vorsichtig über die schlafenden Indianer. Einer derselben murmelte etwas im Schlafe und rührte sich ein wenig, als wäre er am Aufwachen, doch blieb er wieder ruhig. Jetzt ergriff ich eine der Musketen, die an einem Baume lehnten und schlich still und angstvoll von dannen.

Kaum war ich etwa eine Viertelstunde weit gegangen, so hörte ich ein Geschrei von den Indianern her, das durch den Wald hin wiederhallte. Nun wußte ich, daß meine Flucht entdeckt war. Ich befand mich gerade am Ufer des Flusses und war umgeben von Felsen; da kroch ich zwischen zwei große Felsstücke, legte mich hin und hielt mich ganz stille. In Kurzem hörte ich, wie die Indianer in meine Nähe kamen.

Zwei oder drei derselben gingen so nahe an mir vorüber, daß ich sie mit der Hand hätte erreichen können. Zuletzt aber erblickte mich doch einer von ihnen, erhob sogleich seine Muskete und zielte nach mir, doch — er zögerte mit dem Schusse.

Ich benützte den Augenblick und warf mich über das Ufer hinunter in den Fluß; mit einer Hand hielt ich die Muskete, mit der andern arbeitete ich und schwamm glücklich hinüber.

Kaum hatte ich das jenseitige Ufer erreicht, so hörte ich, wie hinter mir mehrere Wilde sich in's Wasser stürzten. Nun kletterte ich aber an dem steilen Ufer hinauf, machte mich in den Wald hinein, und lief, was ich nur laufen konnte. Allein meine Wunden hinderten mich und noch schmerzten mich die

vom Festbinden angeschwollenen Stellen. Da war es kein Wunder, daß die schnellen Indianer mich bald einholten und mich wieder in die Gefangenschaft führten. Sie brachten mich an denselben Ort zurück, von wo ich entlaufen war und banden mich fester als zuvor.

23 Kapitel.

Peter setzt die Erzählung seiner Begebenheiten fort.

Endlich wurde es Morgen, und der Häuptling des Stammes kam an mit mehrern andern Indianern. Er war ein alter Mann, aber noch bei voller Kraft und Rührigkeit.

Die Indianer erzählten ihm von meiner Gefangennehmung und von meinem Versuche, zu entkommen und wollten von ihm mein Urtheil vernehmen. Nachdem er die ganze Geschichte angehört hatte, trat er zu mir her und sprach in ernstem Tone, wie folgt: —

„Weißer Mann, höre auf mich! Ehedem war der rothe Mann König über diese Wälder und Gewässer. Die Berge und Flüsse gehörten dem rothen Manne, und damals war er reich und glücklich.

„Da kamen die weißen Männer, deine Väter. Der rothe Mann hieß sie willkommen; allein sie waren undankbar und verrätherisch.

„Und als sie stärker wurden, jagten die rothen Männer sie über die Berge, und nahmen ihr Land.

„Noch war ich des weißen Mannes Freund.

„Aber sieh hier," sprach er, und deutete auf eine Narbe an seiner Brust, „dies ist die Spur von eines weißen Mannes Kugel.

„Ich hatte ihnen nichts zu Leid gethan; ich lebte unter ihnen und diente ihnen; aber sie schossen auf mich, als wäre ich eine wilde Katze.

„Weißer Mann," fuhr er fort, „höre auf mich! Ich war einst des weißen Mannes Freund, ich bin jetzt sein Feind. Denk' nicht ferner an die Flucht; in dieser Stunde mußt du sterben."

„Häuptling," versetzte ich, „thut nach euerm Gefallen!

Ist es Gottes Wille, daß ich sterbe, wohlan, so sei es. Mein Vater war freundlich gesinnt gegen die rothen Männer, und sein Sohn hat ihnen nie geschadet.

„Mein Vater hat einem rothen Mann das Leben gerettet, und ihr wollt seinen Sohn tödten. Macht es einem indianischen Häuptling Freude, das Blut desjenigen zu vergießen, dessen Vater einem rothen Mann das Leben gerettet hat, so tödtet mich; ich bin bereit zu sterben. Und meine Seele wird zu dem großen Geiste kommen und wird ihm sagen: Mein Vater war ein Wohlthäter gegen die rothen Männer, und sie mordeten seinen Sohn!"

„Sag an," sprach der Häuptling, „wo lebte dein Vater?" „In Boston," war meine Antwort.

„Und wie hieß der Indianer, dem er das Leben gerettet?" „Wampum hieß er," erwiederte ich.

Da rief er laut aus: „weißer Mann, sieh' mich an! Ich kenne dich, du warst der Knabe, der zu meinem Wigwam in Holyoak kam. Du warst derselbe Knabe, der mit mir zu den großen Wasserfällen ging. Mir hat dein Vater das Leben gerettet, und wie könnte ich seinen Sohn tödten lassen?"

„Brüder," sagte Wampum zu den Indianern, „ich war als Fremdling in einer fernen Stadt der weißen Männer. Ich trank von ihrem Feuer-Wasser*), und es machte mich berauscht und zornig.

---

*) Die Indianer nennen den Rum „Feuer-Wasser."

„Da schlug ich einen Matrosen, und dieser wurde mir feind. Einst überfiel er mich mit zwölf Mann. Sie schlugen mich zu Boden und traten mich mit Füßen. Sie hätten mich getödtet, wäre nicht ein starker weißer Mann dazwischen gekommen, der sie auseinander jagte. Jener Freund der rothen Männer rettete mir das Leben — und dieser hier ist sein Sohn; soll er nun sterben?"

Die Indianer banden mich los an Händen und Füßen, — das war ihre Antwort.

„Geh nun," sagte Wampum, „geh zu deinen Freunden, und erzähle ihnen, daß die rothen Männer nicht undankbar seien."

„Sag ihnen, daß wir an den Kindern die Wohlthaten ihrer Väter vergelten. Wir führen nur Krieg mit den Bösen; wir trachten nur nach dem Blute unserer Feinde."

Mit diesen Worten stellte er mir meine Flinte zu, gab mir einen Sack voll getrocknetes Hirschfleisch, und sagte, ich könne nun frei abziehen. „Halte dich nur längs diesem Flusse," fügte er hinzu, „so wirst du in drei Tagen das amerikanische Lager erreichen."

Nachdem ich dem Häuptling meinen Dank ausgedrückt hatte, zog ich von dannen. Meine Reise ging ungehindert an dem Ufer des Flusses fort. Als es Nacht wurde, zündete ich ein kleines Feuer an, und legte mich daneben hin zum Schlafen.

Den folgenden Tag setzte ich meine Reise fort. Am Abend befand ich mich zwischen schroffen Klippen und Felsen, an welchen der Fluß in schäumenden Fällen vorüberrauschte.

Ich sah mich nach einer Schlafstelle für die Nacht um,

als ich einen Menschen gewahrte, der sich mir näherte. Sein Gesicht war blaß und der Blick war geisterhaft verstört.

Wie groß war mein Erstaunen, als ich entdeckte, daß es Jakob Jenkins war, den ich schon seit drei Tagen todt glaubte!

Er sagte mir nun, man habe ihn für todt auf dem Platze gelassen, er sei aber nur verwundet gewesen; eine ganze Nacht und einen ganzen Tag habe er dort gelegen, und seitdem sei er im Walde umhergeirrt.

Er war sehr schwach vor Hunger und wegen Blutverlust; nachdem er aber etwas von meinem Hirschfleisch gegessen hatte, konnte er doch ruhig schlafen, und war am darauffolgenden Morgen im Stande, mich in langsamem Schritte auf meiner Reise zu begleiten.

In drei Tagen langten wir in dem amerikanischen Lager an und traten in unser Regiment ein, das unter dem Befehle des General Gates stand.

24. Kapitel.

Peter erzählt noch Einiges von dem Kriege mit England.

Es war jetzt eine wichtige Zeit für die Armee. General Burgoyne, der englische Befehlshaber, lagerte in nicht großer Entfernung von uns mit ungefähr sechstausend Mann.

Schon hatte mancher Kampf zwischen dieser Armee und den amerikanischen Truppen unter General Gates stattgehabt. Etwa einen Monat, nachdem Jenkins und ich angekommen waren, stießen die beiden Armeen auf einander. Sie fochten lange und viele Hunderte fielen, doch war auf keiner Seite ein entschiedener Sieg. Zuletzt ward aber General Burgoyne in Schwierigkeiten verwickelt und mußte sich sammt seinen sechstausend Soldaten dem General Gates als Kriegsgefangener ergeben. Diese Begebenheiten ereigneten sich in der Nähe von Saratoga, im Staate New-York, im Herbste des Jahres 1777.

Nach der Gefangennehmung von Burgoyne verließ ich die Armee und kehrte nach Boston zurück. Hier blieb ich bis zum Herbste des Jahres 1781. Alsdann trat ich wieder in die Armee und war gegenwärtig bei der Gefangennehmung der britischen Armee zu Yorktown, unter Lord Cornwallis. Dies letztere war das größte und wichtigste Ereigniß des amerikanischen Krieges. Die nähern Umstände davon sind kurz folgende: Lord Cornwallis stand an der Spitze von siebentausend Engländern bei Yorktown, in Virginien. Dahin marschirte General Washington an der Spitze des amerikanischen Heeres mit dem festen Entschluß, wo möglich die Engländer zu besiegen und gefangen zu nehmen.

Washington machte schnell den Angriff und brachte es in ein paar Tagen dahin, daß sich ihm Lord Cornwallis sammt den siebentausend Soldaten unterwarf.

So verhielt es sich mit dem Kriege, den man die amerikanische Revolution nennt. Nur einmal kam es unterdessen

mit England wieder zu Feindseligkeiten; diese dauerten aber nur kurze Zeit und Friede herrscht nun zwischen beiden Ländern.

Man darf hoffen, daß zwischen England und Amerika der Krieg nie mehr ausbrechen wird. Das Volk dieser beiden Länder spricht dieselbe Sprache, ist demselben Glauben zugethan, und hat fast gleiche Sitten und Gebräuche. Warum sollten sie nicht lieber im Frieden mit einander leben und sich eher wechselseitig Gutes thun, als sich anfeinden und einander Schaden zufügen?

Im Fall mein kleiner Leser je nach England käme, so würde er gewiß Manches zu bewundern finden, sowohl an dem Volke, als an dem Lande. Dort ist jede Stelle des Bodens schön angebaut, und das Land ist bedeckt mit Städten, Flecken und Dörfern. Das Volk ist verständig, und Viele aus dem Volke sind sehr wohl unterrichtet. Manche leben dort auf großem Fuße, und in keiner Gegend der Erde findet man so schöne Gärten und Landgüter, als in England.

England ist aber nicht nur ein sehr schönes Land, sondern sein Volk ist auch die reichste und mächtigste Nation auf Erden.

Vielerlei Tücher, in die wir uns kleiden, und andere Handelsartikel, deren man sich sowohl zur Bequemlichkeit als auch zum Vergnügen bedient, werden in England fabricirt, und viele Künste haben dort einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Wir ersehen daraus, daß die Amerikaner England eine besondere Achtung schuldig sind, und alle stolz

darauf sein können, daß ihre Vorväter aus jenem Lande stammen.

---

25. Kapitel.

Peter schließt seine Erzählungen über Amerika.

Auch die Amerikaner bilden jetzt eine große und mächtige Nation. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zählen beinahe sechzehn Millionen Einwohner. Diese Staaten werden durch einen Präsidenten und den Kongreß regiert. Der Kongreß hat jeden Winter in Washington statt und beschäftigt sich hauptsächlich mit der Gesetzgebung. Dazu versammeln sich jedesmal eine Anzahl Männer, die in jedem Staate besonders dazu gewählt werden; das Haus, in dem sie sich versammeln, heißt das Kapitol.

Die Vereinigten Staaten umfassen jetzt sechsundzwanzig einzelne Staaten, wovon jeder seinen eigenen Gouverneur hat, alle aber stehen vereint unter der allgemeinen Regierung des Präsidenten und des Kongresses.

Die Namen dieser Staaten sind folgende:

Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island und Connecticut. Diese Staaten zusammen werden gewöhnlich Neu-England genannt.

New-York, New-Jersey, Pennsylvanien und Delaware heißen gewöhnlich die Mittel-Staaten.

Virginien, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien, Alabama, Maryland und Mississippi heißen die südlichen Staaten.

Ohio, Michigan, Tennessee, Kentucky, Indiana, Illinois, Louisiana, Arkansas und Missouri werden die westlichen Staaten genannt.

Und nun bin ich zu Ende mit meinen Erzählungen über Amerika. Ihr habt gehört, wie Columbus Amerika entdeckte, wie Cortez Mexico und wie Pizarro Peru eroberte.

Es ist euch noch erinnerlich, was ich euch von den Niederlassungen in Virginien, New-York, Neu-England, Delaware, Maryland und Pennsylvanien gesagt, und wie ich euch den alten französischen Krieg und den Krieg mit England beschrieben habe.

Ich könnte euch wohl noch Mancherlei von Amerika erzählen, aber ihr wißt jetzt schon so viel davon, daß es vorerst genug ist, wenn ihr dieß Alles im Gedächtniß behaltet.

26. Kapitel.

Peter erzählt von Australien und andern Gegenden. Schluß.

Ihr habt nun beinahe Alles gehört, was ich von den verschiedenen Welttheilen zu sagen weiß. Zum Schlusse will ich euch nur noch ein paar Worte von Australien, Van Diemen's Land und Neu-Seeland erzählen.

Südöstlich von den Inseln Java und Sumatra, die ihr noch aus meinen Erzählungen über Asien kennen werdet, liegt eine sehr große Insel. Sie hieß ursprünglich Neu-Holland, wird aber gewöhnlich Australien genannt, und bildet den fünften Welttheil.

Australien wurde vor etwa zweihundert Jahren von den Holländern entdeckt. Es ist die größte Insel in der ganzen Welt, denn sie hat eine Länge von ungefähr zwölfhundert Stunden.

Die Bewohner dieses Landes sind sehr wild und beinahe so schwarz wie die Neger. Sie sind unbekleidet und bemalen den ganzen Körper mit allerlei Farben, auch behängen sie sich vom Kopf bis auf die Füße mit Muscheln, Perlen und ähnlichen Dingen. Diese Menschen haben gar sonderbare

Gebräuche. So reißen sich zum Beispiel alle Männer einen der obern Vorderzähne aus, und die meisten Weiber schneiden sich zwei Glieder vom kleinen Finger ab.

In diesem Lande gibt es Eisen, Steinkohlen und kostbare Steine in Menge. Die Engländer besitzen eine blühende Niederlassung auf der Ostseite von Australien, und ich kenne mehrere Leute, die jetzt ihr gutes Fortkommen dort haben. Die Hauptstadt derselben heißt Sydney.

In ganz kurzer Zeit ist Sydney aus einem kleinen Orte eine große Stadt geworden, mit vielen schönen Straßen und öffentlichen Gebäuden. Sie zählt über vierzigtausend Einwohner und wird sogar schon mit Gas beleuchtet, was selbst in Europa an vielen Orten noch nicht der Fall ist. Hier seht ihr den am Hafen liegenden Theil der Stadt abgebildet.

Dampfschiffe gibt es in diesem entferntesten Theil unserer Erde ebenfalls schon. Die hauptsächlichsten Handelsartikel dieses Landes sind Oel und namentlich Wolle, welche sehr geschätzt ist.

In Sydney befinden sich viele schöne Kirchen und zahlreiche öffentliche und Privat-Schulen.

Im Innern des Landes gibt es eine Menge Känguruh's, eine gar sonderbare Art Thiere, wie ihr hier sehen könnt.

Südlich von Australien liegt Van Diemen's Land, eine Insel, welche ebenfalls von den Holländern im Jahr 1644 entdeckt worden ist. Die Bewohner von Van Diemen's Land

sind noch wilder und barbarischer als jene von Australien. Die Hauptstadt dieser Insel heißt Hobart-Town.

Seit langer Zeit werden alle Leute, die man in England wegen schwerer Verbrechen zu einer harten Strafe verurtheilt, nach Australien und Van Diemen's Land transportirt, wo sie frei herumgehen dürfen, aber tüchtig zur Arbeit angehalten, und nur in seltenen Fällen in's Gefängniß gesperrt werden.

Da ereignet es sich denn manchmal, daß solche Verbrecher in abgelegene Gegenden entfliehen, die sie nur von Zeit zu Zeit verlassen, um Raub und Mord zu begehen. Diese Busch-Räubereien, wie man sie in Australien zu nennen pflegt, kommen glücklicher Weise jetzt nur noch selten vor.

Ich will euch eine kurze Geschichte von einem solchen Buschräuber erzählen. Er hieß Michael Howe und war wegen Diebstahl auf sieben Jahre nach Australien transportirt worden. Dort diente er bei einem Kolonisten. Aber bald entfloh er in die Wälder, wo er der Anführer von ähnlichen schlechten Menschen wurde, und mit diesen eine Menge Räubereien und Mordthaten beging.

Seine Gefährten brachten ihn durch Neid und Mißtrauen dahin, daß er sich freiwillig wieder bei den Behörden stellte. Es dauerte aber nicht lange, so begab er sich neuerdings in seinen ehemaligen Schlupfwinkel. Seine alten Kameraden mieden ihn jedoch als einen Verräther. Da streifte er allein in den Wäldern umher und beging während geraumer Zeit alle erdenklichen Verbrechen.

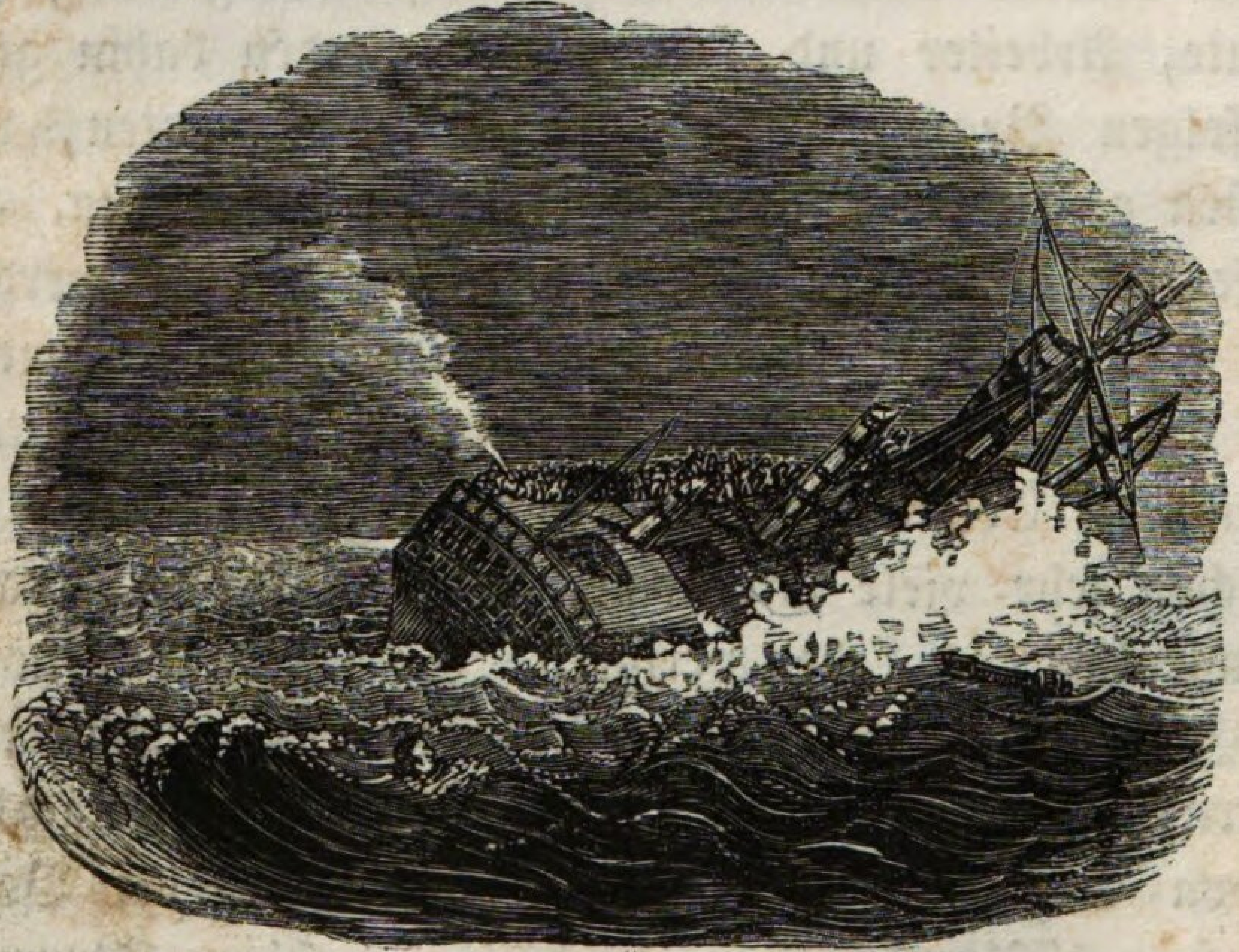
Endlich gelang es der Regierung, seinen Schlupfwinkel ausfindig zu machen, und es wurde eine Abtheilung Soldaten ausgeschickt, um ihn zu ergreifen. Diesen leistete er aber einen so verzweifelten Widerstand, daß sie ihn gar nicht gefangen nehmen konnten, sondern auf der Stelle erschießen mußten.

So endete Michael Howe sein schuldvolles Leben. Hätte er Gott gefürchtet und seine Gebote befolgt, so würde ich euch bessere Dinge von ihm haben erzählen können.

Es ist recht interessant, die Fortschritte einer Colonie zu beobachten. Zuerst wird ein Land von einem Weltumsegler entdeckt. Später kommen einige Leute dahin und gründen eine Niederlassung, die allmählig an Wichtigkeit zunimmt. Dann wird die Colonie unter den Schutz einer Regierung gestellt. Landleute, Arbeiter und Handwerker werden dahin geschickt; ihnen folgen Beamte, und eine Anzahl Soldaten, um die Colonisten gegen die wilden Eingeborenen zu schützen. Häuser und öffentliche Gebäude werden errichtet; Bücher werden gedruckt; eine Zeitung erscheint; neue Colonisten kommen an; Handel und Gewerbe machen immer größere Fortschritte, und so gedeiht die Colonie in jeder Beziehung.

Schon sehr viele Verbrecher haben auf dem Transport nach Australien das Leben verloren. So sollten vor noch nicht langer Zeit eine Menge weiblicher Sträflinge auf dem Schiff Amphitrite dahin transportirt werden. Wenige Tage nach der Abfahrt von England wurde dieses schöne Schiff bei Boulogne an der französischen Küste während eines heftigen Sturmes auf einen Felsen geworfen.

Während das Schiff sich in dieser schrecklichen Lage befand, schwamm ein Mann, Namens Peter Henin, mit großer Lebensgefahr zu demselben hin, und erbot sich, ein Seil an das Ufer zu ziehen. Auf diese Weise hätten alle Leute an Bord des Schiffes gerettet werden können. Der Kapitän aber war ein eigensinniger Mann; er behauptete, dasselbe werde mit der nächsten Fluth wieder flott werden. Doch leider war dieß nicht der Fall. Als die Fluth kam, wurde das Schiff von den Wellen hin und her geworfen, und sank zuletzt mit allen Leuten, welche sich darauf befanden, unter. Keine Seele wurde gerettet.



Oestlich von Van Diemen's Land liegt Neu-Seeland. Es besteht aus zwei, durch eine Meerenge getrennten, Inseln. Die nördliche Insel ist die fruchtbarste von beiden. Yamswurzeln, Kartoffeln und Kokosnüsse wachsen dort in Menge; die Bewohner dieser Inseln sind wohlgebaute, kräftige Menschen, namentlich zeichnen sich die Frauen durch Schönheit aus. Es gab dort früher keine vierfüßigen Thiere außer Hunden und Ratten, bis die Europäer noch andere dahin brachten.

Die Neu-Seeländer haben sonderbar geformte Boote, wie ihr hier sehen könnt.

Gern, ihr lieben Kinder, würde ich euch noch von vielen andern Dingen erzählen, denn ich habe noch gar Mancherlei erlebt; meine Geschichte war aber schon so lang, daß ihr euch für ein ander Mal gedulden müßt.

Ende.

Inhalt.

Peter Parley's Erzählungen

über

Europa.

Kapitel.		Seite.
1.	Peter erzählt von Europa und andern Dingen	3
2.	„ schildert die Europäer	8
3.	„ begiebt sich auf eine Reise	14
4.	„ erzählt von London	16
5.	„ geht nach Windsor, um das königliche Schloß zu sehen	22
6.	„ erzählt von den Königen von England	25
7.	„ „ noch mehr von England	27
8.	„ kömmt nach Holland	29
9.	„ erzählt von Holland	31
10.	„ „ von Peter dem Großen	33
11.	„ begiebt sich nach Kopenhagen	35

Kapitel.		Seite.
12.	Peter verläßt Kopenhagen und erzählt von Schweden . .	37
13.	„ erzählt von Norwegen	40
14.	„ „ von Lappland	43
15.	„ „ von St. Petersburg	44
16.	Geschichte der Prascovia	49
17.	Peter verläßt St. Petersburg und reist nach Preußen . .	53
18.	„ reist nach Wien	58
19.	„ erzählt von Oestreich	60
20.	„ „ von der Türkei und Griechenland . . .	63
21.	„ kömmt nach Italien	68
22.	„ verläßt Italien und besucht die Schweiz	73
23.	„ erzählt von Frankreich	77
24.	„ „ von Spanien und Portugal	84
25.	„ „ von seiner Rückkehr nach Amerika . . .	85

Peter Parley's Erzählungen

über

Asien.

1.	Geschichte von einem Tiger und einem Krokodil . . .	89
2.	Peter erzählt von Asiens Ländern und Völkern	93
3.	„ „ von seiner Reise nach China	99
4.	Beschreibung von Canton	101
5.	Etwas über China, über den Kaiser von China und über die Städte Pekin und Nankin	105
6.	Peter erzählt von den Chinesen	110
7.	„ „ von der Tartarei und den Tartaren . . .	116
8.	„ „ von Thibet	119

Kapitel. Seite.
9. Etwas von Japan 122
10. Peter besteht ein sonderbares Abenteuer 124
11. Beschreibung von Malacca und den Malayen 128
12. Bericht über Indo-China und das birmanische Reich . . 130
13. Die Geschichte von Herrn und Madame Judson . . . 132
14. Peter erzählt von Hindostan, den Hindus und einem Sturme 136
15. Etwas von den Elephanten, Tigern, Rhinocerossen und Schlangen 138
16. Religion der Hindus 141
17. Peter kehrt nach Amerika zurück. Eine Wasserhose. Jakob Jenkins 144
18. Jakob Jenkins' Geschichte 147
19. Etwas über Arabien. Fortsetzung der Reise-Abenteuer von Jenkins 152
20. Fortsetzung der Abenteuer von Jenkins 159
21. Schluß 163

Peter Parley's Erzählungen

über

Afrika.

1. Peter kommt auf das mittelländische Meer und beobachtet einen Ausbruch des Berges Etna 169
2. " tritt die Rückreise nach Amerika an, besteht einen Seesturm und geräth in die Hände von Seeräubern . 175
3. " wird nach Tripolis geführt, wo man ihn einkerkert, und wo er viel zu leiden hat 178

Kapitel. Seite.
4. Eine kurze Beschreibung von Afrika 184
5. Beschreibung der Stadt Tripolis 188
6. Beschreibung von Algier, Marocco und Tunis . . . 190
7. Peter entdeckt seinen Retter, und erkennt in ihm einen alten Bekannten 195
8. Eine Räubergeschichte 198
9. Leo's Beschreibung von Egypten 201
10. Leo endigt seine Geschichte 208
11. Peter erzählt, wie Decatur nebst zwanzig Amerikanern das Schiff Philadelphia verbrannt haben 209
12. „ langt in Egypten an, und zieht mit der Expedition des Generals Eaton durch die Wüste 213
13. Ankunft in Derne. Der Sirocco. Ein Treffen u. s. w. . 218
14. Peter reist nach China. Etwas von Capitän Riley . . 220
15. Capitän Riley's Schiffbruch 222
16. Capitän Riley's Schicksale und Leiden 226
17. Peter fährt fort in seiner Reisebeschreibung, und erzählt von Mungo Park und andern Reisenden im Innern von Afrika 231
18. Etwas von der Sierra Leone, von Liberia, der Elfenbein-Küste, Gold-Küste, Guinea und von dem Sclavenhandel 236
19. Peter erzählt von seiner Reise, und von einem Sturme in der Nähe des Vorgebirgs der guten Hoffnung . . . 240
20. „ erzählt von der Kap-Kolonie, von den Hottentotten, von verschiedenen wilden Thieren und von einer sonderbaren Erscheinung im indischen Ocean. Schluß. . . 242

Peter Parley's Erzählungen
über
Amerika.

Kapitel.		Seite.
1.	Peter erzählt von sich selbst, von Boston und von den Indianern	249
2.	„ erzählt seine Begebenheiten	252
3.	„ „ von einer Jagd-Parthie	254
4.	„ „ , was Wampum von seinen Voreltern ihm sagte	256
5.	„ erzählt, wie er nach Vermont kam	258
6.	„ „ weiter von seinen Begebenheiten in Vermont	259
7.	„ „ von seiner Rückkunft mit den Soldaten und von andern Dingen	261
8.	„ erzählt von Hartfort und dem Flusse Connecticut	262
9.	„ „ von New-York	264
10.	„ „ von Jakob Jenkins und seinen Reiseabenteuern	267
11.	Fortsetzung der Reiseabenteuer von Jenkins	270
12.	Peter leidet Schiffbruch	274
13.	„ erzählt von verschiedenen Dingen	277
14.	„ „ von Columbus	279
15.	Die Geschichte von Columbus fortgesetzt	281
16.	Die Geschichte von Cortez und Pizarro	283
17.	Peter erzählt von den Niederlassungen in Nord-Amerika	286
18.	„ fährt fort, von den Niederlassungen in Nord-Amerika zu erzählen	288
19.	„ erzählt von dem ehemaligen Zustande von Nord-Amerika und von dem alten französischen Kriege	290
20.	„ erzählt weiter von dem alten französischen Kriege	293

Kapitel.		Seite.
21.	Peter erzählt von dem Kriege der Amerikaner mit England und von seinen sonderbaren Begegnissen unter den Indianern	297
22.	„ fährt fort in der Erzählung seiner Abenteuer	300
23.	„ setzt die Erzählung seiner Begebenheiten fort	304
24.	„ erzählt noch Einiges von dem Krieg mit England	308
25.	„ schließt seine Erzählungen über Amerika	311
26.	„ erzählt von Australien und andern Gegenden. Schluß.	313

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goodrich, Samuel G.,

Peter Parley's Erzählungen über Europa, Asien, Afrika und Amerika

Carlsruhe [1845]

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.6,312
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094803-4